Anecdoten

zur

Lebensgeschichte

berühmter

französischer, deutscher, italienischer, holländischer und anderer

Gelehrten,

Zweyter Theil.

Leipzig,
in Lankischens Buchhandlung,
1762.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Anecdoten
von berühmten
Gelehrten.

Philipp Quinaut,
geb. zu Paris 1655, gest. 1688.

I.

Die Comödianten zu Paris pflegten anfänglich die theatralischen Stücke von den Verfassern selbst zu kaufen; der Profit also, wenn ein solches Stück wohl aufgenommen ward, war gänzlich ihre. Aber dieser Gebrauch hatte auch dieses beschwerliche, daß die Comödianten öfters nicht viel für ein solches Stück gaben, weil es sich nicht selten zutrug, daß das

Publicum ihm seinen Beyfall versagte. Bisweilen trug der Name des Verfassers etwas bey, daß ein Stück theuerer bezahlt ward. Tristan also, der seinen Schüler Quinaut gern in die Höhe bringen wollte, las selbst den Comödianten das Stück, die Nebenbuhler betittelt, vor. Diese nahmen es mit großem Beyfall auf, und versprachen hundert Thaler dafür zu geben. Tristan sagte ihnen hierauf, daß das Stück nicht von ihm selber, sondern von einem jungen Menschen wäre, der Quinaut hieße, und viel Genie hätte. Die Comödianten wollten, da sie das hörten, ihr Versprechen zurück ziehen, und meynten, daß sie nicht mehr als etwan funfzig Thaler an dieses Stück wagen könnten, weil er es nicht selbst gemacht habe. Die Mühe, die sich Tristan gab, die Comödianten beym Worte zu halten, war vergebens. Endlich besann er sich auf ein Mittel, wobey weder sie, noch Quinaut, zu kurz kommen sollten; Er that nemlich den Comödianten den Vorschlag: daß sie dem Verfasser der Comödie den neunten Theil von den Einkünften einer ieden Vorstellung geben sollten, so lange das Stück hinter einander als etwas neues aufgeführt würde, und daß es hernach den Comödianten eigenthümlich gehören solle. Dieser Vorschlag ward auf beyden Seiten angenommen, und schien so sinnreich, daß die Autoren und Comödianten nach der Zeit beständig darbey blieben. Da hernach Stücke von einem und drey Aufzügen auf dem Theater eingeführt worden sind, haben sich die Verfasser und

Comödianten mit einander um den achtzehnten Theil verglichen.

II.

Tristan beredete den Quinaut, daß er sich zu einem Advocaten begab. Dieser trug ihm eines Tages auf, einen seiner Clienten, einen Edelmann, der viel Verstand und Verdienste besaß, zu seinem Referenten zu führen, und ihm seine Proceßsache aus den Acten vorlegen zu lassen. Da nun der Referent eben nicht zugegen war, und auch erst spät zu Hause kommen sollte, so that Quinaut dem Edelmanne den Vorschlag, daß sie unterdessen mit einander in die Comödie gehen wollten. Kaum waren sie auf dem Schauplatze angekommen, als so gleich die vornehmsten Männer, die sich daselbst befanden, dem Quinaut um den Hals fielen, und ihm wegen seines vortrefflichen Stücks (der unbescheidene Liebhaber) das sie zum dritten oder vierten male vorstellen sahen, Glück wünschten. Der Edelmann, der über das, was er sahe, in Verwunderung gerieth, erstaunte noch mehr, als man die Comödie spielte, welche von den Logen und dem Parterre mit gleichem Beyfall aufgenommen ward. So groß sein Erstaunen war, so ward es doch noch größer, als sie mit einander zum Referenten kamen, und er den Quinaut ihm seine Proceßsache mit einer unglaublichen Zierlichkeit, und mit so wichtigen Gründen vorstellen hörte, daß er an dem Gewinn derselben gar nicht mehr zweifelte.

III.

Ich habe den Quinaut als Schreiber bey einem Advocaten gesehen, sagt Menagius. Seine ersten theatralischen Stücke wurden mit solchem Beyfall aufgenommen, daß man das Schreyen über zwey Straßen hören konnte. Ein Kaufmann, der ein großer Freund der Comödien war, nöthigte ihn, daß er zu ihm ins Haus ziehen mußte. Dieser Kaufmann starb bald darauf. Quinaut nahm sich seiner Familienangelegenheiten an, heyrathete die Wittwe, und mit ihr mehr als vierzig tausend Thaler.

IV.

Quinaut, der nun ein Mann von Vermögen war, wollte auch gern eine öffentliche Bedienung haben, und kaufte sich die Stelle eines Auditeurs bey der Rechnungskammer. Man machte Schwierigkeiten, ihn aufzunehmen. Die Herren von der Rechnungskammer gaben vor, daß es einer so ehrwürdigen Gesellschaft, als die ihrige wäre, nicht zur Ehre gereiche, einen Mann unter sich zu nehmen, der Tragödien und Comödien gemacht hätte. Dieser Umstand veranlaßte folgende von einem Ungenannten herrührende Verse:

Quinaut, le plus grand des Auteurs,
Dans votre corps, Messieurs, a dessein de paroitre.
Puisqu'il a fait tant d'Auditeurs,
Pourquoi l'empechez-vous de l'etre?

„Quinaut, meine Herren, der größte „unter den Schriftstellern, sucht eine Stelle „unter ihnen: warum wollen sie ihm, der „so viel Zuhörer gemacht hat, nicht erlauben, „daß er selbst einer sey?„

V.

Nach dem Urtheile des Herrn Remond von Saint-Mard, hat Quinaut nie einen Gedanken am unrechten Orte angebracht, nie eine Empfindung mit der andern verwechselt; oder besser zu sagen, die Empfindungen haben nie eine Sprache geredet, die wahrer, und ihnen angemessener wäre. Dieses brachte ihm auch die meiste Ehre, weil die Sprache der Empfindung vielleicht weit schwerer zu treffen ist, als die Empfindung selbst.

VI.

Es ist gewiß, daß Quinaut die Lobsprüche, die er in seinen Prologen dem Könige machte, übertrieben habe. Nach der Schlacht bey Höchstädt sagte demnach ein deutscher Prinz spottweise zu einem französischen Gefangenen: Monsieur, macht man ietzt in Frankreich noch Prologen zu den Opern?

VII.

Eine gewisse Anzahl witziger Köpfe und Leute von Verdienst, die es nicht ertragen konnten, daß die Opern des Quinaut so viel Beyfall fanden, ließen sich in den Kopf kommen, sie schlecht zu finden, und um den Beyfall der Welt zu bringen.

Als sie eines Tages mit einander speiseten, umringten sie, nach geendigter Mahlzeit, mit dem Glase in der Hand, den Lully, der mit in der Gesellschaft war, setzten ihm die Gläser an die Kehle, und schrien: **Sage dich vom Quinaut los, oder es kostet dein Leben.** Dieser Scherz erregte ein großes Gelächter; aber hernach fieng man ernstlich davon zu sprechen an, und vergaß nichts, um dem Lully die Poesien des Quinaut verhaßt zu machen. Ihre List war aber vergebens, weil sie es mit einem selbst listigen und verständigen Manne zu thun hatten. Man sprach bey der Gelegenheit auch vom Perraut, und einer von den Herren sagte, es sey zu bedauern, daß er den Quinaut so hartnäckig zu vertheidigen suche; er wäre zwar ein alter Freund von ihm; aber die Freundschaft habe doch ihre Grenzen; Quinaut sey ein verächtlicher Mensch, und Perraut mache sich durch ihn zugleich verächtlich. Der Wirth vom Hause, bey dem diese Herren gespeist hatten, nahm es auf sich, dem Perraut dieses zu hinterbringen. Er that es, und Perraut bedankte sich für seine gut gemeynte Vorstellung; er fragte ihn aber zugleich, was denn diese Herren so tadelhaftes an den Opern des Quinaut fänden. Sie finden, antwortete ihm dieser, daß die Gedanken nicht edel, nicht fein und gewählt genug sind; daß der Ausdruck zu gemein, zu alltäglich, und daß überhaupt alles nur in einer gewissen Anzahl von Worten besteht, die beständig wieder vorkommen. Ey, mein Herr, antwortete ihm Perraut,

finden sie nicht, daß wenn man sich nach dem Geschmack dieser Herren richten wollte, man Worte zusammen setzen würde, die sich für die Musik nicht schicken, und den Zuhörern unverständlich seyn würden? Sie wissen, daß die Stimme, so helle sie auch seyn mag, beständig etwas von dem, was sie singt, verschlingt; und daß man immer von den Gedanken und Worten einer Arie etwas verliert, so natürlich und gemein auch die Worte und Gedanken derselben sind. Was würde nicht geschehen, wenn diese Gedanken sehr fein und gesucht wären, und wenn die Worte ungewöhnlich und aus der erhabensten Poesie hergenommen wären? man würde gar nichts davon verstehen. Wenn man ein Wort singen hört, so muß die Sylbe, die man versteht, die andere, die man nicht versteht, leicht errathen lassen; eben so muß man in einer Redensart, von der man nur einige Worte gehört hat, das zu ergänzen wissen, was dem Ohr entgangen ist, und eine Rede ganz verstanden haben, die man nur halb gehört hat. Nun kann aber dieses nicht geschehen, wenn die Gedanken und Ausdrücke nicht sehr natürlich, bekannt und gebräuchlich sind. Man tadelt daher den Quinaut von einer Seite, wo er das meiste Lob verdient, daß er nemlich mit einer gewissen Anzahl gewöhnlicher Ausdrücke und sehr natürlicher Gedanken, so viel angenehme, und doch sehr von einander unterschiedene Werke hat schreiben können.

VIII.

Als Despreaux zu Versaille in die Oper gieng, sagte er zu dem Officiere, der die Plätze anwies: Setzen Sie mich auf einen Ort, wo ich die Worte nicht höre; ich liebe die Musik des Lully sehr, aber die Verse des Quinaut sind mir äußerst zuwider.

IX.

Quinaut bewarb sich um die Freundschaft des Despreaux, und besuchte ihn hernach fleißig; es geschahe aber blos, daß er Gelegenheit hätte, ihm seine Werke zu zeigen. „Er hat meine Freund„schaft nur gesucht, sagte Despreaux, um mir be„ständig von seinen Versen, und nie von den mei„nigen vorzureden.„

X.

Als eine von den Tragödien des Quinaut keinen Beyfall fand, sagte er zu einem Hofmanne, daß der Schauplatz in Cappadocien sey; daß man sich in dieses Land versetzen, und den Character dieser Nation annehmen müsse. Sie haben Recht, antwortete ihm der Hofmann, ich glaube selber, daß man diese Tragödie nirgends als in diesem Lande spielen sollte.

Anton Füretiere,

geb. zu Paris, gest. 1688.

I.

Benserade setzte sich in der Akademie auf den Platz des Füretiere, dem er nicht gut war, und sagte: Hier setze ich mich auf einen Platz, wo ich eine Menge Thorheiten sagen werde: Nun hurtig, gab ihm Füretiere zur Antwort, Sie haben schon einen guten Anfang gemacht.

II.

So oft ich den Füretiere sahe, sagt Charpentier, bat er mich, daß ich ihm nur den Tag bestimmen sollte, wenn ich Zeit haben würde, bey ihm zu speisen; welches aber nur ein Compliment war, das er mir eine ziemliche Zeit nach einander machte. Als ich endlich satt war, immer eben dasselbe von ihm zu hören, bat ich ihn selbst, daß er mir nur erst das Jahr bestimmen sollte; und das hat er niemals thun mögen.

III.

Als ich einsmals mit der Post von Lyon zurück reiste, sagt Füretiere, kamen wir am a) Mardi-gras in das letzte Nachtlager. Wir waren die ersten, die da ankamen, eine Gesellschaft von acht Personen, die sich an diesem Tage gern etwas zu gute thun wollten. Wir foderten also das beste, was

was die Wirthinn hatte, aber wir konnten sie nicht darzu bringen, es uns zu geben. Es verdroß uns dieses um so viel mehr, da kein ander Wirthshaus da war. Diese Speisen hier, sagte die Wirthinn, sind für die Post, die von Paris nach Lyon fährt, und in einer oder zwo Stunden ankommen wird, zugerichtet; wir heben immer das beste für diese Post auf. Wir baten, wir schmeichelten, wir thaten böse und droheten; aber alles war vergebens, und unsere Wirthinn ließ sich durch nichts bewegen. Wir mußten an diesem Mardi-gras mit einer schlechten Mahlzeit vorlieb nehmen. Wir saßen also, und aßen, als die Post von Paris ankam; so gleich liefen wir ans Fenster, und sahen, zu unserer großen Freude, acht Mönche von dem Wagen steigen, die der Erwählung eines Generals halber, nach Rom reisten, und ihre Fasten schon seit dem Sonntage angefangen hatten. Die Wirthinn bot uns nun alles an, was sie hatte, und um einen Preiß, wie wir selbst wollten; aber wir verlangten nun weiter nichts, und blieben bey unserer schlechten Mahlzeit, um sie dafür zu strafen.

a) Der Dienstag vor der Aschermittwoche; ein Tag, wo man nicht allein in Frankreich, sondern bey nahe in der ganzen Christenheit, die Zubereitungen zu einer stillen und andächtigen Fastenfeyer mit Fressen und Saufen, mit Spielen und Tanzen macht.

IV. Fü-

IV.

Füretiere pflegte zu sagen, der Erfinder der Zueignungsschriften sey ein Bettelmann gewesen.

V.

Füretiere fragte seinen Freund, der in einer schweren Krankheit für ihn gesorgt hatte, wie hoch sich seine Auslage beliefe? Dieser nahm seine Schreibtafel, und fieng an ihm vorzulesen: So viel für Fleisch zu Bouillon; so viel dem Arzte; so viel dem Chirurgus; so viel dem Apothecker; so viel dem Küster und seinem Famulus; so viel den beyden Priestern, die euch die letzte Oelung gegeben haben. „Abbe, Abbe, rief Füretiere bey „den zween letzten Artickeln aus, Sie haben mich „mit dem Sacramente zum armen Manne ge„macht.„

VI.

Als Füretiere dem la Fontaine vorgeworfen hatte, daß er nicht wüßte, was bois en grume, und bois marmenteau sey, und das Gerede gieng, daß Füretiere eine gute Tracht Schläge bekommen habe, so schickte ihm la Fontaine folgendes Sinngedichte:

Toi, qui de tout as connoiſſance entiere
Ecoute, ami Furetiere:
Lorsque certaines gens,
Pour ſe vanger de tes dits outrageans,

Frap-

Frappoient ſur toi, comme ſur une enclume,
Avec un bois porté ſous le manteau;
Dis moi ſi c' etoit bois en grume,
Ou ſi c'etoit bois marmenteau?

„Du, der du von allem genaue Kenntniß „haſt, höre, Freund Füretiere: Als gewiſſe „Leute, um ſich deines loſen Mauls wegen „zu rächen, auf dich, wie auf einen Am„bos, mit einem Holze, das ſie unter dem „Mantel hatten, losſchlugen, war das „bois en grume, oder war es bois mar„menteau?„

Bois en grume iſt Zimmerholz, an welchem noch die Schaale iſt; bois marmenteau heißt hochſtämmig Holz, das zur Zierrath der Häuſer gebraucht wird. Füretiere antwortete folgender Geſtalt darauf:

Dangereux inventeur de cent vilaines fables,
Sachez, que pour livrer de mediſans aſſauts,
Si vous ne voulez pas que le coup porte à faux,
Il doit être fondé ſur les faits veritables.
Ca diſons nous tous deux nos vérités:
Il eſt du bois de plus d'une maniere,
Je n' ai jamais ſenti celui que vous citez;
Notre reſſemblance eſt entiere,
Car vous ne ſentez point celui que vous portez.

„Du

„Du gefährlicher Erfinder hundert schlech-
„ter Fabeln, wisse, daß wenn du ehrenrüh-
„rige Anfälle thun, und nicht haben willst,
„daß der Streich mißlingen soll, er sich
„auf wahre Begebenheiten gründen müsse.
„Nun, wohlan, wir wollen einander die
„Wahrheit sagen: Es giebt verschiedene
„Arten von Holz, und ich habe das Holz
„nie gefühlt, das du anführst; wir sind
„einander vollkommen ähnlich, denn du fühlst
„das Holz auch nicht, das du trägst.„

Dieser letzte Vers ist eine Anspielung auf die Liebeshändel der Madame de la Fontaine.

VII.

Despreaux tadelte sehr heftig, daß la Fontaine die Schwachheit begangen, und seine Stimme zur Ausschließung des Abts Füretiere, seines alten Freundes, aus der Akademie, gegeben hätte. Man sagte indessen zur Entschuldigung des la Fontaine, daß es seine Absicht wohl gewesen sey, dem Füretiere seine Stimme zu geben; daß er aber in der Zerstreuung eine schwarze Kugel eingelegt, und dadurch die Ausschließung verursacht habe.

VIII.

Nach dem Tode des Füretiere ward in der französischen Akademie berathschlagt, ob man dem Verstorbenen, nach der eingeführten Gewohnheit, ein Leichenbegängniß halten solle. Despreaux

gieng mit Fleiß, an dem Tage, da die Sache sollte ausgemacht werden, in die Akademie. Da er aber die meisten Mitglieder auf der verneinenden Seite fand, so trat er allein vor der Gesellschaft auf, und redete sie an: Meine Herren! wir müssen hier auf drey Dinge sehen; auf **Gott**, auf das **Publicum**, und auf die **Akademie**. In Ansehung Gottes werden wir wohlgefällig handeln, wenn wir ihm unsere Rache aufopfern, und für einen Verstorbenen beten, der es mehr als ein anderer bedürfte, wenn er auch nicht durch den Haß, den er gegen uns bezeigt hat, gesündigt hätte. In den Augen des Publici wird es uns Ehre machen, wenn wir unsern Feind nicht bis jenseits des Grabes verfolgen; und in Ansehung der Akademie, wird man die Bescheidenheit schätzen müssen, wenn sie die Beleidigungen mit Gebet vergilt, und einem Christen die Mittel nicht entzieht, die ihm die Kirche, den Zorn Gottes zu stillen, anbietet; und dieses um so viel mehr, da außer der Pflicht, für unsere Feinde zu beten, wir uns auch besonders zu einem Gesetz verpflichtet haben, welches uns für unsere Mitbrüder zu beten befiehlt.

Carl Dücange,

geb. zu Paris, gest. 1688.

I.

Man erzählt vom Herrn Dücange eine sehr sonderbare Sache. Er ließ eines Tages einige Buchhändler zu sich kommen, zeigte ihnen einen Coffre, der in einem Winkel stand, und sagte, daß darinne die Manuscripte zu einem Buche lägen, worüber er mit ihnen einen Accord machen wollte, wenn sie Lust hätten, es zu drucken. Sie nahmen dieses Anerbieten mit Freuden an; als sie aber das Manuscript suchten, fanden sie nichts, als einen Haufen kleiner Zettelchen, die eines Fingers lang waren, und zerrissenem Papiere, das zu nichts zu brauchen war, ähnlich schienen. Dücange lachte über ihr Erstaunen, und versicherte sie nochmals, daß das Manuscript im Coffre läge. Als endlich einer von ihnen einige Stückchen Papier genauer ansahe, fand er etwas darauf geschrieben, das von der Hand des Herrn Dücange war. Er fand auch, daß es möglich sey, alle diese Zettel in Ordnung zu bringen, weil sie sich alle mit einem Worte anfiengen, welches dieser gelehrte Mann zu erklären suchte; man durfte also diese Papierchen nur in alphabetischer Ordnung auf einander folgen lassen. Mit diesem Schlüssel, und der Ueberzeugung von der Gelehr-

samkeit des Herrn Dücange, trug er weiter kein Bedenken, den Handel über den Coffre, und alle darinne befindliche Schätze, zu schließen. Man ward darüber eins, ohne daß noch etwas darzu gesetzt ward; und dieses ist, wie man sagt, der Ursprung des Glossarii vom Dücange.

II.

Der Jesuit, Vavassor, sagte von dem Wörterbuche des Dücange, als es heraus kam: Ich gebe mir schon seit sechzig Jahren alle Mühe, um keines von den Worten zu brauchen, die er zusammen gesucht hat. Vavassor hatte nemlich nichts als die guten lateinischen Schriftsteller gelesen.

III.

Ein Fremder, der in Frankreich herum reisete, suchte sich mit den berühmtesten Gelehrten bekannt zu machen, und fragte, wer ihm die besten Nachrichten über die alte Geschichte von Frankreich geben könnte. Man nannte ihm den Herrn Dücange. Er gieng zu ihm, und meldete ihm so gleich die Ursache seines Besuchs. Der Herr Dücange, der zu solchen Werken, wie er schrieb, nur Augen und Finger erfoderte, antwortete dem Fremden, daß er sich um die Materie, über die er ihn befragte, nie bekümmert habe. Ich weiß weiter nichts davon, sagte er, als was ich von ohngefehr behalten habe, da ich die, zur Verfertigung meines Dictionnairs der mittlern Latinität, nöthigen Schriftsteller durchgelesen habe. Gehen Sie nur zum Herrn Mabillon, der

wird

wird Ihnen in der Sache Licht geben können. Der Fremde gieng also zu diesem gelehrten Benedictiner, welcher ihm aber die Antwort gab: Man hat Sie betrogen, da man Sie an mich gewiesen hat; diese Materie ist nie der Gegenstand meiner Untersuchungen gewesen; ich weiß weiter nichts davon, als was ich in den Schriftstellern gefunden habe, die ich zur Verfertigung der Geschichte meines Ordens durchlesen mußte. Wenn Sie aber einen Mann suchen, der Ihnen darinne Genüge leisten kann, so gehen Sie nur zu dem Herrn Dücange. Eben der ist es, antwortete der Fremde, der mich zu Ihnen schickt. Er übertrifft mich, fuhr Mabillon fort; weil ich aber die Ehre habe, Sie bey mir zu sehen, so will ich Ihnen das wenige, was ich davon weiß, gern mittheilen.

IV.

Dücange war ein überaus gefälliger Mann. Er verließ gern, und zu allen Zeiten, seine Bücher, wenn ihn ein Freund besuchte. Ich studire zu meinem Vergnügen, sagte er, und nicht, um iemand damit beschwerlich zu seyn.

Remond Poisson,

gest. 1690.

I.

Poisson, sagt Füretiere, war allenthalben willkommen. Der Minister Colbert hatte eines seiner Kinder aus der Taufe gehoben, und dieses verschaffte ihm den freyen Zutritt bey diesem Minister. Eines Tages wartete er ihm mit Versen auf; und der Minister, der dergleichen lange satt und überdrüßig war, wollte sie nicht annehmen, und sagte: Ihr guten Leute, ihr seyd doch weiter zu nichts da, als uns mit dem Rauch eures Weyhrauchs beschwerlich zu fallen. Monseigneur, antwortete Poisson, ich versichere Sie, daß Ihnen dieser nicht in den Kopf steigen wird. Die Umstehenden, die die Verse des Poisson gern gehört hätten, baten darauf den Minister inständig, daß er sie doch von ihm sollte lesen lassen. Der Minister erlaubte es endlich, mit der Bedingung, daß nichts zu seinem Lobe darinne enthalten seyn müßte. Poisson fieng also an:

Ce grand Ministre de la paix,
Colbert, que la France revere,
Dont le nom ne mourra jamais - - -

„Der große Beschützer des Friedens, Col„bert, den ganz Frankreich verehrt, dessen „Name nie vergessen werden wird . . .

Poisson,

Poisson, sagte der Minister, Sie halten mir Ihr Wort nicht, hören Sie also auf. Die Gesellschaft aber bat noch weiter, und Poisson wußte es selbst mit guter Art dahin zu bringen, daß er weiter lesen durfte:

Eh bien, tenez, c'est mon compere:
Fier d'un honneur si peu commun,
On est surpris si je m'étonne,
Que de deux mille emplois qu'il donne,
Mon fils n'en puisse obtenir un.

„Der ist, man höre, der ist mein Herr Ge„vatter. Stolz auf eine so ungemeine „Ehre, verwundert man sich, wenn ich er„staune, daß von zwey tausend Aemtern, „die er vergiebt, mein Sohn nicht eins er„halten kann.„

Colbert gab den Augenblick dem Poisson für seinen Sohn die Bedienung eines Generalcontrolleurs des Aydes.

II.

Da Poisson nur Stücke von einem Actus machte, so nannte er sich einen a) **fünffachen Autor.**

a) un cinquieme d'Auteur. Besser weiß ichs nicht zu übersetzen. Die Erklärung wird ein ieder Leser leicht machen können, der nur weiß, daß die meisten theatralischen Stücke sonst aus fünf Acten bestanden.

III.

Als ich eines Tages im Buchladen war, sagt Poisson, wollte ein ehrlicher Mann den **Baron de la Carasse** kaufen, und nur drey Sous dafür geben. Der Buchhändler wieß auf mich, und sagte: Hier ist der Autor davon, welcher weiß, daß ich ihn nicht unter fünf Sous geben kann; der Band kostet zween. Den Augenblick fieng dieser Mann, so schlecht er auch gekleidet war, an, mir alle Höflichkeit zu erweisen: er nannte mich berühmt, vortrefflich, und sagte mir, daß er das größte Genie von der Welt an tausend Orten meines Werks entdeckt hätte. Mit einem Worte: er überhäufte mich so mit Lobsprüchen, daß ich ihm ein Geschenk mit dem Werke machte, das er hatte kaufen wollen.

Vielleicht fällt bey dieser Anecdote den Lesern der mächtige Trostspruch schlechter Schriftsteller, der Vers aus dem Boileau ein: Un sot trouve toûjours un plus sot qui l'admire. Und wahrhaftig, Lobsprüche schlechter Werke verdienen durch nichts anderes, als durch ein Geschenk mit den Werken selbst, belohnt zu werden.

Rene le Pays,

geb. in Bretagne 1636, gest. 1690.

I.

Dem le Pays wiederfuhr eine sehr seltsame Begebenheit, als er eine Reise nach Languedoc that. Der Prinz von Conti, der sich insgemein in dieser Provinz aufhielt, entfernte sich eines Tages von seiner Jagdgesellschaft, und kam in das Wirthshaus, in welchem le Pays war, wo er den Wirth fragte, ob niemand da wäre. Der Wirth antwortete ihm, daß ein ganz artiger Mann da sey, der in seinem Zimmer eine junge Henne zu seinem Mittagsmahl zurecht machte. Der Prinz, der gern seinen Scherz trieb, stieg herauf, und fand den le Pays über seinen Papieren, die er durchsuchte; er trat vor den Kamin, und sagte: die Henne ist gut gekocht, man muß sie nun essen. Le Pays, der den Prinzen nicht kannte, stand nicht auf, sondern antwortete: die Henne ist noch nicht gut gekocht, und sie ist auch nur für mich ganz allein bestimmt. Der Prinz fuhr fort, zu behaupten, daß sie gut sey, und le Pays, daß sie es noch nicht sey. Der Streit ward immer hitziger, bis ein Theil der Hofstatt des Prinzen ankam. Le Pays erkannte nunmehr, wen er vor sich habe, verließ seine Papiere, wollte sich ihm zu Füßen werfen, und sagte zu wiederholtenmalen: Monseigneur, sie

sie ist gut, sie ist gut. Der Prinz, der sehr gütig und leutselig war, vergnügte sich sehr an dieser Begebenheit, und antwortete: Nun, weil sie gut ist, so müssen wir sie wohl mit einander essen.

Da eben dieser Prinz an dem Kamine in diesem Wirthshause folgende Verse angeschrieben fand:

Je m'appelle Jean Robineau
Qui bois toûjours mon vin sans eau.

„Ich heiße Johann Robineau, und trinke „beständig meinen Wein ohne Wasser.„

schrieb er noch hinzu:

Et moi le Prince de Conti
Qui de même le bois aussi.

„Und ich, der Prinz von Conti, der ihn eben„falls so trinkt.„

II.

Man nennet spottweise den le Pays den Affen des Voiture, weil er das muntere und zärtliche dieses Schriftstellers in seinen Briefen nachzuahmen glaubte.

III.

Als le Pays den Liniere einen Narren von drey Buchstaben (Sot) genannt hatte, gab ihm dieser zur Antwort: Sie, mein Herr, sind einer von tausenden, die Sie selbst geschrieben haben.

Isaac

Isaac de Benserade,

geb. in Obernormandie 1612, gest. 1691.

I.

Benserade hatte ein artiges Landhaus zu Gentilli. Da er sich für einen Menschen von vornehmer Geburt ausgab, so hatte er ein Wappen, das er sich selbst beygelegt hatte, über die Thüre machen, und eine gräfliche Krone darauf setzen lassen. Einer seiner Freunde sagte deßwegen, als er es sahe: die Poeten können Wappen machen, wie sie wollen.

II.

Isaac de Benserade war nur sieben Jahr alt, als der Bischof, der ihn firmelte, ihn fragte, ob er nicht seinen jüdischen Namen mit einem christlichern vertauschen wollte? Ich bin es zufrieden, gab er zur Antwort, wenn man mir nur eben so viel dafür giebt. Der Prälat bewunderte die witzige Antwort des Kindes, und wollte seinen Namen nun nicht ändern lassen: „Man lasse ihm „seinen Namen, sagte er, er wird ihn mit der Zeit „sehr berühmt machen.„

III.

Als der Cardinal Richelieu, der dem Benserade eine Besoldung von 600 Livres gab, ge-

storben war, machte ihm der Poet folgende Grabschrift:

Ci git, ci git par la morbleu,
Le Cardinal Richelieu:
Et ce qui cause mon ennui,
Ma pension avecque lui.

„Hier liegt, hier liegt . . . der Cardinal Richelieu; und was mich noch betrübter macht, meine Pension mit ihm.„

IV.

Benserade und Tallemant schwatzten eines Tages mit einander bey mir, sagt Menagius. Ich merkte, daß der Abt Tallemant, wenn Benserade redete, immer mit dem Finger nach der Stirne mieß, um zu zeigen, wo es dem andern fehle. Benserade machte es eben so, wenn der Abt Tallemant sprach. Der Herr le Clerc, der ihre Unterredung anhörte, und ihr Bezeigen darbey sahe, sagte endlich: Meine Herren, Sie haben alle beyde Recht.

V.

Benserade besuchte einen Generallieutenant, der sich durch seine Thaten berühmt gemacht hatte. Er erfuhr zugleich, daß ihn eben iezt sein Arzt eine gezwungene Buße, wegen seiner Ausschweifungen, aufgelegt habe, und sagte zu ihm: Was! Sie sind nicht zufrieden, so oft in den Zeitungen gestanden zu haben; Sie wollen auch noch in dem Mercure galant stehen?

VI.

Als man den la Fontaine zu einer erledigten Stelle in der Akademie in Vorschlag brachte, setzte sich eins von den Mitgliedern heftig darwider, weil dieser Autor so freye Erzählungen geschrieben hatte: **Meine Herren,** sagte er einmal über das andere, **es fehlt Ihnen also nur ein Marot.** Benserade, der die unaufhörliche Wiederholung nicht länger anhören konnte, sagte zu ihm: **und Ihnen eine Narrenkappe** (une Marotte.)

VII.

Als sich der Cardinal Mazarin Abends einmal bey dem Könige befand, sprach er von seiner Lebensart am päbstlichen Hofe, wo er seine Jugend zugebracht hatte. Er sagte, daß er die Wissenschaften, vorzüglich aber die Poesie geliebt habe, in welcher er auch ziemlich glücklich, und eben das am römischen Hofe gewesen sey, was Benserade in Frankreich wäre. In einer Weile darnach gieng er fort. Benserade kam eine Stunde darauf, und seine Freunde erzählten ihm, was der Cardinal gesagt hatte. Sie hatten kaum ausgeredet, als Benserade, für Freuden außer sich, und ohne weiter ein Wort zu sagen, fort lief. Er eilte zum Cardinal, und pochte, so stark er konnte, an, damit ihn der Cardinal ja hören sollte. Dieser hatte sich schon zu Bette gelegt; aber Benserade betrieb es so, daß ihn der Cardinal mußte aufmachen lassen. Er warf sich

so

so gleich vor dem Bette Seiner Eminenz auf die Knie, und nachdem er seiner Unverschämtheit wegen tausendmal um Vergebung gebeten hatte, sprach er von dem, was er gehört hatte. Er dankte ihm mit einem unaussprechlichen Vergnügen, für die Ehre, daß er sich in Ansehung des Ruhmes, den er als Poet erhalten, mit ihm habe vergleichen wollen. Er sey von dieser Ehre so gerührt, setzte er hinzu, daß er seine Freude nicht habe zurück halten können, und daß er vor seiner Thüre des Todes gewesen wäre, wenn man ihm nicht hätte erlauben wollen, ihm seine Dankbarkeit zu bezeugen. Diese ungestüme Hitze gefiel dem Cardinal überaus wohl. Er versicherte ihn seiner Gewogenheit, und versprach ihm, daß sie nicht ohne Nutzen seyn sollte. Sechs Tage darnach gab ihm der Cardinal wirklich eine Besoldung von zwey tausend Franken, und erwieß ihm in der Folge noch andere und wichtigere Wohlthaten.

VIII.

Benserade ward von der Königinn Mutter zum Residenten bey der Königinn Christina in Schweden ernannt. Er ist aber nie nach Schweden gekommen, welches dem Scarron zu einem Scherze Gelegenheit gab, indem er einen Brief an die Gräfinn von Fiesque so unterschrieb:

L'an que le Sieur de Benserade
N'alla point à son Ambassade.

„Im

„Im Jahr, da der Herr von Bensera„de als Gesandter nicht nach Schweden „gieng.„

IX.

Benserade sahe eines Tages um sieben Uhr des Morgens einen seiner Freunde, der Kammerdiener beym Könige war, in sein Zimmer kommen; dieser näherte sich ihm mit einer sehr ernsthaften Mine, und sagte: Mein Herr, ich wünschte, daß ich Ihnen bessere Nachrichten bringen könnte, als die, die ich Ihnen wirklich bringe; aber wenigstens will ich Sie vorbereiten, daß Sie nicht erschrecken, und daß der Befehl Ihrer Majestät des Königs erfüllt werde. Benserade erstaunte über diese Rede, und glaubte, daß er zum wenigsten aus dem Reiche verwiesen werden sollte; er untersuchte schon ins geheim, was ihm wohl diese Ungnade könne zugezogen haben. Ach! rief er aus, es ist gewiß iemand mit dem nicht zufrieden, was ich von ihm in meinen Ballets gesagt habe, und sucht sich iezt an mir zu rächen: unterdessen habe ich alles doch nur gethan, um dem Könige ein Vergnügen zu machen. Aber, kurz! was giebts? was verlangt man von mir? Sie müssen, mein Herr, antwortete der andere, die drey hundert Pistolen, die ich Ihnen bringe, annehmen, und damit zufrieden seyn: denn der König, der beschlossen hatte, Ihnen das zu schenken, was er gestern Abend gewinnen würde, hat nicht

mehr

mehr als drey hundert Pistolen gewonnen, und schenkt Ihnen also auch nicht mehr.

X.

Als Benserade den Moliere beleidigt hatte, beschloß dieser, sich an ihm zu rächen. Er ließ sich daher einfallen, Verse, im Geschmack des Benserade, zum Lobe des Königs zu machen, welcher den Neptunus bey einem Feste vorstellte. Er sagte niemand, außer dem Könige, daß er der Verfasser derselben sey. Der ganze Hof fand diese Verse schön, und schrieb sie einmüthig dem Benserade zu, welcher sich auch nicht weigerte, die Complimente darüber anzunehmen. Der Admiral de Breze, der ein besonderer Patron des Benserade war, hatte eine herzliche Freude, ihn triumphiren zu sehen, und that sich so viel darauf zu gute, als ob er selbst der Verfasser der Verse gewesen wäre. Als aber Moliere den Zeitpunkt der Rache ersahe, machte er öffentlich bekannt, daß er die Verse gemacht habe. Benserade schämte sich, und sein Patron ward böse; aber seine Gesinnungen waren zu edel, als daß Moliere die Folgen seiner ersten Hitze hätte fürchten müssen.

XI.

Benserade hat die Verwandelungen des Ovids in Rondeaux gebracht. Seine Errata sind selbst ein Rondeau, in welchem er von seinem Buche ein weit besser Urtheil fällt, als er von demselben dachte:

Pour

Pour moi, parmi des fautes innombrables,
Je n'en connois que deux considérables,
Et dont je fais ma déclaration:
C'est l'entreprise & l'execution,
A mon avis fautes irréparables
Dans ce Volume.

„Ich meines Orts, kenne unter unzähli„gen Fehlern nur zwey, die etwas zu bedeu„ten haben, und die ich anzeigen muß: die „Unternehmung und die Ausführung, sind „nach meiner Meynung unverbesserliche Feh„ler in diesem Werke.„

Als der Autor ein Exemplar von diesem Werke dem Herrn la Chapelle geschickt hatte, und ihn zugleich in einem Briefe um sein Urtheil darüber bat, schickte ihm dieser folgendes Rondeau zurück:

De ces Rondeaux un livre tout nouveau,
A bien des gens n'a pas eu l'art de plaire;
Mais quant à moi, je trouve tout fort beau,
Papier, dorure, images, caractere,
Hormis les vers, qu'il falloit laisser faire
A la Fontaine.

„Ein Buch voll Rondeaux, wenn es „auch neu ist, hat nicht das Glück, vielen „Leuten zu gefallen. Ich aber finde es „überall sehr schön: schön Papier, schön „vergoldet, schöne Stöcke und Buchsta„ben; die Verse nur ausgenommen, als „welche

„welche man den la Fontaine sollte machen „lassen.„

XII.

Benserade machte gern bons mots; und wenn man die Wahrheit sagen will, so glückten sie ihm vortrefflich. Wir wollen nur einige zum Beweiß anführen. Ein Mann am Hofe ward für untüchtig im Ehestande gehalten, und wollte es nicht einräumen. Er begegnete dem Benserade, der ihn öfters damit aufgezogen hatte: Mein Herr, sagte er zu ihm, ob sie gleich immer ihren Spott mit mir treiben, so müssen sie doch wissen, daß meine Frau seit wenig Tagen in die Wochen gekommen ist. Ey, mein Herr, antwortete ihm Benserade, an Ihrer Frau hat noch niemand zweifeln mögen.

XIII.

Eine Dryas ist eine Waldnymphe; eine Hamadryas aber ist eine Nymphe, die in einem gewissen Baume sich aufhält. Henriette von Engeland, die Gemahlinn des Herzogs von Orleans, fragte einmal den Benserade in der Oper, was für ein Unterschied unter einer Dryas und Hamadryas sey. Der Poet, der den Unterschied nicht wußte, sahe einen Erzbischof und einen Bischof an der Loge der Prinzessinn auf sie warten, um sie aus der Oper zu begleiten, und nahm daher Gelegenheit, der Prinzessinn zu sagen, es sey eben der Unterschied als zwischen einem Bischoffe und Erzbischoffe. Man lachte über diese Vergleichung.

Ein

Ein Bischof, der gern Erzbischof gewesen wäre, wartete den folgenden Tag der Herzoginn auf, und sagte: Ich bin eine Dryas; wenn Sie aber, Madame, im Ernst befehlen, so werde ich zur Hamadryas.

XIV.

Eine Dame bat den Benserade, daß er ihr einen Reim auf Coeffe sagen sollte, und dieser antwortete ihr: Es ist mir nicht möglich, einen Reim darauf zu finden; denn alles, was zum Kopfe des Frauenzimmers gehört, hat weder Reim noch Vernunft. (n'a ni rime ni raison)

XV.

Der Herr de Mercoeur, der Vater des Herzogs von Vendome und des Großpriors, war ein ehrlicher Mann, der sich mit den Wissenschaften nicht viel zu schaffen gemacht hatte. Er ward Cardinal; und als einer von den Freunden des Benserade ihm die Nachricht brachte, daß dieser Herr in das Cardinalscollegium aufgenommen sey, antwortete er ihm: Das ist auch das erste, in welches er aufgenommen wird.

XVI.

Benserade befand sich mit einem Frauenzimmer in Gesellschaft, die eine vortreffliche Stimme zum Singen, aber einen etwas übel riechenden Athem hatte. Das Frauenzimmer sang, und man fragte den Benserade, was er davon hielte:

Die Stimme, antwortete er, ist vollkommen schön, aber die Luft taugt nichts.

XVII.

In den Stanzen, die Benserade in der Akademie vorlas, als Ludewig XIV. von seiner großen Krankheit wieder genesen war, sagt er: Der Kaufmann verläßt seinen Handel, um zu Fuße in den Tempel zu gehen; der Künstler seine Werkstatt; der Arzt seinen Kranken, und der Kranke befindet sich um so viel besser.

XVIII.

Als Benserade mit einem geschickten und vornehmen Manne im Dispüt begriffen war, brachte man diesem Herrn den Cardinalshut, (le bonnet du Cardinal.) Ey, sagte Benserade, bin ich nicht ein Narr, daß ich mich mit einem Manne herum streite, der den a) Kopf so nahe bey der Mütze hat. (si près du bonnet.)

a) So muß man es hier ausdrücken. Sonst heißt auch avoir la tête près du bonnet, kurz angebunden seyn, leicht böse werden; und in der Zweydeutigkeit dieser Redensart liegt das witzige des Einfalls.

XIX.

Herr P *** gab sich für den Verfasser eines Werks aus, das Benserade gemacht hatte. Man fragte daher den Benserade, ob er, oder jener, es wirklich geschrieben hätte? Ich habe es geschrieben, gab Benserade zur Antwort, aber es ist zu seinen Diensten.

XX. Als

XX.

Als der Cardinal Mazarin Picket spielte, gab er einmal dem andern falsch zu. Da sie sich darüber stritten, kam Benserade, welcher, da er den Cardinal gewaltig schreyen hörte, und alle Umstehende stillschweigen sahe, zu ihm sagte: Monseigneur, Sie haben Unrecht. Wie kannst du, antwortete ihm der Cardinal, mich verurtheilen, ehe du weißt, was es giebt? Ach, beym Henker, sagte Benserade, das Stillschweigen dieser Herren, giebt mir den deutlichsten Bericht; sie würden Ihnen zu gefallen, ärger schreyen, als Sie selbst, wenn Sie Recht hätten.

XXI.

Man sagt insgemein von einem großen Geiste, der nicht viel spricht, daß er desto mehr denke; Benserade sagt eben dieses von einem Dummkopfe.

XXII.

Benserade hatte das Hofleben satt, und begab sich nach Gentilli. In seinen Garten setzte er verschiedene Inschriften, unter andern auch folgende:

Adieu fortune, honneurs, adieu vous & les votres,
Je viens ici vous oublier.
Adieu toi-meme, amour, bien plus que tous les autres,
Difficile à congedier.

„Lebe wohl, Glück und Ehre, lebt wohl, „sammt den Eurigen, ich komme hieher, „euch zu vergessen. Du selbst, Liebe, lebe „wohl, du, von der man sich weit schwerer, „als von allen andern Dingen lossagt.„

XXIII.

Kurz vor seinem Tode scherzte Benserade noch. Er ist so gut wie tod, sagten die Aerzte, unterdessen kann man ihm noch immer Hüner-brühe fort geben. Warum Brühe? sagte Benserade, da ich a) geröstet bin.

a) puisque je ſuis frit. Abermals eine Zweydeutigkeit; es kann auch heißen, weil nichts mehr an mir zu erhalten, weil es aus mit mir ist.

XXIV.

Sein Character ist sehr gut in den Versen ausgedrückt, die Senecee unter sein Bildniß gemacht hat:

Ce bel eſprit eut trois talens divers
Qui trouveront l'avenir peu crédule:
De plaiſanter les Grands il ne fit point ſcrupule,
Sans qu'ils le priſſent de travers.
Il fut vieux & galant ſans être ridicule,
Et s'enrichit à compoſer des vers.

„Dieser schöne Geist hatte drey verschiedene Gaben, die die Nachkommenschaft schwerlich glauben wird: Er spottete ohne Bedenken über die Großen, und „ohne

„ohne daß sie es übel nahmen; er war alt „und galant, ohne lächerlich zu seyn, und „ward reich durch Versemachen.„

XXV.

Despreaux sagte, Saint-Amand habe sich nach den Fehlern des Regnier, und Benserade nach den Fehlern des Voiture gebildet.

XXVI.

Der Herzog von Angvien, der Sohn des großen Conde, beklagte das traurige Schicksal der Rondeaux des Benserade; denn, sagte er, die Rondeaux sind deutlich, vollkommen gut gereimt, und sagen das sehr wohl, was sie sagen wollen. Monseigneur, antwortete Boileau dem Prinzen, ich habe vor nicht gar langer Zeit einen Kupferstich gesehen, welcher einen furchtsamen Soldaten vorstellete, der sich von Hünern fressen läßt; unter dem Bilde standen die Verse:

Le Soldat qui craint le danger,
Aux poules se laisse manger.

„Der Soldat, der die Gefahr scheuet, läßt „sich von den Hünern fressen.„

Das ist deutlich, das ist gut gereimt, es sagt auch, was es sagen soll; und dennoch ist es so platt, als etwas auf der Welt.

Carl Düperrier,

geb. zu Aix = = = gest. 1692.

I.

Düperrier ließ die lateinische Poesie liegen, um sich auf die französische zu legen, in welcher er es aber so weit nicht brachte, als in der lateinischen, ob er sich gleich den Malherbe zum Muster genommen hatte. Die Thorheit, allen die zu ihm kamen, seine Verse vorzulesen, machte ihn unerträglich. Eines Tages begleitete er den Despreaux in die Kirche, und redete die ganze Messe durch von einer Ode, die er der französischen Akademie, um den Preiß vom Jahre 1671 übergeben hatte. Er beschwerte sich zugleich über die Ungerechtigkeit, daß man einem andern den Preiß zuerkannt hätte. Kaum konnte er sich einen Augenblick halten, als die Monstranz in die Höhe gehoben ward; er beugte sich gegen das Ohr des Despreaux, und schrie ziemlich laut: Sie haben gesagt, daß meine Verse zu malherbisch wären. Dieser Ausdruck gab dem Despreaux zu folgenden Versen Anlaß:

Gardez-vous d'imiter ce rimeur furieux,
Qui de ses vains ecrits lecteur harmonieux,
Aborde en récitant quiconque le salue,
Et poursuit de ses vers les passans dans la rue:

Il n'est temple si saint des anges respecté,
Qui soit contre sa Muse un lieu de sureté,

„Hütet euch, ienen rasenden Reimer „nachzuahmen, der als ein harmonischer Le„ser seiner leeren Schriften, einem ieden, „der ihn besucht, mit vorlesen entgegen „kommt, und mit seinen Versen den Leuten „auf der Gasse nachläuft. Kein Tempel „ist so heilig, und von den Engeln so ver„ehrt, daß er gegen seine Muse einen Ort „der Sicherheit abgeben könnte.„

II.

Düperrier sagte eines Tages: Nur die Narren können das Schöne in meinen Versen nicht finden. Worauf ihm d'Herbelot aus den Sprüchwörtern Salomonis antwortete: Stultorum infinitus est numerus. Die Zahl der Narren ist unendlich.

III.

Santeuil sagte eines Tages zu dem Düperrier, daß er nichts von den Musen als die Milch genösse. Das kann nicht seyn, antwortete ihm Düperrier; die Musen sind Jungfrauen, und haben keine Milch: Sie müßten sie denn zu Huren gemacht haben.

Gilles Menagius,

geb. zu Angers 1613, gest. 1692.

I.

Menagius mußte das Amt eines königlichen Advocaten zu Angers übernehmen, das ihm sein Vater abtrat. Er behielt es aber nicht lange, und zerfiel deßwegen mit seinem Vater, worüber er im Scherz sagte, daß er mit seinem Vater nicht wohl stünde, weil er ihm a) ein schlechtes Amt übergeben habe.

a) parce qu'il lui avoit rendu un mauvais office, heißt auch: weil er ihm einen schlechten Dienst erwiesen. Beydes findet hier Statt.

II.

Menagius war kein Poet, unterdessen machte er doch gern Verse. Er flickte Stücken aus alten und neuen Poeten zusammen, wie man ihm oft vorgeworfen hat. Das lustigste ist, daß er, so wie die Poeten sich eine Geliebte in der Einbildung wählen, die Mademoiselle de la Vergun, nachherige Madame de la Fayette, für sich ausersahe. Er nannte sie Laverna, ein Name, den die Göttinn der Diebe führte, welches zu folgenden Sinngedichte Anlaß gab:

Lesbia nulla tibi est, nulla est tibi dicta Corinna,
Carmine laudatur Cinthia nulla tuo:
Sed cum doctorum compiles scrinia vatum,
Nil mirum, si sit culta Laverna tibi.

III.

Der Herr Charpentier, sagt Menagius, besuchte mich einmal früh Morgens, da ich beschäfftigt war, und meinen Leuten befohlen hatte, daß sie niemand herein lassen sollten. Der Bediente sagte ihm, daß ich zu thun hätte, kam aber, und meldete ihn bey mir an. Ich gieng ihm sogleich entgegen, und sagte zu ihm, da er in mein Zimmer trat: Mein Herr, ein gelehrter Mann kommt einem andern gelehrten Manne nie zur ungelegenen Zeit.

IV.

Menagius hatte ein überaus glückliches Gedächtniß. Da er sich einst in einer Gesellschaft von Frauenzimmern bey der Frau von Rambouillet befand, unterhielt er sie mit allerhand artigen Dingen, die er hier und da gelesen hatte. Die Frau von Rambouillet, die es merkte, sagte daher zu ihm: Alles, was sie uns da erzählen, ist ganz artig, mein Herr; aber sagen Sie uns nun auch etwas, das Ihnen gehört.

V.

Menagius sagte, daß er das Dictionnair des Moreri nicht läse, weil er, da er ein gutes Ge-

dächtniß habe, befürchte, alle Fehler desselben zu behalten.

VI.

Journel wollte die Untersuchungen (origines) des Menagius über die französische Sprache nicht drucken, weil er darinne die Pariser für Maulaffen ausgab. Der Verfasser des Buchs machte darüber folgendes Sinngedicht:

De peur d'offenser sa patrie
Journel mon imprimeur, digne enfans de Paris,
Ne veut rien imprimer sur la badauderie;
Journel est bien de son pays.

„Aus Furcht, sein Vaterland zu beleidi-
„gen, will Journel, mein Verleger, ein wür-
„diger Pariser, nichts über die Maulaffen
„drucken; Journel ist gewiß aus ihrem
„Lande."

VII.

Man schickte alle Jahre sechs fette Hüner von Mezerai dem Menagius: da man ihm nun einmal zwey weniger schickte, schrieb er die Worte des Martials zurück: Stare aut crescere debent munera; die Geschenke müssen entweder vermehrt, oder beym alten gelassen werden.

VIII.

Es ward bey der Königinn von Schweden von den Originibus der französischen Sprache gespro-

gesprochen, und die Königinn sagte: Der Herr Menagius will nicht allein wissen, woher ein Wort kommt, sondern auch wohin es geht.

IX.

Menagius wollte einen Bischoff besuchen, der sehr krank darnieder lag; man sagte ihm aber, daß eben iezt sein Beichtvater bey ihm sey: Ich protestire wider die Absolution, gab dieser Gelehrte zur Antwort, weil er mir noch rückständige Besoldungsgelder, die ich von dem Bischofthume zu erhalten habe, zu bezahlen hat.

X.

Als ich einst, sagt Menagius, zu Mans bey dem Herrn Costar war, der offene Tafel hielt, kam der Official des Capitels, der Herr Dûloir, um bey ihm zu speisen. Der Herr Costar, und ich, sprachen lange mit einander von der griechischen und lateinischen Litteratur, bis man das Essen auftrug. Der Herr Dûloir, der an unserm Gespräch keinen Antheil genommen hatte, sagte so dann zu uns: Meine Herren, erlauben Sie mir, das Benedicite zu sprechen, damit man mir nicht nachsage, ich sey so lange bey Ihnen gewesen, ohne lateinisch gesprochen zu haben. Sein Verlangen war sehr billig, und er hatte den Augenblick die Erlaubniß, die er suchte. Er sagte also Benedicite, und wir antworteten dominus; er fuhr fort, nos & ea, aber das Gedächtniß verließ ihn, daß er nicht weiter konnte. Wir lachten, und setzten uns zu Tische.

XI. Der

XI.

Der Cardinal de Retz sagte einsmals zum Menagius: Machen Sie doch, daß ich mich ein wenig auf die Verse verstehe, damit ich wenigstens von denen, die mir gebracht werden, urtheilen kann. Mein Herr, antwortete ihm Menagius, die Sache wäre ein wenig zu langweilig; Sie haben darzu nicht Zeit. Wenn man Ihnen aber welche vorliest, so sagen Sie nur immer, daß sie nichts taugen; Sie werden sich so am wenigsten irren.

XII.

Menagius sprach viel, und ließ selten andere zum Worte kommen, wenn er sich unter Gelehrten befand. Um sich deßwegen zu entschuldigen, sagte er, daß er, wenn er zu Anjou wäre, für maulfaul gehalten würde, weil andere daselbst noch mehr sprächen, als er.

XIII.

Die Bittschrift der Dictionnaire verhinderte, daß Menagius nicht ein Mitglied der französischen Akademie ward. Der Requetmeister, Herr von Montmor, sagte daher im Scherz, daß man ihn eben dieses Stücks wegen darzu machen sollte, so wie man einen jungen Menschen, der eine Jungfrau um ihre Ehre bringt, verurtheilt, sie zu heyrathen.

XIV.

Der Generaladvocat, der Herr von Lamoignon, bat den Menagius, ihm einen Bibliothekarius zu verschaffen, der die schönen Wissenschaften studirt hätte. Menagius schlug ihm einen Advocaten vor. Nein, sagte der Herr von Lamoignon, ich mag keinen Advocaten haben, weil man glauben könnte, daß er mir meine Gerichtsreden machte.

XV.

Der Herr de Servien, sagt Menagius, wollte, noch ehe er stürbe, eine Bibliothek haben. Als er mich eines Tages rufen ließ, sagte er zu mir: Was würde man wohl sagen, wenn man in meinem Inventario keine Bibliothek fände? Ich bitte Sie daher, eine für mich auszusuchen und zu kaufen. Der Herr Rigaltius war um eben diese Zeit gestorben, und seine Bibliothek war noch nicht verkauft. Servien wollte aber nicht so viel dafür geben, als man foderte, und starb a) ohne eine Bibliothek zu hinterlassen.

a) Vielleicht eben so sanft und selig. Schade für alle Bibliotheken, wenn man sie nur wie Tapeten kauft, und an die Wände nagelt.

XVI.

Da die Werke des Menagius aus lauter hier und da zusammen gelesenen Stücken bestanden, so sagte Liniere, daß er verdient habe, an den Parnassus geführt, und daselbst, wegen der an den

Alten

Alten verübten Räubereyen, gebrandmarkt zu werden.

XVII.

Menagius, der sich von seinen Freunden verlassen, und von Leuten verfolgt sahe, denen er nichts zu Leide gethan hatte, begab sich aufs Land, um da in Ruhe zu leben. Er irrete sich aber. Es ward ihm drey Tage nach seiner Ankunft eine Taube umgebracht, und er kränkte sich darüber mehr, als über alle Beleidigungen, die ihm vorher wiederfahren waren. Er kehrte nach Paris zurück, und sagte: Weil denn der Mensch ohne Verdrießlichkeiten nicht seyn kann, so müssen sie wenigstens vernünftig seyn.

XVIII.

Menagius pflegte öfters zu sagen: Ich liebe den, der mich liebt; ich schätze den, der es verdient; und diene, wem ich kann. Eben dieses beobachtete er auch in seiner Aufführung.

XIX.

Wenige Stunden vor seinem Tode besuchte ihn sein Pfarrer, und da er ihn um Vergebung bat, wenn er, seinem Amte zu Folge, einige Fragen über die Glaubensgeheimnisse an ihn thun müßte, so gab ihm Menagius zur Antwort: O mit Vergnügen, mein Herr; in der Materie des Glaubens müssen sich die gelehrtesten nicht anders als Kinder betrachten.

XX.

Lamonoie hatte über ein Werk des Menagius einige kritische Anmerkungen aufgesetzt, und folgendes Sinngedicht enthält die Ursache, weßwegen er sie nicht herausgeben wollte:

Laissons en paix M. Ménage,
C'etoit un trop bon personnage
Pour n'être pas de ses amis.
Souffrez qu'à son tour il repose,
Lui dont les vers & la prose
Nous ont si souvent endormis.

„Wir wollen den Herrn Menage mit „Frieden lassen, er war ein gar zu ehrlicher „Mann, daß man nicht sein Freund seyn „sollte. Laßt ihn, da die Reihe an ihn ge„kommen ist, immer ruhen, ihn, dessen „Schriften, in Versen und in Prosa, uns so „oft in den Schlaf gebracht haben.„

Paul Pelisson,

geb. zu Beziers 1624, gest. 1693.

I.

Ich brachte sonst, sagt Pelisson, mit meinem Bruder den Herbst immer in Gascogne bey dem Herrn Dubourg zu. Dieser Edelmann besaß bey einer großen Kenntniß der schönen Wissen-

Wissenschaften, einen so muntern und aufgeweckten Geist, daß er fast über alles, was ihm vorkam, einen Scherz vorbrachte, und zwar einen edlen und feinen Scherz, der von seinem Scharfsinn und der Würdigkeit seiner Person zeigte. Außer mir und meinem Bruder war noch sein nächster Nachbar, der Herr von Fontrailles, bey ihm. Mittlerweile kam auch ein junger Edelmann vom Hofe an; wir fragten ihn, was sich neues zutrüge, und er antwortete uns, daß er sonst nichts merkwürdiges wüßte, als daß eine Akademie von dem Cardinal Richelieu zur Verbesserung der französischen Sprache, seit einigen Jahren gestiftet wäre. Sie werden sehen, sagte der Herr Dûbourg, der etwas zu lachen machen wollte, daß der Cardinal nur den Procuratoren, und andern gerichtlichen Personen, etwas neues habe aufbürden wollen, und daß diese Leute entweder besser schreiben, oder bezahlet werden müssen. Der junge Edelmann, der vielleicht gehört hatte, wie übel man von der Akademie zu Paris sprach, glaubte ganz treuherzig, daß sein Wirth in einem ähnlichen Irrthum stäke, und gab sich alle Mühe, ihn aus demselben zu ziehen, indem er ihm bewieß, daß die Verbesserung der Sprache blos auf die Poeten und Redner gienge. Da Herr Dûbourg sahe, daß es etwas zu lachen gäbe, fuhr er fort, und sagte, daß der Cardinal feiner wäre, als man glaubte, und daß alles, was er seit zehn Jahren her, unternommen, anfänglich einen guten Schein, und einen sehr billigen Vorwand gehabt hätte; man werde

aber

aber schon sehen, daß es von den Rednern bis zu den Procuratoren kommen werde; daß sie für jeden Fehler eine Abbitte würden thun, oder sich durch große Geldsummen davon loskaufen müssen. Er rief darüber den Herrn de Fontrailles zum Richter an, welcher alles so bejahete, daß der junge Edelmann um so viel hartnäckiger das Gegentheil zu behaupten fortfuhr. Es ward damit ein ganzer Nachmittag hingebracht, und ich kann nie, ohne zu lachen, an den Eifer des jungen Edelmanns für die Wahrheit, und den Widerwillen denken, den er bezeugte, daß er so brave Leute in einer so irrigen Meynung sehen sollte.

II.

Das Parlament zu Paris wollte die Patentbriefe, die der französischen Akademie wegen ausgefertigt wurden, nicht annehmen. Das Parlament theilte sich in drey Partheyen. Die erste, welches die schwächste war, urtheilte vernünftig von der Sache, und fand an dieser Einrichtung nichts zu tadeln oder zu verwerfen. Die andere, die alles für verdächtig hielt, was von dem Cardinal Richelieu herrührte, befürchtete nachtheilige Folgen von dieser Stiftung. Die dritte Parthey bestand endlich aus denen, die, zu sehr wider den Cardinal oder für die Rechtsgelehrsamkeit eingenommen, über diese neue Akademie lachten und spotteten; und unter diesen fand sich einer, der, da er seine Stimme zur Enregistrirung der Patentbriefe geben sollte, sagte, daß ihm bey dieser

Gelegenheit das einfiele, was ehemals ein Kayser gethan habe, welcher, nachdem er dem Rathe alle Besorgung der öffentlichen Geschäffte entzogen hatte, ihn um Rath fragte, was er für eine Brühe an einen großen Seefisch solle machen lassen, den er geschenkt bekommen hatte.

III.

Da die französische Akademie gern ihre Geschichte, die Pelisson verfertigt hatte, und noch im Manuscripte war, in öffentlicher Versammlung sich wollte vorlesen lassen, so ward einige Tage darnach beschlossen, dem Verfasser derselben den ersten Platz zu geben, und ihm unterdessen zu erlauben, den Versammlungen beyzuwohnen, und als ein Mitglied seine Stimme zu geben; doch mit der Bedingung, daß dieser Vorzug unter keinerley Vorwande künftig einer andern Person gegeben werden sollte.

IV.

Pelisson schoß einige Jahre hindurch, nebst zwey andern akademischen Mitgliedern, den Preiß vor, den die Akademie auf ein Gedicht setzte. Nach seinem Tode gab ihn die Akademie dreymal hinter einander selbst, bis endlich der Bischof von Noyon, Clermont-Tonnere, der ein Mitglied der Akademie war, ein beständiges Capital darzu vermachte.

V. Pelis-

V.

Pelisson hatte einen Bruder, der in einem Alter von achtzehn Jahren in eine Akademie, die die Protestanten zu Castres hatten, aufgenommen ward; doch mit der Bedingung, daß er allemal zuletzt reden sollte; weil er den andern, wenn er zuerst sprach, nichts gutes zu sagen übrig ließ; da hingegen, wenn er zuletzt redete, er noch allezeit etwas gutes vorzubringen wußte, woran niemand gedacht hatte.

VI.

Als der Oberfinanzaufseher, Fouquet, ins Gefängniß gesetzt ward, mußte Pelisson, sein erster Unteraufseher, ebenfalls in die Bastille wandern. Man glaubte am besten hinter gewisse Geheimnisse zu kommen, wenn man den Pelisson ausfragte. Man stellte zu dem Ende einen plump und einfältig scheinenden Deutschen an, der aber ein listiger Kopf war, daß er sich ebenfalls als ein Gefangener in der Bastille aufführen, daselbst aber eigentlich die Rolle eines Spions spielen sollte. Pelisson kam bald darhinter, doch ließ er sich nichts merken, sondern that gegen den Deutschen freundschaftlicher als vorher; er nahm endlich den Spion so ein, daß er ihn so gar selbst zum Spion brauchte. Er unterhielt durch seine Vermittelung einen täglichen Briefwechsel mit der Mademoiselle Scudery, und spielte ihr so gar verschiedene Schriften in die Hände, die er in seinem Gefängnisse zur Vertheidigung des Herrn Fouquet

aufgesetzt hatte. Man errieth bald den Verfasser dieser Schriften, als sie öffentlich heraus kamen. So gleich wurden ihm Federn und Dinte weggenommen, und man brauchte alle Vorsicht, daß er weiter mit niemand außer seinem Gefängnisse einige Correspondenz haben sollte.

Pelisson, der sich nun mit nichts mehr beschäfftigen konnte, hatte auch niemand mehr zur Gesellschaft, als einen dummen und mürrischen Biscayer, der nichts weiter konnte, als auf der Leyer spielen. Aber auch hier fand er Gelegenheit, sich die Zeit zu vertreiben. Eine Spinne hatte ein Gewebe an dem Loche gemacht, durch welches der Tag ins Gefängniß fiel. Diese Spinne suchte er zahm zu machen, indem er Fliegen fieng, und in das Loch legte, da unterdessen sein Biscayer auf der Leyer spielte. Nach und nach gewöhnte sich die Spinne an den Klang des Instruments, daß sie aus ihrer Höhle heraus kam, und nach dem Raube lief, den man ihr hinlegte. Da er sie also immer mit einerley Melodie rufte, und den Raub immer weiter zurück legte, so brachte er es endlich nach einigen Monaten dahin, daß die Spinne den Augenblick auf das gegebene Zeichen hervor kam, und bis an das andere Ende des Gefängnisses, ja selbst bis auf das Knie des Gefangenen nach einer Fliege lief.

VII.

Die Blattern hatten den Pelisson so übel zugerichtet, daß die Frau von Sevigne sagt, er miß-

mißbrauche die Erlaubniß, die die Mannspersonen haben, heßlich zu seyn.

VIII.

Alle Welt hat von der Begebenheit gehört, die Pelisson seiner Heßlichkeit wegen hatte. Ein schönes Frauenzimmer nahm ihn einst auf freyer Gasse bey der Hand, und führte ihn in ein nahe gelegenes Haus. Das Frauenzimmer war zu schön, als daß er nicht gern mit ihr gegangen wäre, und er bildete sich nicht ein, daß diese Begebenheit einen unangenehmen Ausgang haben könnte. Die Dame stellte ihn dem Herrn im Hause vor, und sagte: **Zug für Zug wie dieser da.** Hierauf verließ sie den Pelisson, und gieng fort. Pelisson hatte sich kaum von seinem Erstaunen erholt, als er den Wirth fragte, was denn das zu bedeuten hätte, welcher, nachdem er ihn um Vergebung gebeten hatte, ihm sagte, daß er ein Mahler sey. Ich habe, fuhr er fort, dieser Dame die Versuchung des Heylandes in der Wüsten malen sollen; und da wir uns eine Stunde lang über die Gestalt des Teufels gestritten hatten, so kommt sie und sagt, daß ich ihn nur Ihnen ähnlich machen sollte.

IX.

Pelisson war eben im Begriff, den Calvinismus abzuschwören, als der Herzog von Montausier zur Mademoiselle de Scudery im Namen des Königs sagte, daß wenn Pelisson zur katholischen

Kirche überträte, er so gleich Lehrmeister des Dauphins und Präsident zu Mortier werden sollte. Ein dritter, der es mit anhörte, lief geschwind, und brachte die Nachricht dem Pelisson, welcher seinen Uebergang zur römischen Kirche noch eine gute Weile aufschob.

X.

Pelisson feyerte alle Jahre den Tag, an welchem er zur Kirche übergetreten war; desgleichen auch den, da er aus der Bastille gekommen war.

XI.

Dem Pelisson war aufgetragen worden, die Geschichte des Königs zu schreiben. Eine gewisse Hofdame, die von diesem Prinzen eine Befreyung von der Fleischsteuer erhalten hatte, um welche sie Pelisson wieder brachte, rächete sich an ihm, indem sie den Racine und Boileau an seine Stelle brachte.

XII.

Ludewig XIV. hatte wegen der Beleidigung, die seinem Gesandten zu Rom wiederfahren war, verlangt, daß man eine Pyramide, worauf die ihm geleistete Genugthuung mit goldenen Buchstaben eingegraben wäre, aufrichten, hernach aber wieder umwerfen sollte. Pelisson sagt darüber: Die aufgerichtete und wieder umgeworfene Pyramide, wird doppelt berühmt in der Geschichte seyn: als ein Denkmaal der Rache eines großen Königs, und auch als ein Denkmaal seiner Mäßigung.

XIII. Der

XIII.

Der Minister Morus, der ein lateinisches Gedicht der Republik Venedig zu Ehren verfertigt hatte, bekam dafür eine prächtige goldene Kette zum Geschenk. Er vermachte dieselbe in seinem Testamente dem Pelisson, als dem ehrlichsten Manne, den er gekannt hätte.

XIV.

Da Pelisson starb, ohne die Sacramente empfangen zu haben, da er doch als ein frommer Mann gelebt hatte, so machte Liniere folgendes Sinngedicht:

Je ne jugerai de ma vie
D'un homme avant qu'il soit éteint;
Pelisson est mort en impie,
Et la Fontaine comme un saint.

„Ich will mich hüten, von einem Men„schen vor seinem Tode ein Urtheil zu fäl„len: Pelisson ist gestorben wie ein Gott„loser, und la Fontaine wie ein Heili„ger.“

Maria Magdalena Pioche de Lavergne,

Marquise de la Fayette,

geb. = = = = gest. 1693.

I.

Die Frau de la Fayette, die unter allen Frauenzimmern in Frankreich die geistreichste Person war, und sehr schön schrieb, verglich einen schlechten Uebersetzer mit einem Bedienten, den sein Herr schickt, um iemand ein Compliment auszurichten; er sagt das plump und kauderwelsch her, was ihm sein Herr artig und deutlich vorgesagt hatte, und ie feiner das Compliment eingerichtet war, desto abgeschmackter richtet er es aus.

II.

Die Frau de la Fayette sagte, als sie 29 Jahr alt war: Ich zähle noch in zwanzig.

III.

Ich habe von der Frau de la Fayette erzählen hören, sagt der Abt Saint-Pierre, daß Racine in einer Gesellschaft behauptet habe, ein guter Poet könne große Verbrechen entschuldigen, und Mitleiden gegen Missethäter zu erregen suchen. Er setzte hinzu, daß man nur genug Fruchtbarkeit,

Zärt-

Zärtlichkeit und Richtigkeit des Verstandes haben dürfe, um die Laster der Medea, oder das Verbrechen der Phädra so vorzustellen, daß sie den Zuschauern ein angenehmes Schauspiel abgäben, und ihnen Mitleid gegen diese Lasterhaften einflößten. Da die Anwesenden ihm die Möglichkeit davon streitig machen, und seine unerhörte Meynung lächerlich machen wollten, so setzte er sich vor, die Begebenheit der Phädra selbst auszuarbeiten; welches er so glücklich that, daß die Zuschauer mehr Mitleid gegen die strafbare, als gegen den tugendhaften Hypolitus empfinden.

IV.

Man hat, sagte die Frau de la Fayette, für die Frauenzimmer zu Saint-Cyr, den Herrn Racine, den besten Poeten unserer Zeit, eine Comödie verfertigen lassen; man hat ihn von der Poesie, wo er unnachahmlich war, zu seinem Unglück, und zum Unglück derer, die eine gute Comödie zu schätzen wissen, abgezogen, um einen sehr nachahmlichen Geschichtschreiber aus ihm zu machen.

V.

Der Herr von Rochefoucauld, der ein sehr tugendhafter Mann geworden war, hatte sich in seiner Jugend zu allen Ausschweifungen verleiten lassen, die damals am Hofe regierten. Die Frau de la Fayette sagte daher: **Der Herr von Rochefoucauld hat meinen Verstand, und ich habe sein Herz verbessert.**

VI.

Die Frau de la Fayette hatte seit drey Monaten lateinisch gelernt, und wußte mehr, wie Segrais sagt, als ihre Lehrmeister, der Herr Menage und der Pater Rapin. Im Erklären geriethen sie einmal über eine Stelle in Streit, und die Frau de la Fayette zeigte ihnen, daß sie alle beyde die Stelle nicht recht verstünden, und gab ihnen selbst die wahre Erklärung davon.

VII.

Die Frau de la Fayette sagte zum Herrn Segrais, daß unter allen Lobeserhebungen, die man ihr gemacht, ihr nichts so sehr gefallen hätte, als zwey Stücke: daß nämlich ihre Urtheilungskraft ihren Witz überträfe, und daß sie in allen Dingen auf das wahre käme. Der Herr von Rochefoucault sagt daher, daß sie selbst **wahr** sey; eine Art sich auszudrücken, die ihm eigen ist, und Beyfall gefunden hat.

VIII.

Es ist genug, wenn man nur ist. Die Frau de la Fayette wollte damit sagen, daß man, um glücklich zu seyn, ohne Leidenschaften, wenigstens ohne heftige Leidenschaften seyn müsse.

IX.

Sie pflegte auch öfters zu sagen, daß eine Periode, die man von einem Werke abreißt a) einen Luis d'or, und ein einzelnes Wort zwanzig Sous werth sey.

a) une

a) une periode retranchée d'un ouvrage, soll vielleicht eine Periode bedeuten, die man aus einem andern Werke abschreibt; und da möchte wohl mancher über seiner Autorschaft zum armen Manne werden. Ich weiß einen gewissen zierlichen Franzosen, dem man nach dem bekannten Cours complet de la langue françoise, einen wichtigen Tribut auflegen könnte. Wenn der ehrliche Mann fein demüthig gestanden hätte: Meine Herren, ich habe, an statt so viel Grammairen zu Rathe zu ziehen, eine einzige blos übersetzt, so würde man ihm weiter nicht viel anhaben können.

X.

Zaide, die unter dem Namen des Segrais heraus kam, ist von der Frau de la Fayette und dem Herrn de Rochefoucault. Sie hatten auch Antheil an der Prinzessinn von Cleve, an welcher Segrais ebenfalls arbeitete.

Rogerius de Rabütin Graf von Büssi,

geb. in Bourgogne 1622, gest. 1693.

I.

Als sich ein gewisser beschwerte, daß der Cardinal Mazarin seine Geschenke nicht mit guter Art gäbe, antwortete der Graf von Büssi, daß man sich mit Unrecht beschwere, und daß man mit diesem Minister um so viel besser daran sey,

als mit andern; denn indem er nicht mit guter Art etwas weg zu schenken wisse, so sey man auch nicht verbunden, ihm Erkenntlichkeit dagegen zu bezeugen.

II.

Der Graf von Büßi Rabütin hatte ein kleines Büchelgen sehr prächtig wie ein Gebetbuch einbinden lassen, in welches er, an statt der Bilder, die man sonst in die Gebetbücher legt, kleine Gemälde in Mignatur von einigen Männern am Hofe, deren Weiber ihrer Galanterien wegen im Gerede waren, legte. Unter iedes Bild hatte er eine kleine Rede, in der Form eines Gebets, das sich zu dem Umstande schickte, gesetzt, und er war in der Folge der erste, der diesen Einfall nicht billigte. Er hatte zu gleicher Zeit auch die Histoire amoureuse des Gaules geschrieben, in welcher er auf eine sehr satyrische Weise die Liebesbegebenheiten der vornehmsten Personen am Hofe erzählte.

III.

Man schlug dem Grafen von Büßi eine Person zur Heyrath vor, deren Stand und Schönheit ihm sehr in die Augen fiel; es kam nur noch auf ihr Vermögen an, und man brachte dabey die Erbfolge eines jungen Frauenzimmers, die im Kloster sich befände, und ohnfehlbar eine Nonne werden würde, mit in Rechnung. Das artigste dabey ist, daß der Graf von Büßi drey Monate hernach eben diese vorgegebene Nonne heyrathete.

IV. Die

IV.

Die Mademoiselle Scudery schrieb an den Grafen von Büſſi: Ihre Tochter hat ſo viel Verſtand, als ob ſie alle Tage bey Ihnen wäre, und iſt ſo ſittſam, als ob ſie ihren Vater nie geſehen hätte.

V.

Als der Graf von Büſſi einſt in das Narrenſpital gieng, traf er auf dem Hofe einen Menſchen an, der ihm vernünſtiger als die andern ſchien, und welchen er um die Thorheiten der Leute befragte, die hier beyſammen waren. Wahrhaftig, mein Herr, antwortete ihm dieſer, die Urſache, warum wir hier ſind, iſt ſehr geringe: Man hält uns für närriſch, weil wir geringe Leute ſind; wenn wir reich und vornehm wären, ſo würde man ſagen, wir würden von Blähungen geplagt, und ließe uns laufen, wo wir hin wollten.

VI.

Als der Graf von Büſſi das Fort Villars in Rouſſillon angriff, das von funfzig Spaniern vertheidigt ward, ſchrie der Commendant des Platzes, Dom Rodrigues, mit kläglicher Stimme: **Ach armer König Philipp!** gleich als ob der König von Spanien ſeine Krone verlohren hätte, da er das Fort Villars verlohr.

VII.

Martial ſagt: quidquid ames cupias non placuiſſe nimis. Peliſſon hat es folgender Geſtalt überſetzt:

Voulez-

Voulez-vous être heureux, souhaitez en aimant
Que ce que vous aimez ne soit trop aimable.

„Wenn ihr in der Liebe glücklich seyn „wollet, so wünschet, daß eure Geliebte nicht „gar zu liebenswürdig sey.„

Der Graf von Büssi gab diesen Gedanken für falsch aus, weil ein ieder Liebhaber wünscht, daß der Gegenstand seiner Liebe vollkommen liebenswürdig seyn möge. Pelisson behauptete das Gegentheil, und dieses verursachte einen ziemlich lebhaften Streit zwischen beyden großen Schriftstellern.

IX.

Der König gab dem Grafen von Büssi Erlaubniß, an seiner Geschichte zu arbeiten. Dieser Herr übergab einige Zeit darnach dem Könige eine Bittschrift, in welcher er um eine Besoldung anhielt. Dem Könige aber und dem ganzen Hofe mißfiel diese Bitte. Büssi, der sich deßwegen schämte, übergab dem Könige ein neues Bittschreiben, welches er aber nicht anders als auf großes Zureden las. Der Inhalt desselben war, daß er einen unverzeihlichen Fehler begangen habe, da er bey Seiner Majestät um eine Besoldung angehalten hätte, und daß, wenn dieselben geneigt gewesen wären, sie ihm zu geben, er itzt bäte, es nicht zu thun. Diese Wendung, die ganz etwas neues war, gefiel dem Könige.

X. Man

X.

Man sagte, daß der Graf von Büßi viel Genie habe; es kostet ihm zu viel, sagte der Herr de la Chesnaye, ich will es nie in dem Laden kaufen, wo er es gekauft hat.

XI.

Man hat auf den Büßi-Rabutin den Vers des Ovids gedeutet:

Ingenio perii qui miser ipse meo.

Antoinette de la Garde Deshoulieres,

geb. zu Paris 1638, gest. 1694.

I.

Madame Deshoulieres lernte die Kunst Verse zu machen vom Henault, der durch das Sonnet auf eine unzeitige Geburt bekannt ist:

Toi, qui meurs avant que de naitre
Assemblage confus du néant & de l'être
Triste avorton, informe enfant,
Rebut du néant & de l'être,

Toi, que l'amour fit par un crime,
Et que l'honneur defait par un crime à son tour;
Funeste ouvrage de l'amour,
De l'honneur funeste victime.

Laisse

Laiſſe moi calmer mon ennui,
Et du fond du néant, où tu rentre aujourd'hui,
Ne trouble point l'horreur dont ma faute eſt punie.

Deux tirans oppoſés ont decidé ton ſort;
L'amour malgré l'honneur t'a fait donner la vie,
L'honneur malgré l'amour t'a fait donner la mort.

Verſchiedene Urſachen haben mich bewogen dieſes Sonnet unüberſetzt zu laſſen; ich läugne nicht, daß die Schwierigkeit, es gut zu überſetzen, eine von denſelben iſt. Das einzige will ich dabey erinnern, daß das Wort avorton in dem Sonnet auf eine doppelte Weiſe eine unzeitige Geburth bedeute; de cæteris alii.

II.

Als Madame Deshoulieres eine gute Freundinn auf dem Lande beſuchte, ſagte man ihr, daß in einem gewiſſen Zimmer des Schloſſes ſich alle Nächte ein Geſpenſt ſehen ließe, und daß ſchon ſeit langer Zeit niemand daſſelbe bewohne. Da ſie aber nicht abergläubiſch war, ſo kam ihr die Neugier an, ob ſie gleich damals ſchwanger war, zu ſehen, was es wäre, und wollte durchaus in dieſem Zimmer ſchlafen. Es war für eine junge und liebenswürdige Dame allerdings eine bedenkliche Verwegenheit. Um Mitternacht hörte ſie ihre Thüre öfnen. Sie redete das Geſpenſt an, aber

aber es antwortete nicht; es gieng mit schwerem Schritt hin und her, und stieß große Seufzer aus; es warf einen Tisch,* der am Bette stand, um, und riß die Vorhänge des Bettes mit Gewalt auf. Einen Augenblick darnach ward der Gueridon, der hinter dem Bette stand, umgeworfen, und das Gespenst näherte sich der Dame. Sie, die sich dieses wenig anfechten ließ, streckte beyde Hände aus, um zu sehen, ob es eine Gestalt hätte, die sich fühlen ließe. Indem sie so darnach griff, erhaschte sie es bey den Ohren, ohne daß das Gespenst sich wehrte. Diese Ohren waren lang und haaricht, und brachten sie auf mancherley Gedanken. Sie hätte gern den ganzen Körper befühlt, aber aus Furcht, daß ihr das Gespenst entwischen möchte, wollte sie keine Hand zurück ziehen; sie blieb also in dieser unbequemen Lage bis der Tag anbrach. Endlich sahe sie, da es Tag ward, von wem so viel Lärm herkam, und fand, daß es ein großer Hund war, der niemand nichts that, sondern nicht gern unter freyem Himmel schlafen mochte, und sich daher in dieses Zimmer gewöhnt hatte, von welchem die Thüre nicht verschlossen war. Den folgenden Tag lachte sie die Einwohner im Schlosse wegen ihrer Furchtsamkeit aus, und diese erstaunten über ihre Unerschrockenheit.

Anton Arnauld,

geb. zu Paris 1612, gest. 1694.

I.

Arnauld war noch ein Kind, als er einsmals von dem Cardinal Perron, in dessen Cabinet er war, sich eine Feder ausbat. Der Cardinal fragte ihn, was er damit machen wolle: ich will, antwortete ihm der junge Arnauld, wie Sie, wider die Hugenotten schreiben. Ha! das ist mir lieb, sagte der Cardinal zu ihm; denn ich bin nun alt, und werde bald sterben; ich habe wohl einen Substituten nöthig Da ist die Feder, mit welcher ich wider den König von Engeland geschrieben habe; ich gebe sie dir, so wie der Hirt Damöt beym Virgil seine Flöte und seine Schalmey dem kleinen Corydon gab:

Est mihi disparibus septem compacta cicutis,
Fistula, Damœtas dono mihi quam dedit olim,
Et dixit moriens, te nunc habet ista secundum.

II.

Als der Herr Arnauld Licentiat war, disputirte er über den cursum philosophicum. Man focht einige seiner Sätze an, und er gestand, daß sein Opponente Recht habe, und daß er künftig seiner Meynung folgen werde. Ist dieses vielleicht das einzige Beyspiel?

III. Ar-

III.

Arnauld widerlegte das, was Dübois, der gewissermaßen sein Schüler war, über die Kanzelberedsamkeit geschrieben hatte. Es sagte daher ein gewisser witziger Kopf, daß wenn Dübois nicht schon gestorben wäre, er darüber ganz gewiß sterben würde.

IV.

Als Arnauld eine Menge Bestätigungen über die Transsubstantiation und wesentliche Gegenwart des Leibes und Blutes Christi im heil. Abendmahl, von den orientalischen Bischöffen eingeholt hatte, sagte Herr Gaudin, daß er den Herrn Claude aus dem Orient vertrieben habe. (qu'il avoit desorienté M. Claude.)

V.

Der Prediger, Claude, warf dem Herrn Arnauld vor, daß er sich sehr grob irre. Es ist gewiß, antwortete ihm der Doctor, daß einer von uns beyden in einem groben Irrthum steckt: Sie, wenn ich Recht habe; und ich, wenn Ihr Vorwurf gegründet ist. Weiter wollen wir es nicht untersuchen.

VI.

Die Frau von Sevigne redet von einem Schriftsteller, der beweisen wollte, daß in dem Buche von der öftern Genießung des Abendmahls, auf zwey und dreyßig Ketzereyen stünden. Im Anfange seines Werks sagt er: wie wir unten

beweisen werden; und am Ende heißt es immer: wie wir oben bewiesen haben, ohne daß weder oben noch unten das geringste einem Beweise ähnliches vorkommt.

VII.

Man sagte dem Despreaux, daß der König den Herrn Arnauld aufsuchen ließe, um ihn in Verhaft nehmen zu lassen. Der König, gab dieser zur Antwort, ist zu glücklich, um ihn zu finden.

VIII.

Der Herr Arnauld, der sich gewisser Religionsmeynungen wegen verbergen mußte, nahm seine Zuflucht in das Haus des Longueville, und man nahm ihn unter der Bedingung auf, daß er nicht anders, als weltlich gekleidet, mit einer grossen Perüque, und den Degen an der Seite, gehen sollte. Er ward hier vom Fieber befallen, und die Frau von Longueville ließ den Arzt Brayer kommen, gab den Kranken für einen Edelmann aus, dessen sie sich besonders annähme, und seit kurzem in ihr Haus genommen hätte. Brayer begab sich also zu dem Kranken, welcher, nachdem sie genug vom Fieber gesprochen hatten, ihn fragte, ob er nichts Neues wisse. Man spricht, antwortete ihm Brayer, von einem neuen Buche aus dem Portroyal, das entweder Herr Arnauld, oder Herr de Sacy geschrieben haben soll; aber ich glaube nicht, daß es vom Herrn de Sacy ist: er schreibt nicht so gut. Bey diesen Worten vergaß

Arnauld

Arnauld seinen bunten Rock, seine Perüque und Degen, und fuhr auf: Was wollen sie sagen? Mein Enkel schreibt besser, als ich. Brayer sahe den Kranken ins Gesicht, fieng an zu lachen, und sagte, da er wieder zur Frau von Longueville kam: die Krankheit des Edelmanns hat nicht viel zu bedeuten; ich rathe Ihnen aber, niemand zu ihm zu lassen, und ihm das Reden zu verbieten. Die Frau de Longueville, die gar wohl wußte, was für unvorsichtige Reden dem Herrn Arnauld und Nicole bisweilen entwischten, sagte, daß sie ein Geheimniß lieber einer Plaudertasche, als ihm, anvertrauen wollte.

IX.

Kaum hatte sich der Herr Arnauld nach Brüssel geflüchtet, als ihm der Marquis de Grana seines Schutzes versichern ließ, und ein groß Verlangen bezeugte, einen Mann kennen zu lernen, dessen Ruf ganz Europa erfüllete. Der Herr Arnauld nahm die versprochene Beschützung an; bat aber, daß man ihn in seiner Dunkelheit lassen, und nicht nöthigen sollte, einem Gouverneur der spanischen Niederlande aufzuwarten, weil zu der Zeit Spanien mit Frankreich im Kriege begriffen war. Der Marquis de Grana fand nichts an dieser Bedenklichkeit zu tadeln.

X.

Als der Herr Arnauld in seinem Alter in eine Mattigkeit verfiel, die seine Freunde für gefährlich hielten, durften sie ihm nur, wenn sie ihn er-

muntern wollten, zurufen, daß die Franzosen geschlagen wären, oder daß der König die Belagerung vor einer Festung aufgehoben hätte. Es erwachte alsdann seine ganze natürliche Lebhaftigkeit, um sie zu widerlegen, und zu behaupten, daß diese Nachricht gar nicht wahr seyn könnte.

XI.

Nachdem der Herr Arnauld sein Leben in einem fremden Lande ziemlich ruhig beschlossen hatte, wollten die Nonnen zu Portroyal des Champs, die ihn nach seinem Tode eben so sehr schätzten, als in seinem Leben, sein Herz gern in ihrer Kirche haben; ein Trost, den man ihnen nicht abschlug. Sie holten es also mit solchen Entzückungen ab, die man sich leicht vorstellen kann, und setzten es an den ehrwürdigsten Ort, den sie finden konnten.

Als dem Herze nun sein Platz angewiesen war, so kam es noch auf ein Epitaphium an. Man wandte sich an den Herrn Santeuil, der dazumal im Besitz war, Epitaphia für die ganze Welt zu machen. Da die Sache ein wenig kützlich war, so glaubten die Nonnen, daß sie den Poeten erst zu ihrem Vortheil einnehmen müßten. Sie liessen ihn demnach einige Tage in ihrem Kloster zubringen, und erwiesen ihm so viel Gefälligkeiten, daß er ihnen nichts abschlagen konnte, was sie ihn baten. Er verfertigte ihnen also folgende Verse:

Ad ſanctas rediit ſedes ejectus & exul
Hoſte triumphato. Tot tempeſtatibus actus,
Hoc portu in placido, ſacra hac tellure quieſcit,
Arnaldus, veri defenſor, & arbiter æqui.
Illius oſſa memor ſibi vindicet extera tellus;
Huc cœleſtis amor rapidis cor transtulit alis,
Cor numquam avulſum, nec amatis ſedibus abſens.

Der Herr de la Femas hat dieſes Epitaphium folgender Geſtalt überſetzt:

Enfin après un long orage,
Arnauld revient en ces ſaints lieux;
Il eſt au port malgré les envieux,
Qui croyoient qu'il feroit naufrage.
Ce martyr de la vérité,
Fut banni, fut perſecuté,
Et mourut en terre etrangere:
Heureuſe de ſon corps d'etre dépoſitaire.
Mais ſon cœur toûjours ferme & toûjours innocent,
Fut porté par l'amour, à qui tout eſt poſſible, a)
Dans cette rétraite paiſible
D'ou jamais il ne fut abſent.

„Von einem langen Ungewitter herum„getrieben, gelangt endlich Arnauld zu den „Wohnungen des Himmels; er hat den „Hafen erreicht, trotz ſeiner Feinde, die ſeinen

„Schiffbruch voraus zu sehen glaubten.
„Dieser Märtyrer der Wahrheit ward ver„folgt, ward verbannt, und starb in einem „fremden Lande, welches sich glücklich schätzt, „seinen Leichnam zu besitzen. Aber sein „stets standhaftes und unschuldiges Herz „ward von der Liebe, der alles möglich ist, „in diese stille Einsamkeit gebracht, in wel„cher es zuvor schon immer gegenwärtig „war „

a) rapidis alis, auf schnellen Flügeln, steht im lateinischen. Der französische Uebersetzer hat diesen Ausdruck blos des Reims wegen mit à qui tout est possible verwechselt.

XII.

Ein anderes Epitaphium des Herrn Arnauld:

Quand Arnauld par un sort qui n' épargne personne,
Vit qu'il falloit enfin quitter ce monde-ci,
Il regarda la mort d'un oeil ferme & ravi,
Le ciel, dit-il, me doit une couronne;
Voici le moment qui la donne;
Il doit faire ma joie & non pas mon souci,
Je meurs en paix & sans inquiétude
Sur le sujet de ma béatitude.
Arnauld n' eut pas sitôt quitté la terre,
Qu' au Paradis ce nouveau Saint vola.
A la porte il se présenta:
Que voulez-vous? lui dit Saint Pierre.

Arnauld

Arnauld repond d'un ton respectueux:
Sacré portier des bienheureux
Je viens vous demander partage
Au céleste Héritage,
Ou toûjours ont tendu mes voeux.
Qui, moi? Hélas! Je ne puis rien moi-même;
Lui dit Saint Pierre, & n'ai l'autorité suprême
D'ouvrir ou de fermer la porte à qui je veux.
Sur cette affaire il faut assembler les Apôtres,
Je n'ai rien que ma voix ainsi que tous les autres:
Vous l'avez dit, je n'ai rien que cela,
De ce saint lieu l'entrée est difficile;
Nous assemblerons un Concile,
En attendant demeurez-là.

„Als Arnauld, dem allen unvermeidli„chen Verhängnisse zu Folge, diese Welt „verlassen sollte, sahe er den Tod mit getro„sten und lächelnden Augen an. Der „Himmel, sagte er, hat mir eine Krone be„reitet, und dieß ist der Augenblick, da er „mir sie geben will. Ich muß über den „Anblick desselben nicht erschrecken, sondern „mich freuen. Ich sterbe ruhig, und bin „meiner Seligkeit wegen in keinen Sorgen.

„Kaum hatte Arnauld diese Erde verlassen, „als er, als ein neuer Heiliger, so gleich nach „dem Paradiese zueilte. Er kam an der „Thüre desselben an, und der heilige Petrus „fragte ihn, was er wollte? Arnauld ant„wortete in einem ehrerbietigen Tone: Hei„liger Thürsteher der Seligen, ich komme, „dich zu bitten, daß du mich an dem himm„lischen Erbe, wornach meine Wünsche stets „gerichtet gewesen, Theil nehmen lassest. „Wer? ich? antwortete der heil. Petrus, „ach; ich kann für mich allein nichts thun, „und darf die Thüre nicht, wie ich will, „auf oder zu thun. Die ganzen Apostel „müssen zusammen gerufen werden, und da „gebe ich nur, wie ein anderer, meine Stim„me. Du hast es ja selbst behauptet, daß „ich weiter kein Vorrecht habe. Nun, ich „will ein Concilium zusammen berufen: „unterdessen warte du hier.„

Johann Barbier d'Aucour,

geb. zu Langres, gest. 1694.

I.

Die Jesuiten zu Paris stellen alle Jahre in ihrer Collegialkirche, an einem gewissen Tage, auf einem darzu aufgerichtetem Theater, einige räth-

räthselhafte Gemälde auf, welche sie von ihren Schülern erklären lassen. Es muß dabey alles lateinisch geredet werden. Nun trug es sich im Jahr 1663 zu, daß sich d'Aucour mit unter gemengt hatte, und einige ungeziemende Ausdrücke laufen ließ. Der Jesuit, der dieser Uebung vorstand, gab ihm einen Verweiß, und vermahnte ihn, an einem heiligen Orte nicht so unbedachtsam zu reden; d'Aucour fuhr geschwinde mit der Antwort heraus: Si locus est sacrus, quare exponitis. Die Schüler, die als eben so viel Echos seinen Barbarismum wiederholten, ließen ihn nicht ausreden. Er ward ausgelacht, und behielt den Beynamen Advocatus sacrus. Der Haß, den er daher gegen die Jesuiten faßte, brachte ihn endlich so weit, daß er eine Critik a) über die Unterredungen Arists und Eugens vom Pater Bouhours schrieb.

a) Ich weiß nicht, ob das eben die Critik ist, die wir unter dem Titel: Sentimens de Cléante haben, und welche Herr Formey in seiner Bibliotheque choisie, eine der feinsten Critiken nennt, die iemals sind gemacht worden.

II.

Die Deputirten der Akademie, die den d'Aucour in seiner letzten Krankheit besuchten, wurden gerührt, als sie ihn so schlecht logirt sahen. Mein Trost, sagte er zu ihnen, mein sehr großer Trost ist, daß ich keinen Erben meines Elends hinterlasse. Der Abt Choisi, der einer von den Abgeschickten

schickten war, sagte darauf zu ihm: **Sie hinterlassen einen Namen, der nicht sterben wird.** Ach, antwortete d'Aucour, dieser Gedanke hat für mich nichts schmeichelhaftes: wenn auch meine Schriften einen gewissen Werth haben sollten, so habe ich doch in der Wahl der Materien mich vergangen. Ich habe lauter Critiken geschrieben, die nicht lange gelesen werden: denn wenn das getadelte Buch in Vergessenheit geräth, so geht es der Critik eben so, weil sie unnütz ist; wenn aber das Werk, der Critik ohngeachtet, Beyfall behält, so wird die Critik ebenfalls vergessen, weil man sie für ungerecht hält.

III.

Der Bischof von Noyon, Clermont-Tonnere, der die Stelle des d'Aucour in der Akademie erhielt, that von ihm gar keine Erwähnung, um nicht wider das Gesetz zu handeln, das er sich gemacht hatte, niemals einen Mann bürgerlichen Standes zu loben. Man brachte es aber doch bey ihm so weit, daß er etwas zu dem Lobe desselben einfließen ließ, als die Rede gedruckt ward.

Johann

Johann Lafontaine,

geb. zu Chateau-Thyerri in Champagne 1621, gest. 1695.

I.

Lafontaine begab sich in den Orden des Oratorii, den er aber nach achtzehn Monaten wieder verließ. Er war schon zwey und zwanzig Jahre alt, da er sich noch zu nichts bequemt hätte. Von ohngefehr aber hörte er einige Verse des Malherbe lesen, und was eine gute Musik für einen Eindruck auf einen Menschen machen würde, der alle Fähigkeit zu derselben besäße, und nie in seinem Leben Musik gehört hätte, eben einen solchen Eindruck machte die poetische Harmonie auf das Ohr des Lafontaine. Er fieng so gleich an, den Malherbe zu lesen, und gewann so viel Geschmack an ihm, daß er ganze Nächte anwandte, um ihn auswendig zu lernen, worauf er den Tag über in einem Walde spazieren gieng, und ihn laut hersagte. Bald hernach suchte er ihn nachzuahmen, und seine ersten poetischen Versuche waren ganz im Geschmack des Malherbe. Einer von seinen Anverwandten, Namens Pintrel, sagte ihm, daß er nicht bey den französischen Poeten stehen bleiben müsse, wenn er selbst ein guter Poet werden wollte, sondern daß er den Horaz, Virgil, Terenz, und andere lesen, und immer wieder lesen müsse.

Er folgte diesem klugen Rathe, und spürte den Nutzen davon.

II.

Nie glaubte ein Mensch leichter, was man ihm sagte, als Lafontaine. Seine Begebenheit mit dem Poignan, einem alten Dragonerhauptmann, der sich nach Chateau-Thyerri gewandt hatte, ist ein Beweiß davon. Die Zeit, die Poignan nicht im Wirthshause zubrachte, schenkte er, ohne eben galant zu seyn, der Madame Lafontaine, welche ihrer Seits sich so aufführte, daß man ihr nichts vorzuwerfen hatte. Man hinterbrachte dennoch dem Lafontaine einige unangenehme Dinge, und sagte ihm, daß er auf Zeitlebens beschimpft wäre, wenn er sich nicht mit dem Poignan schlüge. Er überzeugte sich davon, und gieng an einem Sommertage früh um vier Uhr zu ihm, nöthigte ihn, sich anzukleiden, und ihm mit seinem Degen nachzufolgen. Poignan gieng mit, ohne zu wissen, wohin oder warum. Als sie aus der Stadt waren, sagte Lafontaine zu ihm: **Ich will mich mit dir schlagen, man hat mir es gerathen**; und nachdem er ihm die Ursache gesagt, zog er seinen Degen. Poignan that desgleichen, und nachdem er mit einem Schlage den Degen des Lafontaine über zehn Schritte weit geworfen hatte, begleitete er ihn wieder nach Hause, wo sie sich bey einem Frühstück wieder mit einander versöhnten.

III. Die

III.

Die Herzoginn von Bouillon, Nichte des Cardinals Mazarin, die nach Chateau-Thyerri verwiesen war, wollte den Lafontaine gern kennen lernen. Er kam zu ihr, und ward wohl aufgenommen. Da sie von einem sehr aufgeweckten Geiste war, nöthigte sie ihn, einige Stücke aufzusetzen, und dieses, sagt man, ist der Ursprung seiner Erzählungen.

IV.

Ein sehr wahrer Umstand, den man aber vom Lafontaine schwerlich glauben wird, ist, daß er in seinen Gesprächen sich kein freyes und zweydeutiges Wort entwischen ließ. Er ward öfters in Gesellschaft in Versuchung geführt, etwas im Geschmack seiner gereimten Erzählungen vorzubringen; aber er war taub und stumm, wenn es solche Materien betraf. Er erregte dadurch eine so gute Meynung von sich, daß die Mütter ihn so gar wegen der Erziehung ihrer Töchter zu Rathe zogen, und junge Leute eine gute Aufführung in der Welt von ihm zu lernen suchten.

V.

Nach dem Tode des Herrn Colbert, suchte Lafontaine ein Mitglied der französischen Akademie zu werden, und hatte die meisten Stimmen auf seiner Seite. Dieser Vortheil half ihm aber nichts. Die Parthey, die ihm seiner freyen Erzählungen wegen, entgegen war, nahm den König

bey

bey Zeiten wider ihn ein, indem sie ihn auf seiner empfindlichen Seite faßte. Während daß man nun auf die Befehle des Königs wartete, ward eine andere Stelle leer, die man dem Despreaux gab. Der König, der mit der Wahl des letztern zufrieden war, sagte zu den Deputirten der Akademie: Ihr könnt nun den Lafontaine annehmen, er hat künftig Besserung versprochen.

VI.

Die Frau de la Sabliere nahm dem Lafontaine alle häuslichen Sorgen ab, für die er nicht gemacht war, indem sie ihn in ihr Haus nahm. Als sie eines Tages alle ihre Bedienten auf einmal abgedankt hatte, sagte sie: Ich habe nichts zurück behalten, als meine drey Thiere, meinen Hund, meine Katze, und den Lafontaine.

VII.

Rabelais, den Despreaux **die Vernunft in eine Masque gekleidet** nannte, war der Abgott des Lafontaine. Er bewunderte ihn bis zur Ausschweifung, und man erzählt darüber eine Begebenheit, die sich bey dem Despreaux, in Gegenwart der Herren Valincour, Racine, des Doctors Boileau, und einiger andern Personen, zutrug. Man sprach daselbst vom heil. Augustinus. Lafontaine hörte mit der ihm gewöhnlichen Stupidität zu. Endlich erwachte er, wie aus einem tiefen Schlafe, und fragte den Doctor Boileau in einem sehr ernsthaften Tone, ob er denn glaubte, daß der heil. Augustinus mehr geistreiches habe,

habe, als Rabelais. Der Doctor besahe ihn hierauf vom Kopfe bis auf die Füße, und sagte: Geben Sie Achtung, mein Herr de Lafontaine, Sie haben einen von ihren Strümpfen verkehrt angezogen; und es war wirklich an dem.

VIII.

Moliere speiste eines Tages mit dem Despreaux, Racine, Lafontaine, und Descoteaux, einem berühmten Flötenspieler. Lafontaine war an dem Tage noch zerstreuter, als gewöhnlich. Racine und Despreaux, die ihn gern aus seiner Schlafsucht bringen wollten, fiengen so lebhaft mit ihm zu scherzen an, daß Moliere endlich glaubte, sie überschritten ein wenig die Grenzen. Als sie vom Tische aufstanden, zog er den Descoteaux ans Fenster, und sagte zu ihm: Wir witzigen Köpfe mögen schütteln wie wir wollen, wir werden den guten Menschen doch nicht aufwecken.

IX.

Lafontaine hatte einen Sohn, den er in seinem vierzehnten Jahre dem Herrn de Harlai, der hernach Oberpräsident ward, zur Erziehung, und sein Glück zu machen, ins Haus gab. Man erzählt, daß Lafontaine einstens an einen Ort gegangen sey, wo sein Sohn auch hinkommen sollte, den er seit langer Zeit nicht gesehen hatte. Er erkannte ihn nicht, bezeugte aber der Gesellschaft, daß er viel Verstand und Geschmack an dem jungen Menschen fände. Als man ihm nun sagte, daß

es sein Sohn wäre, so gab er ganz ruhig zur Antwort: Ha, ha, nun das ist mir lieb.

X.

Als Lafontaine dem Herrn Dúpin einen Besuch gegeben hatte, begleitete ihn der Doctor nach Hause, und der Sohn des Poeten begegnete ihnen. Monsieur, sagte der Gelehrte zu ihm, wir kennen einander schon, gehen sie unterdeß in mein Zimmer, ich begleite ihren Herrn Vater. Lafontaine fragte einen Augenblick darnach, wer der junge Mensch wäre. Was! sagte Dúpin zu ihm, Sie kennen ihren Sohn nicht? Lafontaine besann sich ein wenig, und antwortete mit einer nachdenkenden Mine: Es ist mir, als wenn ich ihn einmal gesehen hätte.

XI.

Als Lafontaine zu Gaste war gebeten worden, um der Gesellschaft etwas lustiges zu erzählen, aß er viel, und redete nicht ein Wort. Er stand zeitig vom Tische auf, weil er vorgab, daß er in die Akademie gehen müßte. Man sagte ihm, daß es noch nicht Zeit sey; aber er gab kurz zur Antwort: Ich will den längsten Weg gehen. Es war bey einem Generalpachter, wo er so herrlich gespeist, und seinen Witz so wenig angegriffen hatte.

XII.

Als die Madame de Bouillon eines Tages nach Versailles reiste, sahe sie früh Morgens den Lafontaine im Hofe unter einem Baume in tiefen Gedan-

Gedanken sitzen. Er saß den Abend, als sie wieder kam, noch auf eben der Stelle, und in eben der Stellung, ob es gleich ziemlich kalt war, und den ganzen Tag geregnet hatte. Lafontaine allein war beydes nicht gewahr geworden.

XIII.

Man beredete den Lafontaine, nach der Provinz, aus welcher er war, zu reisen, um seine Frau zu besuchen, und sich mit ihr auszusöhnen. Er reiste also mit einer Landkutsche von Paris ab, kam in seine Heymath, und fragte nach seiner Frau. Der Bediente, der ihn nicht kannte, antwortete ihm, daß sie in der Messe wäre. Lafontaine geht unterdessen zu einem guten Freunde, der ihm Quartier und Tisch anbietet, und ihn zwey Tage bey sich behält. Die Landkutsche will wieder zurück nach Paris fahren; Lafontaine vergißt seine Frau, und setzt sich auf. Als er nun in Paris gefragt ward, ob er sich wieder mit ihr versöhnt habe, gab er zur Antwort: Ich habe sie nicht zu Hause gefunden, sie war in der Messe.

XIV.

Da Lafontaine eine gewisse sehr freye Erzählung fertig hatte, machte er noch einen sinnreichen Eingang darzu, der an den berühmten Arnauld gerichtet war, um diesem Doctor, wegen der Lobsprüche, die er seinen Fabeln gemacht hatte, zu danken. Er wieß die Erzählung dem Racine und Boileau, die ihm zeigten, wie unschicklich und lä-

cherlich es sey, eine solche Erzählung dem Herrn Arnauld vorzulegen.

XV.

Racine führte einsmals den Lafontaine in die finstern Metten (à Ténebres,) und gab ihm, weil er lange Weile zu haben schien, unterdessen einen Band von der Bibel, der die kleinen Propheten enthielt. Lafontaine gerieth im Aufschlagen über das Gebet der Juden im Baruch, welches ihm so sehr gefiel, daß er zu dem Racine sagte: O der Baruch ist ein vortrefflich Genie; wer war er denn? Wenn hernach Lafontaine einem Bekannten auf der Gasse begegnete, so war es immer seine erste Frage: Haben Sie den Baruch gelesen? er war ein vortreffliches Genie.

XVI.

Als schon Lafontaine sein ganzes Vermögen aufgezehrt hatte, behielt er dennoch immer seinen uneigennützigen Character. Er kam in die Akademie; und da die Namen schon alle aufgeschrieben, und der Strich darunter gemacht war, so konnte er, vermöge der Gebräuche der Akademie, an den Schaumünzen, die bey dieser Versammlung ausgetheilt wurden, keinen Antheil haben. Die Mitglieder, die ihm alle gewogen waren, stimmten zwar überein, daß man in Ansehung seiner einmal von der Regel abgehen sollte; aber er sagte: Nein, meine Herren, das wäre unbillig: ich bin zu spät gekommen; es ist mein Fehler. Es machte dieses dem Lafontaine um so viel mehr

Ehre,

Ehre, da einen Augenblick vorher ein akademisches Mitglied, das sehr reich war, und sich nur die Mühe nehmen durfte, eine Treppe herab zu steigen, um in der Akademie zu seyn, weil es im Louvre wohnte, die Thüre halb aufgemacht, und da es gesehen hatte, daß es zu spät käme, dieselbe wieder zugemacht hatte, und in sein Zimmer zurück gegangen war.

XVII.

Als Lafontaine krank war, gieng Herr Pouget, Vicarius der Parochie, der sich nachher in der Versammlung des Oratorii so berühmt gemacht hat, zu ihm, und fieng so gleich von den Beweisen für die Religion mit ihm an zu reden. Lafontaine war nie nach Grundsätzen ein Religionsverächter gewesen; sondern er hatte in einer wunderbaren Gleichgültigkeit gegen die Religion, so wie gegen andere Dinge, gelebt: **Ich habe seit kurzem angefangen, das neue Testament zu lesen,** sagte er zum Herrn Pouget, **und ich versichere sie, daß es ein sehr gutes Buch ist; bey meiner Treue, es ist ein gutes Buch.**

Ein besonderer Umstand, der deutlich zeugt, welchen Begriff man sich vom Lafontaine machte, ist, daß ein Freund, der in seiner Krankheit bey ihm war, und sahe, wie eifrig man ihn zur Buße vermahnte, zu dem Herrn Pouget sagte: **Ach, plagen Sie ihn nicht so; er ist mehr dumm als böse.** Und ein anderer: **Gott**

wird nicht das Herz haben, ihn zu verdammen.

XVIII.

Der Beichtvater ermahnte den Lafontaine, da er sterben wollte, zum Almosengeben. Ich kann nichts geben, antwortete der Poet, denn ich habe nichts; man hat aber eine neue Auflage von meinen Erzählungen gemacht, und der Buchführer muß mir hundert Exemplare zum Geschenk geben, die will ich den Armen schenken; lassen Sie sie selbst verkaufen. Dom Hieronymus, von dem diese Erzählung herrührt, hat versichert, daß der Beichtvater, der fast eben so einfältig war, als der Pönitent, zu ihm gekommen wäre, und gefragt hätte, ob er dieses Almosen annehmen könnte.

XIX.

Den Tag noch, an dem der Herzog von Bourgogne erfuhr, daß Lafontaine die letzte Oelung empfangen habe, schickte er ihm einen Beutel mit funfzig Luis d'Or. Er hatte ihm dergleichen Geschenke öfters gemacht, ohne welche Lafontaine sonst, wahrscheinlicher Weise, nach Engeland gegangen wäre. Denn nachdem die Frau de la Sabliere gestorben war, wollte ihn Saint Evremond gern dahin ziehen, und einige Mylords hatten sich erboten, für seinen Unterhalt zu sorgen; Aber die Wohlthaten des Herzogs von Bourgogne ersparten Frankreich den Verdruß, einen so vortrefflichen Mann zu verlieren, und die Schande, ihn

ihn nicht durch eine geringe Hülfleistung zurück gehalten zu haben.

XX.

Die Buße des Lafontaine war rechtschaffen, und so strenge, daß man ein härnes Hemde bey ihm auf dem bloßen Leibe fand, als man ihn nach seinem Tode umkleidete, und in den Sarg legte.

XXI.

Lafontaine hatte sich selbst lange vor seinem Tode seine Grabschrift gemacht, welche seinen Character vollkommen ausdrückt:

Jean s'en alla comme il étoit venû,
Mangea son fonds après son revenu,
Croyant le bien chose peu necessaire:
Quant à son tems bien fut le dispenser,
Deux parts en fit dont il soûloit passer
L'une à dormir, & l'autre à ne rien faire.

„Johann gieng wieder fort, wie er ge„kommen war, verzehrte erst die Interessen, „und hernach auch das Capital, indem er „den Reichthum für eine sehr entbehrliche „Sache hielt. Seine Zeit wußte er sehr „wohl einzutheilen; er machte zween Theile „daraus, von denen er den einen mit Schla„fen, und den andern mit Müßiggehen zu„brachte.„

XXII.

Da der Abt de Clerambault, welcher überaus heßlich war, an die Stelle des Lafontaine

zum Mitgliede der Akademie erwählt ward, sagte man, daß ein Aesop die Stelle des Lafontaine habe ersetzen müssen.

XXIII.

Die Frau des Lafontaine war nach dem Tode ihres Mannes wegen Abtragung gewisser öffentlichen Abgaben, sehr oft erinnert worden; aber der Herr d'Armenoville, der damals Aufseher über die Finanzen zu Soissons war, schrieb an seinen Untergeordneten, daß künftig die Familie des Lafontaine von allen Auflagen und Gefällen gänzlich befreyet seyn solle. Es haben sich nach der Zeit alle Aufseher der Finanzen zu Soissons eine Ehre daraus gemacht, diese Befreyung zu bestätigen, und die Nachkommen des Lafontaine verwahren den Brief des d'Armenoville heilig, der dem Verfasser desselben, als einem Beschützer der Wissenschaften, eben so viel Ehre macht, als dem Poeten, der ihn veranlaßte.

XXIV.

Der Herr von Fontenelle sagt, daß es aus Einfalt geschähe, wenn Lafontaine die Fabeln der Alten den seinigen vorzöge; und ein anderer witziger Kopf spricht, Lafontaine sey weniger als ein Mensch in Gesellschaft anderer Menschen, und mehr als ein Mensch in Gesellschaft der Thiere.

XXV.

Man wundert sich, daß Despreaux den Lafontaine niemals genannt hat; er sagt aber die Ursache

Ursache davon dem jüngern Racine. Er sahe nemlich den Lafontaine nicht als ein Original an, weil er weder seine Materien, noch seine Schreibart, selbst erfunden, sondern, was die leztere anbetrifft, sie nach dem Marot und Rabelais gebildet hatte.

Franz Cassander, gest. 1695.

I.

Cassander, der Verfasser einer vortrefflichen Uebersetzung der Rhetorik des Aristoteles, hatte viel Verdienste; aber sein eigensinniger und widerwärtiger Humor brachte ihn um alles, was ihm das Glücke anbot, so daß er in der Dunkelheit und im Elende schmachten mußte. Er starb so, wie er gelebt hatte, das ist, als ein Misantrope, der nicht allein die Menschen haßte, sondern auch sich nicht ohne viel Mühe mit dem höchsten Wesen aussöhnte. Der Beichtvater, der ihn auf dem Krankenbette durch die Vorstellung der ihm erzeigten göttlichen Wohlthaten, zur Liebe gegen Gott bewegen wollte, erhielt von ihm zur Antwort: **Ach, ja! ich bin ihm großen Dank schuldig! er hat mich auf der Welt eine artige Person spielen lassen.** Und da der Beichtvater dem ohngeachtet in dieser Materie

fortfuhr, so sagte er ihm dagegen: **Sie wissen, wie er mich hat leben lassen, sehen Sie doch auch, wie er mich sterben läßt**, und wieß zugleich auf das Strohbette, in welchem er lag.

Peter Nicole,

geb. zu Chartres 1625, gest. 1695.

I.

Die Sprache wollte immer bey dem Nicole nicht recht fort, und er sagte über einen gewissen Mann, der viel redte: Er siegt über mich, wenn ich bey ihm im Zimmer bin; aber kaum bin ich die Treppe hinunter, so habe ich ihn widerlegt.

II.

Nicole nahm an den verschiedenen Meynungen, die das Portroyal theilten, keinen Antheil: Ich bin, sagte er, nicht für die bürgerlichen Kriege.

III.

Der Pater Bouhours zeigte den Herren aus dem Portroyal eine Menge Fehler in ihren Werken; keiner aber war so nachgebend, sie in den neuen Ausgaben zu verbessern, als Nicole.

IV. Die

IV.

Die Frau de Longueville war fast die einzige Person vom Portroyal, welche Achtung für den Nicole hatte. Sie sagte daher, als sie starb, daß er nun allen seinen Credit verlohren habe. Ich habe nun auch, setzte er noch hinzu, meine Abtey verlohren; weil sie ihn allein den Abt Nicole nannte.

V.

Nicole hatte eine vortreffliche Gabe zu Controversen, aber dagegen gar keine zu Predigten. Vor einigen Jahren, sagt er, kam einer meiner Freunde, und zeigte mir eine Lobrede, die er auf einen Heiligen halten sollte. Da ich ihm nun gerade zu sagte, daß sie mir gar nicht gefiele, bat er mich, daß ich ihm eine machen sollte. Ich that es; er lernte sie auswendig, und sagte sie vollkommen gut her. Da ich aber selbst darbey gegenwärtig war, so hörte ich auf allen Seiten um mich herum die Leute ziemlich laut sagen: Ach, die erbärmliche Rede! heißt das predigen? Wer hat iemals eine solche Lobrede gehört? Es kamen so dann, als ich aus der Kirche gieng, einige von diesen Leuten zu mir, und baten mich im ganzen Ernst, daß ich doch, da ich ein guter Freund von dem Prediger wäre, ihm sagen möchte, daß er sich nicht ferner mit einer Sache abgeben sollte, zu der er sich so wenig schickte. Der Prediger ward indeß durch diesen mißlungenen Versuch nicht abgeschreckt; er bat mich vielmehr zum zweytenmal

um

um eine gleiche Gefälligkeit. Ich versprach sie ihm, um noch einmal das Vergnügen zu haben, die Urtheile der Welt zu hören; ich gieng wieder in diese Predigt. Die Eigenliebe hatte sich bey dem erstenmale ein wenig gegen das Urtheil der Welt vertheidigt, weil der Prediger die erste Rede verändert, und allerhand eingeschoben hatte, das nicht recht passete. Das zweytemal aber ward sie gänzlich entwafnet; denn der Prediger behielt, was ich ihm gegeben hatte, ohne ein Wort hinzu zu setzen. Er declamirte die Rede auch besser, als sie es verdiente. Unterdessen hatte doch diese zwote Rede gleiches Schicksal mit der erstern, und erregte eben die vorigen Urtheile wieder.

VI.

Nicole ist der Verfasser von dem Buche: La perpétuité de la Foi. Da er äußerlich ein sehr schlechtes Ansehen hatte, so ward dieses Buch von dem Censor sehr übel aufgenommen. Nicole gieng daher zu dem berühmten Herrn Arnauld, und bat ihn, daß er erlauben sollte, daß man ihn für den Verfasser dieses Buchs ausgäbe, indem er sehr scharfsinnig hinzu setzte: **Nicht die Wahrheit ist es, die die Menschen überzeugt, sondern der Mann, der sie sagt.**

VII.

Nicole verlohr viel von seinem Ansehen, da er in seinen letzten Tagen nicht alle Meynungen des Portroyal mehr billigen wollte. Er sagt deßwegen in einem seiner Briefe: Ich bin seit einiger

Zeit

Zeit ein Heiliger, dem man wenig Lichter mehr anzündet.

VIII.

Es giebt keinen Menschen, sagt Nicole, so viel Verdienste er auch hat, der nicht sehr sollte gedemüthiget werden, wenn er alles wüßte, was man von ihm denkt.

Bartholomäus d'Herbelot,

geb. zu Paris 1625, gest. 1695.

I.

Der Herr d'Herbelot, der durch seine Kenntniß der orientalischen Sprachen so berühmt ist, that eine Reise nach Italien, um Armenianer und andere orientalische Völker daselbst zu sehen. Als er nach Florenz kam, ward er von einem Staatssecretaire empfangen, und in ein zu seiner Wohnung eingerichtetes Haus geführt; allwo sechs prächtig meublirte Zimmer, eins neben dem andern, eine Tafel von vier Couverts, mit allem besetzt, was man köstliches haben konnte, und eine Karosse mit der Livree des Großherzogs auf ihn warteten. Da um eben diese Zeit eine berühmte Bibliothek zu Florenz verkauft werden sollte, so bat dieser großmüthige Prinz den Herrn d'Herbelot, sie zu besehen; die orientalischen Manuscripte, die

sich

sich darunter befänden, zu untersuchen; die besten bey Seite zu legen, und ihm den Preiß davon zu melden. Nachdem dieses geschehen war, kaufte sie der Großherzog, und schenkte sie dem Herrn d'Herbelot, als eine Sache, die ihm besonders nützlich und angenehm seyn könne.

Maria de Rabütin, Marquise von Sevigne,

geb. in Bourgogne 1626, gest. 1696.

I.

Da die Frau von Sevigne in der St. Paulkirche das Credo nach einer sehr elenden Musik absingen hörte, sagte sie: O! wie falsch, wie falsch! Hernach wandte sie sich zu denen, die es gehört hatten, und sagte: Man glaube nicht, daß ich den Glauben verläugne; ich tadle nicht die Worte, sondern nur die Musik.

II.

Die Frau von Sevigne pflegte zu sagen, daß sie nichts so sehr scheue, als die Leute, welche den ganzen Tag über witzig wären.

III.

Als die Frau von Sevigne den Menage fragte, wie er sich befände, gab er zur Antwort: Madame, je suis enrhumé, ich habe den Schnupffen.

fen. Je la suis aussi, **ich habe ihn auch**, sagte sie. Ich glaube, Madame, erwiederte Menage, daß man der Regel gemäß sagen sollte: je le suis. Sagen Sie, wie Sie wollen, versetzte sie darauf; ich aber glaube, daß ich einen Bart haben müßte, wenn ich anders sagen sollte.

IV.

Die Frau von Sevigne sagte bisweilen im Scherz: **Liebhabern und Narren muß man alles zu gut halten.**

V.

Ich drückte eines Tages, sagt Menage, mit meinen beyden Händen die eine Hand der Frau von Sevigne. Als sie dieselbe zurück zog, sagte Herr Pelletier zu mir: Das ist das schönste Werk, das iemals aus ihren Händen gekommen ist.

VI.

Als die Frau von Sevigne die Mitgabe ihrer Tochter abgezählt hatte; rief sie aus: Was? so viel Geld muß ich geben, um den Herrn de Grignan zu bewegen, daß er mit meiner Tochter zu Bette geht! Sie dachte ein wenig nach, und sagte weiter: er wird morgen, über morgen, und alle Nächte bey ihr schlafen; nun, da ist es nicht zu viel Geld.

VII.

Als die Frau Gräfinn Colonne, und Madame Mazarin, die nach Arles reisten, und iede ein kleines Käſtgen mit Juwelen bey sich hatten, die

Frau

Frau von Sevigne bey ihrer Tochter besuchten, und diese berühmte Frau sahe, daß ihre Wäsche nicht gar zu weiß war, schickte sie einer ieden noch denselben Abend ein Dutzend Hemden, nebst einem Briefe, der sich anfieng: Sie kommen mir wie die Romanprinzessinnen vor; Juwelen genug, aber keine Wäsche.

VIII.

Ich kann nicht vertragen, sagte die Frau von Sevigne, daß die alten Leute sagen: Ich bin zu alt, um mich zu bessern; ich wollte es einer jungen Person weit eher zu gut halten, wenn sie so sagte. Die Jugend ist so liebenswürdig, daß man sie anbeten müßte, wenn ihre Seele und ihr Geist eben so vollkommen wäre, als ihr Körper; so bald aber, als man aufhört jung zu seyn, muß man anfangen, sich vollkommener zu machen, und durch gute Eigenschaften das wieder zu gewinnen suchen, was man auf der Seite der angenehmen verliehrt.

IX.

Als Ludewig XIV. mit der Frau von Sevigne getanzt hatte, setzte sie sich wieder an ihren vorigen Platz, neben den Grafen von Büssi, und sagte zu ihm: Man muß gestehen, daß der König große Eigenschaften hat; ich glaube, daß er den Ruhm seiner Vorfahren verdunkeln wird. Büssi konnte sich nicht enthalten, sie anzusehen und zu lachen, da er sahe, bey welcher Gelegenheit sie dem Könige diesen Lobspruch machte: Man kann daran nicht

zwei-

zweifeln, Madame, antwortete er ihr, und zwar, weil er mit Ihnen getanzt hat. Sie war von dem Prinzen so eingenommen, sagt Büssi, daß es nicht viel fehlte, daß sie ihm ein Vivat gerufen hätte.

X.

Die Frau von Sevigne hatte sich seit langer Zeit bey einer Tante aufgehalten, die sehr schwach und krank war. Das, weßwegen ich wünschen möchte, weit von hier zu seyn, sagte sie, ist, daß ich mich über den Verlust einer Person, die mir allezeit so lieb gewesen, aufrichtig betrüben könnte; denn ich fühle, daß, wenn ich bey ihr bleibe, die Freyheit, die ich durch ihren Tod erhalten werde, mir einen Theil meiner Zärtlichkeit und meines guten Herzens rauben werde.

XI.

Zu dem Grafen von Büssi sagte die Frau von Sevigne: Lassen Sie uns mit unserm guten Vetter, dem heil. Franciscus de Sales reisen; er führt die Leute auf lauter lustigen Wegen ins Paradies.

XII.

Die Frau von Sevigne gieng zu dem Oberpräsident de Bellievre, um ihm ihre Proceßsache zu empfehlen. Nach einer artigen Anrede und vielen Reverenzen, sprach sie mit ihm von ihrer Sache; da sie aber sahe, daß sie sich nicht der rechten juristischen Ausdrücke bediente, sagte sie zu ihm:

Mein Herr, ich weiß die Melodie wohl, aber die Worte habe ich nicht gelernt.

XIII.

Die Frau von Sevigne entschied den Streit, den Despreaux und Perrault mit einander hatten: indem sie sagte: Die Alten sind schöner; aber wir sind niedlicher. (plus jolis.)

XIV.

Die Briefe der Frau von Sevigne waren natürlich, lebhaft, erhaben und geistreich, wenn sie selbst schrieb; aber es waren gar nicht mehr ihre Briefe, wenn sie dieselben dictirte. Ihre gedrungene Schreibart ward weitschweifig, und Corbinelli sagte zu ihr, daß sie alsdann aufhöre geistreich zu seyn.

Anton Varillas,

geb. zu Gueret 1624, gest. 1696.

I.

Varillas pflegte zu sagen, daß von zehn Dingen, die er wüßte, er neune im Umgange gelernt habe.

II.

Varillas hatte einen Nefen, der, als er eines Tages an ihn schrieb, seinen Brief mit den gewöhnlichen

wöhnlichen Worten: Votre tres-obéissant, beschleß, die er aber nicht recht buchstabirt hatte. Varillas sahe diesen Fehler für so wichtig an, daß er den Schreiber zu allem unfähig, und für unwürdig hielt, sein Erbe zu seyn; er stiftete demnach mit seinem Vermögen eine Schule in seinem Vaterlande.

III.

Varillas hat eine ungeheure Menge chronologischer Schnitzer begangen, welches eine nothwendige Folge der Art ist, mit welcher er seine Geschichten schrieb. Er hatte in seiner Jugend so viel Manuscripte gelesen, daß er darüber das Gesicht verlohren hatte. Man half ihm zwar mit Arzeneymitteln wieder; aber seine Augen blieben doch so schwach, daß er nicht anders, als bey hellem Tage lesen konnte. So bald also, als die Sonne untergieng, machte er seine Bücher zu, und fieng an seinen Werken zu arbeiten an. Er schrieb alsdann blos aus dem Gedächtnisse, und so gut auch das seinige war, so war es doch nicht möglich, daß es ihm alle Begebenheiten, die er zu wissen nöthig hatte, mit allen ihren Umständen, getreu sollte vorgestellt haben; noch weniger war dieses in Ansehung der Zeitpunkte, wenn sie sich zugetragen hatten, möglich.

IV.

Als des Varillas Geschichte der Ketzereyen heraus kam, fand man darinne unzählige Fehler. Da Menagius einige Tage darnach dem Ver-

fasser begegnete, sagte er zu ihm: Mein Herr, Sie haben ein Buch voller Ketzereyen geschrieben.

V.

Varillas bediente sich in seinen Geschichtbüchern sehr großer Freyheiten. Er sagte eines Tages zu einem Manne, der ihn in großer Verlegenheit fand: Ich soll drey Könige mit einander reden lassen, die einander in ihrem Leben nicht gesehen haben; ich weiß nicht, wie ich es anfange. So! fragte der andere, schreiben Sie denn eine Tragödie?

VI.

Varillas war überaus arbeitsam, und lebte sehr einsiedlerisch; er rühmte sich, daß er in dreyßig Jahren nicht ein einzigmal außer seinem Hause gespeist habe.

VII.

Ein gewisser ließ auf ieden Band der Geschichtbücher des Varillas setzen: cy git, **hier liegt begraben**; er hätte noch darzu setzen sollen: sans espérance de resurrection, **ohne Hofnung, ie wieder aufzustehen.**

Johann Baptista Santeuil,

geb. zu Paris 1630, gest. 1697.

I.

Wenn Santeuil ein Gedicht gemacht hatte, mit dem er recht wohl zufrieden war, pflegte er zu sagen, daß er die Brücken mit Ketten wolle sperren lassen, damit die andern Poeten nicht darüber gehen, und etwan aus Verzweiflung in den Fluß springen könnten.

II.

Als Santeuil eines Tages die alten Figuren von erhabener Arbeit an der Thüre der Kirche zu U. L. F. zu Paris betrachtete, legte er die Hand an einen Pfeiler, und sagte zu seinem Bruder: Mein Bruder, das ist zu alt, um falsch zu seyn; womit er sagen wollte, daß die Denkmäler, die der Religion zu Ehren errichtet worden wären, nicht so lange würden gedauert haben, wenn sie nicht selbst wahr wäre.

III.

Ob man gleich dem Santeuil öfters angelegen hatte, daß er sich zum Priester solle weihen lassen, so ist er doch beständig Unterdiaconus geblieben. Dem ohngeachtet predigte er einsmals auf einem Dorfe, wo der Priester nicht da war. Kaum hatte er seine Kanzelrede angefangen, als

er stecken blieb; er wußte sich aber zu helfen, indem er sagte: Meine Herren, ich hätte euch wohl andere Dinge zu sagen; aber, es ist unnöthig, euch mehr zu predigen, ihr würdet doch davon nicht besser werden.

IV.

Als eines Tages einer von den Orden des heil. Victor, von welchem auch Santeuil war, ihm einige Verse zeigte, in welchen sich das Wort *quoniam* befand, das nur in Prosa zu brauchen ist, sagte ihm Santeuil zum Scherz einen ganzen Psalm her, in welchem sich das *quoniam* auf zwanzig mal befindet: Confitemini Domino, *quoniam* bonus; *quoniam* misericordia ejus; *quoniam* salutare suum, &c. Der Ordensbruder, der darüber empfindlich ward, antwortete ihm auf der Stelle sehr sinnreich mit den Worten des Virgils:

Insanire licet *quoniam* tibi.

V.

Santeuil sagte, daß, obgleich niemand außer der Kirche die Seligkeit zu hoffen habe, er doch von dieser Regel ausgenommen sey; indem er sich seiner Seligkeit wegen genöthigt sehe, aus derselben heraus zu gehen, weil er seine Hymnen darinne mit allzu vieler Eigenliebe singen höre.

VI.

Als einer zum Santeuil sagte, daß man ihn zum Superior seines Ordens würde gemacht haben,

wenn

wenn er sich ordentlicher aufgeführt hätte, gab er zur Antwort: Wir nehmen nicht die zu Superioren, die tugendhaft, und die Zeit ihres Lebens ordentlich gelebt haben; sondern wir lesen darzu die aus, die man gehangen hätte, wenn sie in der Welt geblieben wären. Diese, setzte er hinzu, sind insgemein geschickter, als andere, ein Haus zu regieren; sie kennen aus eigener Erfahrung die menschlichen Schwachheiten besser, und wissen die geschicktesten Mittel darwider zu ergreifen.

VII.

Man fragte den Santeuil eines Tages, welche Stadt er für die schönste hielte, und nannte ihm Rouen, Lyon, Toulouse. Giebts nicht eine, antwortete er, die weiter, als diese, von der Hauptstadt entfernt liegen? Man nannte ihm hierauf eine, die an der äußersten Grenze der Provence lag. Ja, recht! erwiederte Santeuil, das ist die schönste; warum? fragte man ihn; weil sie am weitesten von meinem Kloster liegt, war seine Antwort.

VIII.

Dominico, der berühmte Harlequin in der italiänischen Comödie, der sich hatte malen lassen, und gern lateinische Verse unter sein Bildniß haben wollte, wandte sich an den Santeuil, von welchem er aber übel aufgenommen ward. Der Poet fragte ihn, wer er wäre, was er wollte, wer ihn schickte, wo er ihn sonst gesehen hätte, und

ohne die Antwort abzuwarten, schloß er ihm die Thüre vor der Nase zu. Dominico, der wohl sahe, daß man es mit einem so sonderbaren Menschen auf eine sonderbare Art anfangen müsse, gieng noch einmal in das Kloster zu St. Victor, in seinem Harlequinshabite, den er aber mit einem rothen Mantel bedeckte. Er pochte an die Thüre des Poeten, welcher, nachdem er fünf bis sechs mal vergebens gerufen hatte, herein, ihm endlich entgegen schrie: Und wenn du der Teufel wärst, so komme herein, wenn du herein willst! Dominico warf so gleich seinen Mantel weg, und fuhr geschwind zur Thüre hinein. Santeuil erschrack, und hielt die Arme vor, er machte große Augen, und saß starr und steif, ohne daß er ein Wort sagen konnte, weil er glaubte, daß es der Teufel wirklich wäre. Dominico, der eine ziemliche Weile in einer Positur verblieben war, die den Poeten erstaunt machen sollte, fieng nun an, in dem Zimmer herum, aus einem Winkel in den andern zu laufen, und tausenderley Posituren darzu zu machen. Santeuil, der ein wenig wieder zu sich gekommen war, stand auf, und lief mit ihm im Zimmer herum. Da Dominico sahe, daß dieses Spielwerk ihm gefiel, zog er seinen hölzernen Säbel, fieng an, gegen ihn zu fechten, und tappte ihn damit bald auf die Backen, bald auf die Finger, bald auf die Schultern. Santeuil, der endlich böse ward, schlug einigemal mit der Faust nach ihm; aber dieser wußte immer geschwinde auszuweichen. Harlequin schnallte hierauf

auf sein Degengehenke los, und Santeuil nahm seinen Pelzermel; a) sie schlugen sich damit herum, bis der Poet die Comödie satt hatte, und zum andern sagte: Und wenn du der Teufel seyn solltest, so muß ich wissen, wer du bist? Wer ich bin? antwortete Dominico, in einem seinem Habit gemäßen lacherlichen Tone; ich bin der Santeuil der italiänischen Comödie. O verzweifelt, erwiederte Santeuil, wenn das so ist, so bin ich wohl der Harlequin zu St. Victor. Dominico nahm hierauf seine Masque ab; sie umarmten einander recht freundschaftlich, und Santeuil ließ sich nicht länger bitten, ihm zu willfahren. Er erfand sogleich folgende Aufschrift für ihn:

Castigat ridendo mores.

a) aumusse soll, nach Aussage des Wörterbuchs, ein Pelz seyn, den die Domherren am Arme tragen; wem diese Erklärung nicht Genüge thut, der muß sich etwann aus einem Werke, de re vestiaria Ecclesiasticorum vet: das vielleicht in hundert Jahren könnte geschrieben werden, Raths erholen.

IX.

Als der Prior zu St. Victor erfuhr, daß Santeuil, und der Abt Bouin, welche alle beyde Novicii waren, beständig mit einander spielten, verbot er ihnen das Spiel. Santeuil, der noch an eben dem Tage das Verbot übertreten hatte, ward ins Gefängniß gesetzt. Der Abt Bouin gieng zu ihm, und that ihm den Vorschlag, daß sie mit einander durch das Katzenloch, das unten in der Thüre

war, spielen wollten. Sie setzten sich also, ein ieder auf seiner Seite, auf die Erde, und legten das Geld mitten ins Loch. Kaum hatte Santeuil die Karte in der Hand, als er ausrief: Ich habe gewonnen: Ich habe fünfe, vierzehn und den letzten Stich. Bouin griff so gleich nach dem Gelde, und lief damit fort, ohne ein Wort zu sagen. Santeuil schrie aus allen Kräften: Räuber! Räuber! und das ganze Haus lief über dem Geschrey zusammen. Der Prior, der sich so gleich erkundigte, was es gäbe, schalt den Gefangenen aus, der aber, anstatt ihn anzuhören, immer fortfuhr zu schreyen, daß Bouin ein Dieb wäre, weil er ihm sein Geld mitgenommen hätte; wobey er alle Augenblicke wiederholte: ich hatte fünfe, vierzehn und den letzten Stich. Der Superior, der heimlich über diese Ausschweifung des Santeuils lachen mußte, hatte alle Mühe, ihn zu besänftigen, und sahe sich genöthigt, ihn noch enger einzuschließen.

X.

Als sich einst Santeuil in einen Beichtstuhl gesetzt hatte, um entweder zu beten, oder auf einige Verse zu sinnen, kam eine Frau, die ihn für einen Priester, der Beichte hören wollte, ansahe, kniete vor ihm hin, und erzählte da ihren ganzen Lebenslauf. Wenn nun der Poet etwas für sich murmelte, so glaubte die gute Frau, daß es Verweise wären, die er ihr ihrer Sünden wegen gäbe, und eilte mit der Beichte zu Ende zu kommen. Als sie

sie nun ausgeredet hatte, und sahe, daß der vermeynte Beichtvater nichts weiter zu ihr sagte, bat sie ihn um die Absolution. Ich bin kein Priester, gab ihr Santeuil zur Antwort. Was denn? fragte ihn die Dame mit Erstaunen, und wenn Sie kein Priester sind, warum haben Sie mich denn angehört? Und warum haben Sie vor mir gebeichtet, erwiederte Santeuil? Ich will Sie so gleich beym Prior verklagen, fuhr die Dame fort; und ich will alles ihrem Manne sagen, versetzte Santeuil darauf.

XI.

Ein gewisser Abt, von gutem Stande und Verdiensten, bewunderte einige Verse, die ihm Santeuil zeigte, sehr wenig, und der Poet sagte ihm deßwegen einige verdrießliche Dinge. Den folgenden Tag schickte ihm der Abt zehn Pistolen, um es wieder gut bey ihm zu machen. Santeil nahm die zehn Pistolen, und sagte zu dem Ueberbringer: Saget euerm Herrn, daß es mir leid thut ihn nur mit Worten beleidigt zu haben, und daß ich ihn ein andermal gar schlagen will, weil er mir alsdann gewiß noch mehr an baarem Gelde schicken wird.

XII.

Es fragte einer den Santeuil, warum die schönen Frauenzimmer insgemein weniger Verstand hätten, als die heßlichen? Darum, gab er zur Antwort, daß die leztern beständig einen suchen,

der ihnen welchen giebt, da hingegen die andern vor denen fliehen, die ihnen welchen geben wollten.

XIII.

Ein gewisser Edelmann beklagte sich bey einem Procurator zu Paris, daß er von einem Mönche sey betrogen worden. Was, mein Herr, sagte Santeuil zu ihm, der dabey war, ein Mann von ihrem Alter kennt die Mönche noch nicht. Es giebt vier Dinge auf der Welt, denen man nicht trauen darf: Dem Angesicht eines Frauenzimmers, dem Hintern eines Maulesels, der Seite eines Wagens, und einem Mönche von allen Seiten.

XIV.

Der Herr D***, der mit dem Santeuil nicht zufrieden war, schickte ihm zwey große Flaschen mit Urin gefüllt, und ein wenig Essenz oben drauf, um ihnen einen guten Geruch zu geben. Man brachte sie ihm, als ob sie mit dem Boten von Montpellier angekommen wären, und er gab dem Ueberbringer zween Thaler zum Trinkgelde. Einige Tage darauf wollte er kosten, und fand, wie gräulich man ihn angeführt hatte. Der Herr D***, der etwas zu lachen haben wollte, gab dem Santeuil einen Besuch, und zog ihn mit dieser Begebenheit auf. Der Poet ließ sich nicht merken, wie sehr es ihm verdroß, dachte aber heimlich auf Rache. Da er wußte, daß sein Spötter gern Tabac schnupfte, ließ er getrockneten Menschen-

schenkoth zu Tabac reiben, und als er mit dem Herrn D*** in Gesellschaft war, zog er eine damit angefüllte Schnupftabacsdose aus seiner Tasche heraus. Herr D*** nahm eine Prise, und da er diesen abscheulichen und zugleich starken Geruch empfand, sagte er: Pfui, Teufel; was haben Sie da für Tabac? Er ist von Montpellier, antwortete Santeuil.

XV.

Ein Abt bat den Santeuil, daß er ihm für einen seiner verstorbenen Anverwandten eine Grabschrift verfertigen sollte, und gab ihm sechs Louis, damit er gleich daran anfangen möchte. Der Poet versprach es, fieng aber nicht an, sondern arbeitete nur an den Versen, die bezahlt werden sollten, wenn sie fertig wären. Der Abt schickte verschiedenemal zu ihm nach der Grabschrift; man gab ihm aber immer zur Antwort, daß sie noch nicht fertig sey, und endlich, daß man gar nichts davon wisse. Der Abt gieng selbst zu ihm, pochte an, Santeuil fragte: wer da? der Abt antwortete: gut Freund! was für gut Freund? fuhr Santeuil fort; der bezahlt, ehe man ihm arbeitet, versetzte der Abt. Santeuil öfnete die Thüre, und da er den Abt mit einer lächelnden Mine sahe, fragte er, ob etwas zu seinen Diensten wäre. Der Abt sagte ihm so gleich, ob er sich nicht mehr der Grabschrift erinnere, die er ihm zu machen versprochen, und der sechs Louis, die er ihm dafür bezahlt habe. Bey meiner Treue, ant-

antwortete Santeuil, ich kann mich nicht erinnern; ich versichere Sie, daß ich viele Dinge vergesse, weil mein Gedächtniß nicht gar zu gut ist. Doch, weil Sie sagen, daß ich sie versprochen habe, so will ich sie machen, denn ich halte unverbrüchlich, was ich verspreche. Diese Grabschrift ward endlich in einer Zeit von sechs Monaten fertig; aber sie mußte noch einmal bezahlt werden, weil der Poet sich auf die sechs Louis, die er bekommen hatte, nicht mehr besinnen konnte, oder nicht mehr besinnen wollte.

XVI.

Als eines Tages Santeuil bey dem Herzog von Orleans zur Tafel war, gab ihm die Herzoginn im Scherz eine Ohrfeige, um ihn, wie sie sagte, zu strafen, daß er noch kein Lobgedicht auf sie gemacht habe. Da der Poet mit diesem Scherze nicht allzu wohl zufrieden schien, ließ die Herzoginn sich ein Glas Wasser bringen, goß es ihm über das Gesichte, um, wie sie sagte, den Schimpf abzuwaschen, den sie ihm angethan hätte. Santeuil, der bis letzt für Schaam nicht hatte reden können, sagte in einem empfindlichen Tone, daß der Regen billig nach dem Donner kommen müßte.

XVII.

Als Santeuil eines Tages den Abend in der Stadt zugebracht hatte, und spät nach seinem Kloster zurück kehrte, ward er in einer entlegenen Straße von zween Räubern angefallen, die ihm

seine

seine Geldbörse nahmen. Sie fragten ihn hernach, ob er eine Uhr habe, und er antwortete, nein. Desto schlimmer, erwiederten die Räuber, denn wenn Sie eine gehabt hätten, so wüßten Sie, daß es sich für Sie nicht gehört, so spät auf der Straße zu seyn. Einige Schritte weiter hin, kamen zween andere Räuber, und foderten seine Börse. Meine Herren, antwortete ihnen Santeuil, ich habe sie alleweile zween ehrlichen Männern aufzuheben gegeben, die so gütig waren, sie vor einem Augenblicke zu sich zu nehmen. Die Räuber verstanden so gleich, was er sagen wollte, und liefen, um mit ihren Cameraden sich in das Geld des Poeten zu theilen.

XVIII.

Drey Damen besuchten eines Tages den Santeuil, und sagten ihm, daß sie sich bey ihm zu Gaste böten. Santeuil beschenkte eine iede mit seinen lateinischen Versen, und sagte, als er sie ihnen gab: Da sehen Sie, womit ich Sie bewirthe. So, sagten sie, eine artige Mahlzeit! Behalten Sie ihre Verse für die, die Latein verstehen, wir müssen etwas ganz anderes haben. Was! antwortete der Poet, Sie verstehen kein Latein? das wundert mich! Ha! Sie müssen es lernen: es ist die Sprache der Alten und der großen Welt. Ja, erwiederten die Damen, der großen Welt im Lande der Lateiner; aber außerdem ist sie sehr wenig bekannt. Santeuil ward über diese Antwort böse, gieng fort, und sagte, er möchte mit

Igno-

Ignoranten nichts zu thun haben. Der Character des Santeuils läßt vermuthen, daß er sich nur gestellt habe, als ob er beleidigt wäre, um den Damen nichts vorsetzen zu dürfen.

XIX.

Als Santeuil einst Abends um eilf Uhr nach St. Victor zu Hause gieng, wollte ihm der Thorwärter nicht aufmachen, weil man, wie er vorgab, es ihm verboten hätte. Nach vielen Unterhandlungen und vergebenen Vorstellungen schob Santeuil einen halben Louis unter dem Thore durch, und so gleich ward ihm aufgemacht. Kaum war er hinein, als er that, als ob er ein Buch auf der Bank habe liegen lassen, auf welcher er gesessen, bis man ihm aufgemacht. Der dienstfertige Thorwärter lief so gleich, es ihm zu holen, und Santeuil schloß den Augenblick die Thüre zu. Meister Peter, der halb blos war, klopfte nun selbst an die Thüre, und Santeuil, der eben die Fragen an ihn that, und eben die Schwierigkeiten machte, die er gemacht hatte, sagte beständig, daß er ihm nicht aufmachen könne, weil es ihm der Prior verboten habe. Ey, mein Herr de Santeuil, versetzte der Thorwärter, ich habe Ihnen doch mit so guter Manier aufgemacht . . . Ich will dir auf eben die Manier aufmachen, wenn du willst, sagte Santeuil, es kommt nur auf dich an; und nun that er, als wenn er fortgienge. Der Thorwärter rief ihm demnach, und sagte: Ich will

Ihnen lieber Ihr Geld wieder geben; Santeuil nahm es, und schloß ihm die Thüre auf.

XX.

Da Santeuil einsmals des Nachts im Bette auf einige Verse sann, fuhr er auf einmal auf, lief zur Kammer hinaus, und rannte im Hemde im Schlafzimmer herum, indem er aus allen Kräften darzu schrie: Ich habs gefunden! ich habs gefunden! Seine Mitbrůder, die über dem Geschrey aufwachten, fragten ihn, was er denn gefunden hätte? Den schönsten Vers, der iemals ist gemacht worden, antwortete Santeuil. D'e Ordensleute lachten über den Narren, und schliefen wieder ein.

XXI.

Man machte eine Menge Grabschriften auf den Santeuil; die beste darunter ist folgende:

Cy git le célebre Santeuil:
Poëtes & fous prenez le deuil.

„Hier liegt der berühmte Santeuil: Poeten
„und Narren legt die Trauer an.„

Pradon,

geb. zu Rouen, gest. 1698.

I.

Racine ließ seine **Phädra** den ersten Jenner 1677 auf dem Theater im Hotel de Bourgogne das erstemal aufführen. Einige Personen vom ersten Range, die einerley Geschmack und Absichten hatten, unter andern die Herzoginn von Bouillon, und der Herzog von Nevers, da sie einige Zeit zuvor erfahren hatten, daß Racine daran arbeite, nöthigten den Pradon, eine Tragödie über eben diesen Gegenstand zu machen, um den Racine zu kränken, und sein Stück zu unterdrücken, wenn es würde vorgestellt werden. Pradon, der auf den Beyfall stolz war, den eine Rotte seinen ersten Tragödien verschaft hatte, war eitel genug, sich diesem großen Poeten entgegen zu stellen. Er verfertigte demnach seine Phädra, und ließ sie zween Tage nach des Racine seiner von den königlichen Comödianten vorstellen. So schlecht das Stück auch war, so fehlte es ihm doch anfänglich nicht an Beyfall, so daß es sich einige Zeit auf dem Schauplatze erhielt. Es trugen darzu besonders zwey Stücke bey: die Neugier des Publici, beyde Stücke zu sehen, um eine Vergleichung zwischen ihnen anzustellen, und der Beyfall, den die Freunde des Pradon seinem Stücke gaben.

Die

Die Frau Deshoulieres, welche Pradon bey allen seinen Arbeiten zu Rathe zog, und welche, dieser Ursache wegen, sein Trauerspiel gern wohl aufgenommen sahe, wollte die erste Vorstellung von der Phädra des Racine nicht versäumen. Ihr Vorurtheil machte, daß sie dieselbe schlecht fand; sie verfertigte, als sie nach Hause kam, über Tische, in Gesellschaft einiger Personen, unter welchen auch Pradon war, das bekannte Sonnet wider das Stück, das sie hatte vorstellen sehen:

Dans un fauteuil doré, Phedre tremblante & blême,
Dit des vers où d'abord personne n'entend rien.
Sa nourrice lui fait un sermon fort chrétien
Contre l'affreux dessein d'attenter sur soimeme.
Hippolyte la hait presque autant qu'elle l'aime.
Rien ne change son coeur, ni son chaste maintien.
La nourrice l'accuse, elle s'en punit bien.
Thésée a pour son fils une rigueur extrême.
Une grosse Aricie au teint rouge, aux crins blonds,
N'est-là que pour montrer deux énormes tetons,

Que malgré sa froideur, Hippolyte idolâtre;
Il meurt enfin trainé par ses Coursiers ingrats;
Et Phédre, après avoir pris de la mort aux rats,
Vient en se confessant mourir sur le Théatre.

„Phädra, zitternd und erblaßt auf ei„nem vergoldeten Lehnstuhle, sagt Verse „her, von denen niemand etwas versteht. „Ihre Amme hält eine sehr christliche Ver„mahnung wider den schrecklichen Vorsatz, „selbst Hand an sich zu legen, an sie. Hip„polytus haßt sie fast eben so sehr, als sie „ihn liebt. Nichts ändert ihr Herz und „ihr keusches Betragen. Die Amme macht „ihr Vorwürfe, und sie bestraft sich deßwe„gen nachdrücklich. Theseus ist gegen sei„nen Sohn ungewöhnlich strenge. Eine „dicke Aricie, roth vom Gesicht, und mit „blonden Haaren, ist nur da, um zwey un„geheure Brüste zu zeigen, welche, so kalt„sinnig sie ist, Hippolytus dennoch anbetet; „endlich wird er von seinen undankbaren „Pferden fortgeschleppet, und ums Leben „gebracht; und Phädra, nachdem sie Rat„tenpulver genommen, legt ihre Beichte auf „dem Theater ab, und stirbt.„

Dieses Sinngedichte verbreitete sich gar bald durch ganz Paris. Den folgenden Morgen brachte der Abt Tallemand, der ältere, der Madame Deshoulieres eine Abschrift davon, die es annahm, und sich nicht das mindeste merken ließ, wie

wie viel sie an dem Sinngedichte Theil hatte, und sie war hernach die erste, die es herumwies, und sagte, sie hätte es von dem Abt Tallemand.

Die guten Freunde des Racine glaubten, es wäre eine Arbeit von dem Herzog von Nevers, einer von den großen Gönnern des Pradon; Denn, was Pradon selbst anbetrifft, so that man ihm die Ehre nicht, daß man ihn in Verdacht gehabt hätte, als wenn er der Verfasser davon wäre. In der Meynung nun, dreheten sie das Sinngedicht folgendermaßen, mit Beybehaltung der Reime, auf den Herzog von Nevers.

Dans un Palais doré Damon jaloux & blême,
Fait des vers où jamais personne n'entend rien.
Il n'est ni Courtisan, ni Guerrier, ni Chrétien,
Et souvent, pour rimer, il s'enferme lui-même.
La Muse par malheur le hait autant qu'il l'aime;
Il a d'un franc Poëte & l'air & le maintien;
Il veut juger de tout, & n'en juge pas bien;
Il a pour le Phébus une tendresse extrême.
Une Soeur vagabonde aux crins plus noirs que blonds,
Va dans toutes les Cours offrir ses deux tetons,

Dont, malgré ſon païs, ſon frére eſt idolâtre;
Il ſe tue à rimer pour des lecteurs ingrats;
L'Eneide eſt pour lui pis que la mort aux rats,
Et ſelon lui, Pradon eſt le Roi du Théâtre.

„In einem vergoldeten Pallaſt, macht „Damon, eiferſüchtig und bleich, Verſe, da„von man niemals was verſteht. Er iſt „weder ein Hofmann, noch Krieger, noch „ein Chriſt, und um Reime zu machen, ver„ſchließt er ſich oft. Die Muſe haßt ihn „zum Unglück eben ſo ſehr, als er ihr gün„ſtig iſt; er hat ſo wohl die Mine, als das „Betragen eines frechen Dichters; er will „von allem urtheilen, und urtheilet doch nur „ſchlecht; Er hat gegen den Phöbus eine „außerordentliche Liebe. Eine verlaufene „Schweſter, die mehr ſchwarz als blond von „Haaren, lauft an alle Höfe, und bietet ihre „beyden Zitzen feil, davon, ſeinem Vater„lande zum Trotz, nur ihr Bruder ein An„beter iſt; er reimt ſich zu tode, für Leſer, „die es ihm nicht verdanken; die Aeneis iſt „für ihn ärger, als Rattenpulver, und ſei„ner Meynung nach iſt Pradon die Haupt„perſon für das Theater.„

Man ſchrieb dem Racine und Deſpreaux dieſe Antwort zu, die zu beißend und zu boshaft iſt, weil ſie gar die Sitten und die Perſon angreift.

Da

Da man aber sahe, daß der Herr von Nevers überall sagte, er ließe sie aufsuchen, und wollte sie ermorden lassen, so sagten sie öffentlich, daß sie die Verfasser nicht wären. Hierauf sagte ihnen der Herzog Heinrich Julius, ein Sohn des großen Conde: Wenn sie das Sinngedicht nicht gemacht haben, so kommen sie mit in den Pallast des Conde, wo sie der Prinz für diesen Drohungen schon wird zu schützen wissen, weil sie unschuldig sind; und wenn sie es gemacht haben, so kommen sie auch mit in den Pallast des Conde, wo sie der Prinz ebenfalls in Schutz nehmen wird, weil das Sinngedicht sehr lustig und witzig ist. Sie haben hernach versichert, daß das Sinngedicht von dem Ritter von Nantuillet, nebst dem Grafen von Fiesque, dem Marquis von Effiat, dem Herrn von Guilleragues, und von Manicamp, verfertiget worden wäre.

Der Herr von Nevers hat wieder mit einem Sinngedicht darauf geantwortet, worinnen ebenfalls die Reime beybehalten sind. Es heißt so:

Racine & Despreaux, l'air triste & le teint blême,
Viennent demander grace, & ne confessent rien.
Il faut leur pardonner, parcequ'on est Chrétien;
Mais on sait ce qu'on doit au Public, à Soi-même.

Damon pour l'interêt de cette Soeur qu'il aime
Doit de ces Scélérats châtier le maintien;
Car il seroit blamé de tous les gens de bien,
S'il ne punissoit pas leur insolence extrême.
Ce fut une furie aux crins plus noirs que blonds,
Qui leur pressa du pus de ses affreux tetons
Ce Sonnet qu'en Secret leur cabale idolâtre.
Vous ne serez punis, Satyriques ingrats,
Non pas en trahison d'un Sou de mort aux rats
Mais de Coups de bâton donnés en plein Théâtre.

„Racine und Despreaux kommen mit ei„ner traurigen Miene und verblaßtem Ge„sicht, bitten um Gnade, und gestehen doch „nichts. Man muß ihnen vergeben, weil „man ein Christ ist; man weiß aber, was „man der Welt und sich selbst schuldig ist. „Damon muß, um der Schwester willen, „die er liebt, die Aufführung dieser Schand„buben züchtigen; denn alle rechtschaffene „Leute würden es ihm für übel halten, wenn „er nicht ihre äußerste Ungezogenheit be„strafte. Es war eine Furie, mehr schwarz „als blond von Haaren, die ihnen Eyter aus „ihren abscheulichen Zitzen gedrückt hat, „nämlich, das Sinngedicht, das ihre Bande

„so

„so sehr verehrt. Ihr undankbaren Saty-
„renschreiber sollt dafür bestraft werden, nicht
„aber durch Verrätherey, mit einem Kreu-
„tzer Rattenpulver, sondern mit Stockschlä-
„gen, die ihr auf öffentlichen Theater bekom-
„men sollt.„

Der Streit wurde endlich durch Vermittelung einiger Personen vom ersten Range beygelegt.

Uebrigens erhielt bald darauf die Phädra des Racine, da sie vorher beynahe wäre gänzlich verworfen worden, einen allgemeinen Beyfall, da hingegen des Pradon seine in eine Vergessenheit kam, daraus sie sich niemals wieder hat retten können.

II.

Der Regulus des Pradon wurde sehr wohl aufgenommen, und seine Antigone sehr schlecht. Da nun ein gewisser Herr den Verfasser antraf, da er einen ganz schlechten Rock unter einen schönen scharlachnen Mantel an hatte, so sagte er mit einer Anspielung auf das Schicksal dieser beyden Stücke, zu ihm: Pradon, das ist der Mantel des Regulus über dem Rocke der Antigone.

III.

Pradon hatte sich in Paris in eine artige Gasconierinn verliebt, die ihm aber nicht gut war; doch aber vergnügten sie seine Einfälle. Er schrieb ihr einen Brief in Prosa und in Versen, woran

seine Leidenschaft mehr Antheil hatte, als seine Muse. Sie gab ihm eine schöne Antwort, die nichts als Witz zeigte, den er bewunderte: Er war aber gar nicht damit zufrieden, und gab weiter nichts zur Antwort, als die folgenden vier Zeilen:

Vous n' ecrivez que pour ecrire,
C' est pour vous un amusement;
Moi qui vous aime tendrement,
Je n' ecris que pour vous le dire.

„Sie schreiben mir nur, um zu schreiben,
„Das ist für Sie ein Zeitvertreib.
„Ich, der ich Sie so zärtlich liebe,
„Ich schreibe, daß ichs Ihnen sage.

IV.

In den vermischten Schriften des Vigneul Marville, findet man ein Histörchen vom Pradon, davon man glauben mag, so viel man will. Da Pradon ein theatralisches Stück verfertiget hatte, wollte er sich mit einem guten Freunde unter den Haufen im Parterre machen, er hatte das Gesicht bis über die Nase in den Mantel gehüllt, um der Schmeicheley zu entgehen, und ganz unerkannt selber mit anzuhören, was man doch von seinem Werke sagen würde. Gleich beym ersten Act wurde das Stück ausgepfiffen. Pradon, der sich nichts als Lobsprüche und Bewunderung versprach, kam gleich außer sich, und stampfte heftig mit dem Fuße. Sein guter Freund, der ihn

ihn in Unordnung sah, kriegte ihn beym Arm, und sagte zu ihm: Mein Herr, seyn Sie standhaft wider die Streiche des Glücks; und wenn Sie mir trauen, so pfeifen Sie getrost mit, wie die andern. Pradon, der nun wieder zu sich kam, und diesen Rath nach seinem Geschmack fand, kriegte sein Pfeifgen her, und pfiff tapfer mit. Ein Musquetier gab ihm einen derben Rippenstoß, und sagte zu ihm ganz hitzig: Mein Herr, warum pfeifen Sie? das Stück ist schön, und der Verfasser desselben ist kein Narr, er macht Aufsehen und Lärm bey Hofe. Pradon, der ein wenig zu hitzig war, gab dem Musquetier wieder einen Stoß, und schwur, er würde bis zu Ende pfeifen. Der Musquetier kriegte des Pradon Hut und Perrücke, und warf sie hinüber auf das Theater. Pradon giebt dem Musquetier eine Ohrfeige, und der giebt dem Pradon mit seinen Degen einen Hieb kreuzweis über das Gesichte, und will ihm den Hals brechen. Pradon, der sich um sein selbst willen hatte auszischen und ausprügeln lassen, erreichte endlich die Thür, gieng fort, und ließ sich verbinden.

V.

Pradon war der unwissendste Mann von der Welt. Man giebt vor, daß, da der Prinz von Conti, als sie aus einem seiner Trauerspiele giengen, zu ihm gesagt habe, er hätte eine Stadt, die nach Asien gehörte, nach Europa versetzt, Pradon ihm geantwortet haben soll; Ich bitte Eu. Durchl.

mich deßwegen zu entschuldigen, denn ich verstehe die Chronologie nicht.

VI.

Gacon hat auf das Trauerspiel, Scipio, welches in der Fasten gespielt wurde, und welches das gewöhnliche Schicksal aller Stücke des Pradon hatte, folgendes Sinngedicht verfertiget:

Dans ſa piece de Scipion,
Pradon fait voir ce Capitaine,
Prêt à ſe marier avec une Africaine:
D'Annibal il fait un poltron,
Ses héros ſont enfin ſi differens d'eux-mêmes,
Qu'un quidam les voyant plus maſqués qu'en un bal,
Dit, que Pradon donnoit au milieu du Carême
Une piece de Carnaval.

„Pradon stellt in seinem Stücke, Scipio, diesen Feldherrn vor, wie er sich mit „einer Afrikanerinn verheyrathen will, und „macht aus dem Hannibal einen Eisenfresser. Kurz, seine Helden sind sich selbst so „ungleich, daß iemand, der sahe, daß sie „mehr verstellt waren, als wenn sie auf einem Ball wären, sagte: Pradon spielte „mitten in der Fasten ein Fastnachtsstück.„

VII. Herr

VII.

Herr Verrier glaubte, er würde dem sterbenden Despreaux einen Zeitvertreib machen, wenn er ihm ein Trauerspiel vorläse, welches, da es neu war, sehr viel Aufsehens machte. Da er ihm den ersten Act vorgelesen hatte, so sagte er zum Verrier: Ach! mein Freund, will ich denn nicht geschwind genug sterben! Die Pradons, darüber wir uns in unserer Jugend lustig gemacht haben, sind gegen die ietzigen große Lichter gewesen.

VIII.

Grabschrift auf den Pradon:

Cy git le Poëte Pradon,
Qui durant quarante ans d'une ardeur sans pareille,
Fit à la barbe d'Apollon
Le même metier que Corneille.

„Hier liegt der Dichter Pradon, der gan-„zer vierzig Jahre lang, mit ganz unge-„wöhnlichem Eifer, vor der Nase des Apol-„lo, eben die Kunst trieb, die Corneille ge-„trieben hat.„

IX.

Um die Gewalt der Frauenzimmer über die Mannspersonen auszudrücken, sagte Lamothe: Sie würden es so weit bringen, daß man die Phädra des Pradon würde hervor suchen, und des Racine seine verlassen müssen.

Clau-

Claudius Boyer,

geb. zu Alby = = = gest. 1698.

I.

Die Judith des Abts Boyer wurde von berühmten Schauspielern aufgeführt, und erhielt sich eine ganze Fasten durch. Sie wurde zum Unglück vierzehen Tage vor Ostern gedruckt, und mit dem Beschluß der Fasten ausgepfiffen. Die Jungfer Champmele machte die Rolle der Judith. Da sie sich nun wunderte, eine solche Musik zu hören, so redete sie, weil ihre Ohren nur an den Beyfall gewöhnt waren, das Parterre also an: „Meine Herren! Wir wundern uns, daß „Sie heute ein Stück so schlecht aufgenommen „haben, welches Sie die ganze Fasten über mit „ihrem Beyfall beehrten.„ Den Augenblick ließ sich eine Stimme hören, die sagte: Die Pfeifchen waren damals zu Versailles, in den Predigten des Abts Boileau.

II.

Da der Abt Boyer beym Hinausgehen aus einem seiner Stücke, in welchem nicht viel Leute gewesen waren, die Schuld auf das garstige Wetter schob, machte Füretiere folgendes Sinngedicht:

Quand les pieces representées
De Boyer sont peu frequentées;
Chagrin qu'il est d'y voir peu d'assistans,
Voici comme il tourne la chose;
Vendredi la pluie en est la cause,
Et le Dimanche le beau tems.

„Wenn die Stücke des Boyer wenig be„sucht werden, so sehe man, wie er aus Ver„druß, daß sich so wenige dabey einfinden, „die Sache artig drehen kann: Des Frey„tags ist der Regen daran Schuld, und des „Sonntags das schöne Wetter.„

Johann Racine,

geb. zu Ferte-Milon 1639, gest. 1699.

I.

Racine wurde zu Portroyal erzogen, und Herr Lancelot, Küster bey dieser Abtey, ein sehr geschickter Mann, lernte ihm das Griechische, und ehe noch ein Jahr vergieng, brachte er ihn so weit, daß er die Trauerspiele des Sophocles und Euripides verstund: Sie nahmen ihn dergestalt ein, daß er in dem Holze, um den Teich bey Portroyal, ganze Tage mit Lesung und Auswendiglernen derselben zubrachte. Er fand Gelegenheit, den Roman Theagenes und Chariclea, griechisch zu bekommen.

kommen. Der Küster nahm ihm dieses Buch weg, und warf es ins Feuer; acht Tage darauf hatte Racine schon wieder ein anderes, dem es eben so gieng. Er kaufte sichs zum drittenmal, und lernte es auswendig, darnach gab er es dem Küster, daß er es auch verbrennen sollte.

II.

In dem Streite, welchen Racine mit Nicole hatte, konnte sich Herr Arnauld, ob er gleich sehr böse auf Racine war, nicht entbrechen, da er mit einem Freunde desselben redete, zu gestehen, daß Nicole die Streitfrage verlassen habe, und daß er gar nicht die Kunst, sondern den Künstler, der wider den Zweck und die Absicht der Kunst gefehlt hätte, verdammen müßte.

III.

Racine liebte lange Zeit die Jungfer Champmele, und bekam nicht eher eine Abneigung gegen sie, als bis sie ihn gänzlich verließ, und sich an den Herrn Clermont-Tonnere hielt; Deßwegen sagte man damals von dieser berühmten Comödiantinn, qu'un Tonnerre l'avoit déracinée, ein Donner habe sie von der Wurzel (vom Racine) losgerissen.

IV.

Racine ward mit Flechier zugleich in die französische Akademie aufgenommen. Letzterer, der seine Rede zuerst hielt, wurde ausserordentlich gelobt. Racine, der seine darnach hielt, verderbte

seine ganze Abhandlung durch sein verzagtes Wesen, mit der er sie herlas. Da er nun sahe, daß sie gar nicht gefallen hatte, wollte er sie gar nicht drucken lassen.

V.

Als Racine und Despreaux einst zu Versailles gewesen waren, fuhren sie mit der Landkutsche wieder nach Paris zurück. Sie fanden zween ehrliche Bürger auf derselben, und da sie bey Hofe sehr wohl waren aufgenommen worden, so waren sie unterwegens ungemein aufgeräumt; ihre Gespräche waren so witzig, so munter und lehrreich, als sie iemals seyn konnten. Die beyden Bürger hörten mit Verwunderung zu, und wurden gar nicht müde, ihr Vergnügen darüber zu bezeigen. Als sie endlich von der Kutsche abstiegen, machte einer dem Racine sein Compliment, und der andere umarmte den Despreaux, und sagte zu ihm: „Ich bin mit Doctoren aus der Sorbonne, und „auch oft selbst mit Ordensleuten gereist; aber ich „habe nie so vortreffliche Sachen gehört; in „Wahrheit, mein Herr, Sie sprechen hundertmal „besser, als ein Prediger.„

VI.

Racine gab seinen Kindern die Vermahnung: Wenn ihr in der Welt Leute findet, die aus meinen Trauerspielen nicht viel machen, oder sie durch scharfe Critiken angreifen, so gebt ihnen weiter nichts zur Antwort, als dieses, daß ich alles, was ich gekonnt, gethan habe, um dem

Publico zu gefallen, und daß ich gewünscht habe, es noch besser machen zu können.

VII.

Racine war sehr zum spotten geneigt, und sein Spott war nicht selten beleidigend. Als der Prinz von Barbanson das Schloß zu Namur, in welchem er Commandant war, durch Capitulation übergeben hatte, sagte er zu ihm: Sie haben die Zeit zum Ausziehen schlecht gewählt. Es hatte nemlich beständig geregnet, und Racine hatte vielleicht eben dieses in Gedanken. Der Prinz, der sich einbildete, daß er über ihn spotten wolle, gab ihm ganz freundlich zur Antwort: Wenn man so auszieht, wie ich, so ist das schlechteste Wetter mehr als zu schön; und diese Antwort gefiel dem Könige.

VIII.

Racine würde von den heftigsten Leidenschaften beherrscht worden seyn, wenn sie nicht durch Religion wären zurück gehalten worden; worüber Despreaux sagte: Die Vernunft führt insgemein andere zur Religion, aber den Racine hat die Religion zur Vernunft geführt.

IX.

Segrais sagt, daß Racine und Boileau dem Rochefoucault zu der Maxime: **Man ist sehr arm, wenn man nur eine Art des Verstandes besitzt,** Gelegenheit gegeben habe, weil nemlich alle ihre Gespräche auf die Poesie

gien.

giengen, und sie außer dieser nichts weiter wußten.

X.

Racine schonte mit seinen empfindlichen Spöttereyen selbst seine Freunde nicht, wenn sie ihm durch Unvorsichtigkeit Gelegenheit darzu gaben. Als eines Tages Despreaux in der Akademie der Inschriften eine falsche Meynung behauptete, ließ es Racine nicht bey einer bloßen Spötterey bewenden, welche öfters eine Frucht der ersten Hitze ist, mit welcher man disputirt; sondern er griff seinen Freund so heftig an, daß Despreaux sich endlich genöthigt sahe, zu sagen: Ich gestehe, daß ich Unrecht habe; aber, ich will lieber Unrecht, als mit so viel Geschrey Recht haben, wie Sie.

XI.

Despreaux hatte ein andermal die Spöttereyen des Racine gewaltig empfinden müssen; er sagte aber, da der Streit vorbey war, mit kaltem Blute zu ihm: Haben Sie mich denn gern wollen böse machen? Bewahre mich der Himmel, gab Racine zur Antwort. Nun, so haben Sie doch Unrecht, versetzte Despreaux, denn Sie haben mich böse gemacht.

XII.

Racine hatte Lust ein Cartheuser zu werden. Ein vernünftiger Geistlicher, den er zum Beichtvater hatte, fand diesen Vorsatz übertrieben. Er stellte dem Racine vor, daß ein Character, wie der

seinige, die Einsamkeit nicht lange ertragen würde; daß er besser thun würde, wenn er in der Welt bliebe, und um die Gefahren derselben zu vermeiden, sich mit einer gottsfürchtigen Person verheyrathete; daß der Umgang mit einer vernünftigen Frau, ihn von allen verführerischen Gesellschaften zurück ziehen würde, in welche er durch die Besuchung der Schauspiele gerathen sey. Als ihn hernach, in den folgenden Jahren seines Lebens, die häuslichen Sorgen plagten, rief er aus: Ey! warum habe ich mich in dieselben gesteckt? warum hat man mich nicht einen Cartheuser werden lassen! ich würde ein weit ruhigeres Leben führen.

XIII.

Racine brachte von Versailles eine Börse von tausend Louis mit, und traf seine Frau zu Auteuil, in dem Landhause des Despreaux an, wo sie ihn erwartete. Er umarmte sie, und sagte: Wünschen Sie mir Glück! Sehen Sie da eine Börse von tausend Louis, die mir der König geschenkt hat. Seine Frau klagte so gleich über eins seiner Kinder, welches seit zwey Tagen nichts hatte lernen wollen. Wir wollen ein andermal davon reden, gab er zur Antwort, heute müssen wir fröhlich seyn. Sie stellte ihm weiter vor, daß er diesem Kinde, wenn er nach Hause käme, einen tüchtigen Verweiß geben solle, und hörte nicht auf mit klagen, bis Despreaux, der voller Verwunderung, mit starken Schritten, in dem Zimmer herum

herum stieg, ungeduldig ward, und ausrief: O welche Unempfindlichkeit! kann man an eine Börse von tausend Louis so wenig gedenken?

XIV.

Racine wollte gern einen Hofmann vorstellen, hatte aber nicht viel Geschick darzu. Als ihn der König eines Tages mit dem Herrn de Cavoye spazieren gehen sah, sagte er: Diese beyden Leute sehe ich doch so öfters bey einander, und ich errathe leicht die Ursache: Cavoye glaubt in Gesellschaft des Racine ein witziger Kopf, und Racine in Gesellschaft des Cavoye ein Hofmann zu seyn.

XV.

Der König ließ sich gern vom Racine vorlesen, weil er eine besondere Gabe, die Schönheiten eines Werks, das er vorlas, fühlbar zu machen, besaß. Der König befahl demnach, als er einst sich nicht wohl befand, dem Racine, ihm ein Buch auszusuchen, das ihm die Zeit vertriebe. Racine schlug ihm eine Lebensbeschreibung aus dem Plutarch vor. Das ist alt Französisch, antwortete der König. Racine erwiederte, daß er im Lesen suchen wolle die alten Redensarten zu verändern, und die Worte, die seit den Zeiten des Amyot nicht mehr im Gebrauch wären, durch neue und gebräuchlichere zu ersetzen. Racine that es zu völliger Befriedigung des Königs.

XVI.

Racine, dem von Ludewig XIV aufgetragen ward, seine Geschichte zu schreiben, bat sich eine besondere Audienz bey ihm aus. Sire, sagte er zum Könige, ein Geschichtschreiber darf kein Schmeichler seyn; er muß seinen Helden vorstellen, wie er wirklich ist; er darf auch nichts auslassen: Wie befehlen nun Eure Majestät, daß ich von Dero Liebeshändeln schreiben soll? Wir wollen sie übergehen, antwortete der König. Aber, Sire, versetzte Racine dreust, der Leser wird das nicht auslassen, was ich auch auslassen wollte. Ludewig ward dadurch noch nicht anderes Sinnes, sondern sagte ihm nochmals: Man lasse sie nur aus. Racine fuhr darauf fort: Da es in dem Leben Eurer Majestät unglaubliche Dinge giebt, so könnte das Geständniß der Schwachheiten meines Helden, den Leser leicht überführen, daß ich allenthalben die Wahrheit schriebe, und dieses würde für meine ganze Geschichte ein gutes Vorurtheil erregen. Der König gab ihm hierauf zur Antwort: Ich bin noch unentschlossen; alles aber, was ich iezt darüber sagen kann, ist, daß man sie mit Stillschweigen übergehe.

XVII.

Als Ludewig XIV. nach Mons zur Belagerung gieng, befahl er seinen beyden Geschichtschreibern, ihm zu folgen. Racine, der lieber in Ruhe lebte, blieb zurück, und der König gab ihm, da er zurück kam, einen Verweiß darüber. Sire, ant-

antwortete ihm sinnreich der Poet, ich hatte kein Campagnekleid; es war bestellt, aber die Städte, die Eure Majestät belagert haben, sind eher eingenommen worden, als mein Kleid fertig geworden ist.

XVIII.

Ich erinnere mich, sagt Valincour, daß, als ich einst zu Auteuil bey dem Despreaux, mit dem Herrn Nicole und andern würdigen Freunden war wir den Racine auf den Oedipus des Sophocles zu reden brachten. Er übersetzte ihn aus dem Stegreife, und sagte ihn uns ganz her, mit solchem Feuer und Nachdruck, daß wir alle, die wir ihm zuhörten, das Schrecken und Mitleiden, das in diesem Trauerspiele herrscht, empfanden. Ich habe unsere besten Schauspieler die besten Stücke auf dem Theater vorstellen sehen, aber nichts ist der Bewegung gleich gewesen, die ich bey Anhörung des Racine empfand. Selbst in dem Augenblick, da ich dieses schreibe, schwebt mir noch Racine, mit seinem Buche in der Hand, vor Augen, und wie wir alle bestürzt um ihn herum sitzen.

XIX.

Der große Corneille machte dem Racine große Lobsprüche, als er ihm sein Trauerspiel, Alexander, vorgelesen hatte; er rieth ihm aber zugleich, sich lieber auf eine andere Dichtungsart, als auf die dramatische, zu legen, indem er ihn versicherte, daß er sich nicht darzu schicke. Corneille war keiner niederträchtigen Eifersucht fähig; und wenn

man ihn so reden hört, kann man glauben, daß er auch eben so dachte.

XX.

Die Andromache des Racine war von dem Marschall de Crequi und dem Grafen von Olonne stark angegriffen worden. Der Marschall war im Ruf, daß er seine Frau nicht sehr liebe, und der Graf hatte sich nicht über die allzu große Liebe seiner Frau zu beschweren. Racine machte darüber folgendes Sinngedicht an sich selbst:

La vraisemblance est choquée en ta piece
Si l'on en croit & d'Olonne & Créqui.
Créqui dit que Pyrrus aime trop sa maitresse,
D'Olonne qu'Andromaque aime trop son mari.

„Die Wahrscheinlichkeit ist in deinem „Stück nicht beobachtet, wenn man dem „d'Olonne und Crequi glaubt. Crequi „sagt, daß Pyrrhus seine Maitresse, und „d'Olonne, daß Andromache ihren Mann „zu sehr liebe.„

XXI.

Ein gewisser Prinz schickte einen witzigen Kopf in die Kirche, um einen Prediger zu hören, dem er seine Gnade angedeihen ließ. Als er zurück kam, fragte ihn der Prinz um seine Meynung. Aus Furcht, dem Prinzen zu mißfallen, konnte er nichts böses davon sagen; er konnte aber auch mit gutem

gutem Gewissen nichts rühmliches davon sprechen. Er gab vor, daß er die ganze Predigt hindurch sehr zerstreut gewesen wäre, und nicht recht habe Achtung geben können, weil ein junger Geistlicher, der sich nicht weit von ihm an einen Pfeiler gelehnt hatte, alle Augenblicke als verzweifelt gethan, und ausgerufen hätte: O Racine! Racine! wobey er mit dem Fuße auf die Erde gestampft, und die Augen gen Himmel erhoben habe. Warum that er das? fragte der Prinz. Ich habe ihn gefragt, antwortete der Poet, als die Predigt zu Ende war, und er gab mir zur Antwort: Wissen Sie nicht, mein Herr, was dem Racine mit seinem **Alexander** begegnet ist, welches so ein vortreffliches Stück ist? Seine Freunde hatten ihn alle versichert, daß das Stück schön sey; und sie hatten Recht. Er, der sich darauf verließ, gab das Stück der Bande des Moliere, und es fand nicht den geringsten Beyfall, da es das erstemal vorgestellt ward. Der Herr Racine, der über die schlechte Aufnahme seines Stücks ganz außer sich war, wollte seine Freunde darüber zur Rede setzen, die ihm eine so gute Meynung davon beygebracht hatten. Diese Freunde gaben ihm darauf zur Antwort: Ihr Stück ist vortrefflich, aber Sie haben es einer Bande zur Aufführung gegeben, die nur komische Stücke spielt; das ist blos die Ursache, weßwegen es nicht Beyfall gefunden hat. Geben Sie es nur in das Hotel de Bourgogne, so werden Sie sehen, wie wohl es wird aufgenommen werden. Racine folgte dem Rathe, und

 legte

legte mit seinem Stück ungemein viel Ehre ein. Eben dieses ist iezt mir begegnet, fuhr der junge Geistliche fort; ich habe die Rede gemacht, die sie iezt gehört haben, und nach dem Urtheil der Kenner, ist sie ein Meisterstück; sie sehen aber, was für eine schlechte Wirkung sie gethan hat, da ich sie diesem Stümper zum declamiren gegeben habe. Er ist matt an den Stellen, wo er in Affect gerathen sollte, und schreyt wie ein Besessener, wenn er zu sanften Stellen kommt. Ich werde es aber machen wie der Herr Racine; ich will ihm meine Rede wiedernehmen, und sie einem andern geben, der mehr Geschicklichkeit hat.

XXII.

Racine zählte die Lobsprüche, die ihm von Ungelehrten gemacht wurden, unter die unangenehmen Dinge. Er erzählte, wenn er aufgeräumt war, das Compliment, das ihm eine alte obrigkeitliche Person gemacht hatte, die nie in der Comödie gewesen war, und sich durch eine Gesellschaft darzu bereden ließ, weil man ihr versicherte, daß sie die Andromache sehen sollte. Dieser Mann war sehr aufmerksam während dem Schauspiele, welches man mit dem Nachspiele, les Plaideurs, beschloß. Im Herausgehen traf er den Autor an, und sagte zu ihm: Mein Herr, ich bin mit ihrer Andromache sehr zufrieden, es ist ein artiges Stück; ich wundere mich nur, daß es sich so lustig schließt; ich hatte anfänglich Lust zu weinen,

nen, da ich aber die kleinen Hunde sahe, mußte ich lachen.

XXIII.

Racine hatte einen Onkel, der Canonicus regularis zu Uzes war, und ihm seine Pfründe überließ. Da er aber zu lange verzog, ehe er das Kleid dieses Ordens nahm, machte ihm ein anderer diese Pfründe streitig, und erhielt sie. Der Verlust seines Processes bewog ihn, die Comödie der **Advocaten vor Gericht**, (Plaideurs) zu machen. Bey den beyden ersten Vorstellungen wurden die Comödianten beynahe ausgepfiffen, und wollten die dritte nicht wagen. Moliere, der damals mit dem Racine zerfallen war, ließ sich das Urtheil des gemeinen Haufens nicht hinreißen, und sagte, da er heraus gieng, daß die, die sich über dieses Stück aufhielten, verdienten, daß man sich über sie aufhalte. Als einen Monat darnach die Comödianten bey Hofe spielten, und nicht wußten, was für ein kleines Stück sie zur Nachcomödie nehmen sollten, wagten sie es, die **Advocaten vor Gericht** vorzustellen. Ludewig XIV, der sehr ernsthaft war, konnte sich nicht enthalten, laut dabey zu lachen, und der Hof lachte nicht aus bloßer Gefälligkeit mit. Die Comödianten, die um eilf Uhr Abends in drey Carossen von Saint-Germain wegfuhren, eilten, dem Racine diese gute Nachricht zu bringen, der im Hotel des Urßins wohnte. Drey Carossen nach Mitternacht, und an einem Orte, wo man nie-

deren

deren so viel beysammen gesehen hatte, weckten die ganze Nachbarschaft auf. Man kam an die Fenster gelaufen, und da man die Carossen vor der Thüre des Racine halten sahe, und man von **Advocaten** reden hörte, glaubten die Bürger, Racine würde aus seinem Logis geholt, weil er etwan den Richtern zu nahe geredet hätte. Die ganze Stadt glaubte ihn den folgenden Tag im Stockhause zu finden; und was dieser lächerlichen Einbildung einigen Schein gab, war, daß wirklich ein alter Parlamentsrath viel Lärmen über diese Comödie im Parlamente gemacht hatte.

XXIV.

Corneille sagt im Cid, indem er vom Dom Diego redet:

> Ses rides sur son front ont gravé ses exploits.
>
> „Seine Runzeln haben seine Thaten auf sei-
> „ne Stirne gegraben.„

Und Racine sagt in den **Advocaten vor Gericht**, eben dieses mit einer kleinen Veränderung von einem Gerichtsdiener:

> Ses rides sur son front gravoient tous ses exploits.

Corneille ward dadurch sehr beleidigt. Was? sagte er, ein junger Mensch darf sich unterstehen die schönsten Verse anderer Leute zu lächerlichen Dingen zu gebrauchen?

XXV. Fio-

XXV.

Floridor, der beste Comödiant seiner Zeit, spielte die Rolle des Nero im Britannicus. Da ihm nun die Zuschauer alle sehr gewogen waren, that es ihnen wehe, daß sie ihn den Nero sollten vorstellen, und sich gezwungen sehen, ihn zu hassen. Das war Ursache, daß man diese Rolle einem andern Acteur gab, der nicht so sehr in Gunst stand, und das Stück selbst gewann dabey.

XXVI.

Man weiß, wie viel Eindruck einige Verse im Britannicus auf Ludewig XIV. machten. Wenn Narcissus dem Nero die Reden vorhält, die man wider ihn führt, so sagt er ihm, daß man seine Begierde, durch Vorzüge zu glänzen, die nicht Vorzüge eines Kaysers sind, tadle.

Il excelle à conduire un char dans la carriere,
A disputer des prix indignes de ses mains,
A se donner lui-même en spectacle aux Romains,
A venir prodiguer sa voix sur un Théatre.

„Er weiß vortrefflich einen Wagen in „der Rennbahn zu führen, Preiße, seiner „Hände unwürdig, zu erstreiten, sich selbst „den Römern zum Schauspiel zu machen, „und seine Stimme auf dem Schauplatze zu „verschwenden.„

Diese Verse machten den jungen Monarchen aufmerksam, welcher bisweilen in den Ballets

getanzt hatte; und ob er gleich ein vortrefflicher Tänzer war, so wollte er sich doch bey keinem Ballet mehr sehen lassen, indem er gelernt hatte, daß sich ein König nicht zum Schauspiele machen müsse.

XXVII.

Man fragte den großen Conde, was er von der **Berenice** gedächte, die man seit geraumer Zeit aufführte. Er antwortete durch die beyden Verse, wo Titus von seiner Maitresse redet:

> Depuis cinq ans entiers chaque jour je la vois,
> Et crois toujours la voir pour la premiere fois.

„Seit fünf ganzen Jahren sehe ich sie „alle Tage, und ich glaube beständig, sie „das erstemal zu sehen.„

Dieses Urtheil ist sehr von dem unterschieden, das ihm ein gewisser Schriftsteller zuschreibt. Er giebt vor, daß, als Racine den großen Conde gefragt habe, was er von der **Berenice** hielte, dieser Prinz den Ausgang eines gewissen Liedchens zu singen angefangen habe: Marion pleure, Marion crie; Marion veut qu'on la marie. Mariechen weint, Mariechen schreyt; Mariechen will einen Mann haben. Heut zu Tage weiß man zuverläßig, daß diese Antwort vom Chapelle ist.

XXVIII.

Ludewig XIV, der sich nicht leicht in seinen Urtheilen irrete, sahe seinen Leibarzt, Dodart, als sie aus der **Berenice** giengen, und sagte lachend zu ihm: Ich war eben im Begriff, euch suchen zu lassen, um einer Prinzessinn beyzustehen, die sterben wollte, ohne zu wissen, weßwegen.

XXIX.

Als die italienischen Comödianten eine Parodie der **Berenice** aufführten, ärgerte sich ein Autor, der einige gute Trauerspiele gemacht hatte, sehr darüber. Welche Ungereimtheit, sagte er, daß man Pickelheringen erlaubt, das lächerlich zu machen, was berühmte Autoren ihre Helden in den Trauerspielen sagen lassen. Wenn man die Moral dieser Stücke lächerlich macht, wo wird künftig der König Räthe zu seinem Conseil, und Generale für seine Armeen hernehmen? Man muß in der That sehr Poet seyn, wenn man sich einbildet, daß die herzhaften Generale und die Einsichtsvollen Minister vom Theater herkommen.

XXX.

Als Corneille bey der Vorstellung des **Bajazet** neben dem Segrais saß, sagte er zu ihm: Geben Sie Achtung, in dem ganzen Stück spricht keine einzige Person wie sie sprechen sollte, und wie man zu Constantinopel spricht; doch nur gegen Sie gesagt; denn wenn ich eben dieses gegen andere

andere sagte, so würde man glauben, ich wäre eifersüchtig.

XXXI.

Zu der Zeit, da Racine das Trauerspiel, **Mithridates**, machte, gieng er alle Morgen nach den Thuillerien, wo damals allerhand Leute arbeiteten. Wenn er nun anfieng, seine Verse laut her zu sagen, und nicht eine einzige Person im Garten gewahr ward, sahe er sich auf einmal von allen, die darinne arbeiteten, umringt. Sie verließen ihre Arbeit, um auf ihn Achtung zu geben, weil sie ihn für einen Menschen hielten, der aus Verzweifelung sich im Garten ersäufen wollte.

XXXII.

Racine hat dem **Mithridates** einen sehr erhabenen Charakter gegeben. Es gefiel demnach, von allen Trauerspielen, die Carl XII. währende seines Aufenthalts zu Bender las, ihm keins so sehr, als dieses; und er zeigte einem seiner Minister mit dem Finger alle Stellen, die ihm vorzüglich gefielen.

Corneille nannte den **Achilles**, **Agamemnon** und **Mithridates** vom Racine, Helden nach unsern Sitten umgeschmelzt.

XXXIII.

Beaubourg, der ungemein heßlich war, spielte die Rolle des **Mithridates**, und **Monime**, welche von der Mademoiselle Lecouvreur vorgestellt ward,

ward, sagt zu ihm: Ah! Seigneur, vous changez de visage? Ach! gnädigster König, Sie verändern ihr Gesicht? Das Parterre rief so gleich: Laissez-le faire! Das mag er thun!

XXXIV.

Als Racine seine Iphigenia bekannt machte, gaben Coras und Leclerc eine andere heraus, die weiter nicht sehr bekannt ist, als durch das Sinngedicht, das man dem Racine Schuld giebt:

Entre Leclerc & son ami Coras,
Tous deux Auteurs rimant de compagnie;
N'a pas long-tems s'ourdirent grands debats
Sur leur propos de leur Iphigenie.
Coras lui dit: La piece est de mon cru:
Leclerc répond: Elle est mienne & non votre.
Mais aussitôt que l'ouvrage a paru
Plus n'ont voulu l'avoir fait ni l'un ni l'autre.

„Zwischen dem Leclerc und seinem Freunde Coras, zween Reimern in Compagnie, „erhob sich, vor nicht gar langer Zeit, ein „großer Streit, über ihre Iphigenia. Co„ras sagt: Das Stück ist von meiner Ar„beit; und Leclerc antwortet: Es gehört „mir, und nicht euch. Aber, seitdem das „Stück öffentlich erschienen ist, will es weder

„der eine, noch der andere, gemacht ha-
„ben.„

XXXV.

Ein strenger und bloßer Mathematikus hatte nie den Racine gelesen. Als ihm nun einer viel Rühmens von ihm machte, ließ er sich bereden, seine **Iphigenia** zu lesen. Kaum aber hatte er drey oder vier Scenen durchgelesen, als er das Buch hinwarf, und sagte: Nun, was ist damit bewiesen?

XXXVI.

Der berühmte Arnauld hatte von den Trauerspielen des Racine sonst keines gelesen, als die **Phädra**, und sagte zu dem Verfasser: Warum haben Sie den Hippolytus verliebt vorgestellt? Ey, mein Herr, gab Racine zur Antwort, was würden sonst unsere Petitmaitres darzu gesagt haben?

XXXVII.

Athalia ward im Anfange sehr schlecht aufgenommen. Man sagte, daß es blos eine andächtige Uebung für die Kinder wäre. Ein Priester und ein Kind, wären darinne die Hauptpersonen. Despreaux aber behauptete standhaft, daß Athalia das Meisterstück des Poeten so wohl, als der tragischen Bühne überhaupt sey, und daß das Publicum bald oder spät, seine Meynung ändern würde. Er war es allein, der dieses behauptete, und Racine starb unterdessen, überzeugt, daß er

seinem

seinem Gegenstande nicht Genüge geleistet habe, weil die Gleichgültigkeit des Publici ihm zu sagen schien, daß er ihn nicht interessant zu machen gewußt habe. Dieses Stück, das für das Stift zu Saint-Cyr gemacht war, war niemals von Comödianten vorgestellt worden. Der Herzog von Orleans wollte aber wissen, was für eine Wirkung es auf dem Theater thun würde, und befahl den Comödianten es aufzuführen, ohne sich an die in dem Privilegio enthaltene Clausel zu kehren. Der Beyfall war erstaunlich, und die ersten Vorstellungen, die bey Hofe geschehen waren, gaben dem Stücke einen neuen Werth. Der König war ohngefehr in dem Alter des Joas.

XXXVIII.

Racine, der seinen ältesten Sohn gern von der Poesie abbringen wollte, sagte ihm, daß die schlechteste Critik ihm mehr Gram verursacht, als ihm der größte Beyfall Freude gemacht habe. Glaube nicht, sprach er, daß meine Stücke Ursache sind, wenn mir die Großen am Hofe freundschaftlich begegnen. Corneille macht Verse, die hundertmal schöner sind, als die meinigen, und doch macht sich niemand etwas aus ihm. Man liebt ihn nur in dem Munde seiner Acteurs. Ich hüte mich, den Vornehmen mit meinen Werken beschwerlich zu seyn, und an statt ihnen davon vorzureden, unterhalte ich sie lieber mit Dingen, die ihnen angenehm sind. Ich lasse ihnen nicht merken, daß ich Verstand habe, sondern su-

che ihnen nur zu zeigen, daß sie dergleichen haben.

XXXIX.

Racine liebte den Despreaux zärtlich, und sagte zu ihm, als er ihn das leztemal umarmte: Ich sehe es als ein Glück für mich an, daß ich später sterbe, als Sie.

XL.

Racine, der in seiner lezten Krankheit drey Wochen lang mit einer großen Trockenheit der Zunge und der Kehle geplagt ward, sagte weiter nichts, als: Ich will diese Plage als eine Züchtigung von Gott gern annehmen; wenn ich nur damit für das Vergnügen, das ich so oft an den Tafeln der Großen genossen, büßen könnte!

XLI.

Der Herr von Voltaire schreibt an den Marquis Scipio Maffei: Glauben Sie nicht, daß Racine, wie man ihm in Italien Schuld giebt, der Erfinder der unnützen galanten Episoden sey, mit denen wir unsere Werke zu belästigen pflegen. Er ist es vielmehr, der alles gethan hat, um den Geschmack der Nation in diesem Stück zu verbessern. Nie ist bey ihm eine Liebesunterhandlung eingeschoben; sie ist vielmehr der Grund aller seiner Stücke, und das, was dieselben interessant macht. Die Liebe ist die theatralischte Leidenschaft, die fruchtbarste an Sentimens, und zugleich die vielförmigste. Sie muß entweder die Seele

eines

eines theatralischen Werks seyn, oder gänzlich daraus verbannet bleiben. Wenn die Liebe nicht tragisch ist, so fällt sie ins abgeschmackte, und ist sie tragisch, so muß sie allein herrschen; sie schickt sich nicht, den zweyten Platz einzunehmen. Man kann daher vom Rotrou und Corneille sagen, daß sie durch die erzwungenen Liebeshändel unser Theater mehr verschlimmert, als verbessert haben; und das ist auch die Ursache, warum man so wenig Stücke vom Corneille mehr spielt.

XLII.

Racine sprach eines Tages mit solcher Beredsamkeit gegen die Frau von Maintenon von dem Elende des gemeinen Volks, und den Mitteln, dasselbe heraus zu reissen, daß sie ihn bat, ihr einen schriftlichen Aufsatz darüber zu geben, und ihm versprach, nicht zu sagen, von wem er wäre. Sie las diesen Aufsatz, als eben der König zu ihr kam, der ihn ihr aus der Hand nahm, und nachdem er einige Zeilen gelesen hatte, sie fragte, von wem er wäre. Die Frau von Maintenon, die sich lange weigerte, den Autor zu nennen, sahe sich endlich gezwungen, ihn zu verrathen. Was, sagte der König, ein wenig aufgebracht, glaubt der alles zu verstehen, weil er Verse machen kann? und will er Minister seyn, weil er ein großer Poet ist?

Magdalene von Scudery, gest. 1701.

I.

Der Marschall von Roquelaure hatte ein Portrait von der Mademoiselle de Scudery, auf welchem sie als eine Vestalinn vorgestellt war, wie sie das heilige Feuer unterhielt, mit dem Wort, Fovebo, welches an dem Altare, auf welchem das Feuer brannte, eingegraben war. Es war dieses eine Andeutung der beständigen Freundschaft, die sie mit ihren berühmten Freunden, dem Herzog von Montausier, Conrart, Pelisson, Sarasin, und andern, unterhielt.

II.

Sarasin und Pelisson waren alle beyde der Mademoiselle de Scudery sehr ergeben, und man sagt, daß sie dem letztern den Vorzug gegeben habe, welcher so heßlich war, daß man sie wohl nicht im Verdacht haben kann, als ob ihre Liebe materiell gewesen wäre. Sie gab ihm ihre Neigung durch folgende Verse zu erkennen, die sie aus dem Stegreife machte:

Enfin Acanthe il faut se rendre,
Votre esprit a charmé le mien;
Je vous fais citoyen du tendre,
Mais de grace n'en dites rien.

„End-

„Endlich, Acanth, muß ich mich erge-
„ben; dein Verstand hat den meinigen be-
„siegt; ich gebe dir das Bürgerrecht der
„Zärtlichkeit, aber, ich bitte, sage niemand
„nichts davon.„

Diese Verse gaben zu andern Gelegenheit; besonders sind die merkwürdig, von denen man den Autor nicht weiß:

La figure de Pélisson,
Est une figure effroyable;
Mais quoique ce vilain garçon
Soit plus laid qu'un singe & qu'un diable,
Sapho lui trouve des appas:
Mais je ne m'en étonne pas,
Car chacun aime son semblable.

„Die Gestalt des Pelisson ist so, daß
„man dafür erschrickt. Ob aber gleich die-
„ser schlechte Mensch heßlicher ist, als ein
„Affe, und der Teufel selbst, so findet ihn
„Sapho doch reizend. Ich erstaune aber
„darüber nicht, denn ein ieder liebt seines
„gleichen.„

III.

Als der erste Dauphin aus dem Feldzuge von Philipsburg wieder gekommen war, übergab Mademoiselle de Scudery seiner Gemahlinn ein Gedicht, in welchem sie sagt:

Et la gloire & l'amour vous comblent de
plaisirs ;
Qui des deux d'un grand coeur remplit mieux
les désirs?

„Ruhm und Liebe überhäufen Sie ietzt „mit Vergnügen; Welches von beyden erfüllt am meisten die Begierden eines grossen Herzens?„

Die Dauphine gab zur Antwort, daß man darüber den Dauphin fragen müsse. Der Herzog von Montausier gieng also den folgenden Morgen zu ihm ans Bette, und sagte: Ich komme, die Antwort auf die Verse der Mademoiselle de Scudery abzuholen.

IV.

Vor einiger Zeit, sagt Menage, zeigte mir Herr Düperrier einen Brief, der sehr wohl geschrieben war, und sich mit den Worten schloß: Votre très-humble, très-obeissante servante. Ich sagte ihm, daß dieses nicht gut sey, und daß sich eine Dame nicht so unterschreiben müßte. Er aber vertheidigte das Gegentheil. Den folgenden Tag erhielt ich ein Billet von der Mademoiselle Scudery, das auf eben die Art unterschrieben war. Ich wunderte mich darüber, und zeigte es dem Herrn Düperrier, welcher der Mademoiselle Scudery unsere Uneinigkeit hinterbrachte. Es ist wahr, gab sie zur Antwort, daß man ehmals nicht so schrieb; aber die Frauenzimmer

dürfen

dürfen iezt nicht mehr so stolz seyn, da sie nicht mehr so tugendhaft sind.

V.

Man sagte der Mademoiselle de Scudery, daß Versailles ein bezauberter Ort sey. Ja, antwortete sie, wenn nur der Zauberer daselbst ist. Sie meynte damit den König.

VI.

Auf einer Reise, die der Herr und Mademoiselle de Scudery nach Provence thaten, hielten sie zu Pont St. Esprit Nachtlager. Man wieß sie in ein Zimmer, wo zwey Betten standen. Ehe sie nun einschliefen, sprach der Herr de Scudery vom Cyrus, und fragte seine Schwester, was sie mit dem Prinzen Masares machen wollten. Nach einem kleinen Wortwechsel ward beschlossen, daß man ihn wolle umbringen lassen. Einige Kaufleute, die in dem Nebenzimmer waren, hörten dieses Gespräch, und glaubten, daß die beyden Reisenden sich wegen der vorhabenden Ermordung irgend eines großen Prinzen, mit einander besprächen, dessen Namen sie unter dem Namen Masares verheelten. Man meldete es der Obrigkeit, und Scudery ward, nebst seiner Schwester, arretirt. Es kostete ihnen viel Mühe sich zu vertheidigen und ihre Freyheit wieder zu erhalten.

VII.

Mademoiselle de Scudery schickte folgende Verse an den Herrn de Coulange, der zu Rom war:

Quoi! cette Muse si jolie
Qui sait badiner si gayement
Et toûjours agréablement
Se taira-t-elle en Italie?
Je lui demande trait pour trait,
Un bon & fidele portrait,
D'un Pape, que tout le monde aime;
Cette Muse en fait de fort beaux,
Sa maniere n'est pâs la même.
Jamais sur le Parnasse on ne vit rien de tel:
Elle est tantôt Calot, & tantôt Raphaël.

„Was, diese artige Muse, die so munter „und allezeit angenehm zu scherzen weiß, „sollte in Italien gänzlich stumm seyn? „Nein, ich verlange von ihr, Zug für Zug, „ein gutes und getreues Gemälde von ei„nem Pabste, den alle Welt liebt; Diese „Muse macht ihre Gemälde sehr schön, sie „sind immer von veränderter Art. Nie „hat man dergleichen auf dem Parnaß ge„sehen: bald ist sie Calot, und bald Ra„phael.„

Der Herr von Coulange machte aber das Portrait nicht, das die Mademoiselle Scudery verlangte; als er aber erfuhr, daß sie krank gewesen sey, und wieder gesund war, schickte er ihr folgende Verse, nach einem bekannten Liedchen. (l'air de Joconde.)

Sapho

Sapho, j'ai long-tems hesité;
Mais il faut que je chante
Le retour de votre santé;
Ce beau sujet me tente.
Quand la fievre vous fait souffrir,
Ce n'est qu'une querelle:
Hé quoi! peut on jamais mourir,
Quand on est immortelle?

„O Sapho, ich bin lange zweifelhaft ge„wesen; aber die Rückkehr deiner Gesund„heit muß von mir besungen werden; die„ser schöne Gegenstand ist eine große Ver„suchung für mich. Wenn das Fieber dir „Quaal verursacht, so ist es nur ein kleiner „Streit: Ey was! kann man iemals ster„ben, wenn man wirklich unsterblich ist?„

Mademoiselle de Scudery antwortete nach Art eben dieses Liedchens darauf:

Vous louez trop flatteusement
Une pauvre mortelle;
Je sais bien qu'en vers, quand on ment,
Ce n'est que bagatelle:
Mais pour ne vous rien déguiser,
Je ne me saurois rendre,
Car il faudroit, pour m'appaiser,
Le portrait d'Alexandre.

„Sie schmeicheln einer armen Sterbli„chen zu sehr; Ich weiß wohl, daß in Versen

„zu

„zu lügen, nur eine Kleinigkeit ist. Aber, „damit ich Ihnen nichts verhalte, ich kann „mich nicht so leicht befriedigen lassen; denn „wenn man mich beruhigen wollte, müßte „man mir das Portrait des Pabst Alexan„ders des achten schicken.„

Noch eine Antwort vom Herrn de Coulange:

Sapho, qui va trop loin se perd,
Je crains un Labyrinthe;
Le chemin ne m'est pas ouvert
Pour aller à Corinthe.
Vous demandez de ma façon
Le portrait du Saint-Pere,
Pour chanter le grand Othobon
Il faudroit un Homere.

„Sapho, wer zu weit geht, stürzt sich „ins Unglück; ich fürchte in ein Labyrinth „zu gerathen. Der Weg, nach Corinth „zu gehen, ist mir untersagt. Ich soll das „Portrait des heiligen Vaters nach meiner „Art schildern; aber, ein Homer muß es „seyn, der diesen großen Ottoboni a) be„singen will.„

a) Der Pabst Alexander VIII hieß zuvor Peter Ottoboni, und sein Vater, Marcus Ottoboni, war Großcanzler der Republik Venedig gewesen. Als man ihm vorwarf, daß er zu sehr mit der Erhebung seiner Familie eile, gab er zur Antwort: **Es ist ja schon halb zwölf Uhr.** Er starb auch bald darauf im Jahr 1691.

VIII. Ma.

VIII.

Mademoiselle de Scudery schwatzte in einem Vorzimmer sehr vertraut mit den Bedienten. Da man sich darüber wunderte, daß sie sich so gemein mache, gab sie zur Antwort: Man lasse mich nur: ietzt schwatze ich gern mit ihnen; sie sind sehr höflich und gesprächig, so lange sie Laquayen sind; so bald sie aber Herren werden, ist ihr närrischer Stolz nicht mehr zum Ausstehen.

IX.

Die Mademoiselle de Scudery ward auf der Straße von der Carosse eines Finanzpachters, der bey ihr vorbey fuhr, mit Koth bespritzt. Dieser Mann, sagte sie, ist rachsüchtig: wir haben ihn ehemals mit Koth geworfen, und nun wirft er uns damit.

X.

Despreaux nannte die Romane der Scudery einen Wörterkram (boutique de verbiage.) Sie ist eine Schriftstellerinn, sagte er, die nicht weiß, wenn sie aufhören soll. Ihre Helden, und die Helden ihres Bruders, treten niemals in ein Zimmer, wenn nicht alle Meublen zuvor inventirt und beschrieben werden. Man könnte sagen, daß man einen Verbalproceß von einem Gerichtsvogte anstellen hörte.

Edmund Boursault,

geb. zu Mussi in Burgund 1638, gest. 1701.

I.

Boursault hatte auf Befehl des Königs im Jahr 1671 ein Buch für den Dauphin, unter dem Titel, l'Etude des Souverains, verfertigen müssen; dieses Buch gefiel dem Könige so wohl, daß er es sich verschiedenemal vorlesen ließ, und den Verfasser für so geschickt zur Erziehung eines jungen Prinzen hielt, daß er ihn zum Unterlehrmeister des Dauphins ernannte. Da aber Boursault kein Latein verstand, konnte er diesem rühmlichen Posten nicht vorstehen.

II.

Thomas Corneille war ein sehr aufrichtiger Freund des Boursault, und wollte mit Gewalt, daß er um eine Stelle in der Akademie anhalten sollte. Dieser wandte aber immer seine Unwissenheit vor, und sagte, was die Akademie mit einem ungelehrten Menschen, der weder lateinisch noch griechisch verstünde, machen sollte? Es ist hier ja nicht die Rede von einer griechischen und lateinischen Akademie, antwortete Corneille, sondern von einer französischen; und wer versteht das Französische besser, als Sie?

III.

Als sich Despreaux, einer Heiserkeit wegen, in das Bad nach Bourbon begeben, und länger daselbst aufgehalten hatte, als er anfangs willens war, hörte Boursault, der Steuereinnehmer zu Montlüson in Bourbonnois war, daß sein Tadler in der Nähe sey, und Mangel am Gelde habe. Boursault stand nicht einen Augenblick bey sich an, zu ihm nach Bourbon zu gehen, und ihm einen Beutel mit zweyhundert Louis zu überbringen. Despreaux erstaunte über eine so wenig verdiente Großmuth, und ward so gerührt davon, daß er ihn aufrichtig um Vergebung des vergangenen bat, und eine genaue und zärtliche Freundschaft mit ihm stiftete.

IV.

Boursault giebt in der Vorrede zu seinem **Germanicus** vor, daß dieses Stück die beyden größten tragischen Schriftsteller, die Frankreich iemals gehabt, mit einander entzweyt habe. Corneille, sagt er, sprach so vortheilhaft von diesem Stück in der Akademie, daß ihm, nach seiner Meynung, nichts als der Name des Racine fehlte, um vollkommen zu seyn. Racine ward darüber aufgebracht, und sie geriethen ziemlich hitzig an einander. Sie haben von dieser Zeit an nicht allein ohne Hochachtung gegen einander, sondern so gar ohne Freundschaft gelebt.

V. Bour=

V.

Boursault schrieb alle acht Tage ein Zeitungsblatt in Versen, welches dem Könige und dem ganzen Hofe gefiel. Als es ihm nun einmal in einer Woche an Materie zum Schreiben fehlte, beklagte er sich über der Tafel des Herzogs von Guise, daß er nichts lustiges wüßte, womit er sein Zeitungsblatt füllen könnte. Der Prinz erbot sich so gleich, ihm eine Materie an die Hand zu geben, die den König und den ganzen Hof belustigen sollte. Es war eine Begebenheit, die sich vor dem Pallast des Herzogs, bey einer Stickerinn, die sehr berühmt war, zugetragen hatte. Die Capuciner ließen bey ihr einen heiligen Franciscus sticken. Da nun ihr Küster eines Tages zu der Stickerinn kam, um zu sehen, wie weit sie mit der Arbeit wäre, und ihr eine Weile zusahe, schlief er darüber ein, und blieb mit dem Kopfe auf der Stelle liegen, wo er hingesehen hatte. Die geschickte und leichtfertige Stickerinn, die eben an dem Kinn des Heiligen arbeitete, bediente sich der Gelegenheit, legte den langen Bart des ehrwürdigen Vaters kunstmäßig in Ordnung, und machte in der Geschwindigkeit damit den Bart des heiligen Franciscus fertig. Der Ordensbruder erwachte, und erschrack eben so sehr, als er sich entrüstete, da er sich an einem Orte, den er für so ehrwürdig hielt, angegriffen und angeheftet sahe, und es erhob sich zwischen ihm und der Stickerinn ein ziemlich lustiger Streit, wer nun den Bart behalten sollte.

Bour-

Boursault machte aus dieser Begebenheit die artigste Zeitung, die ie ist gemacht worden; seine Erzählung war blos scherzhaft, ohne der Religion zu nahe zu treten. Der König, der noch jung war, lachte herzlich darüber, und fand nichts daran auszusetzen; die tugendhafte Königinn, Maria Theresia, die die Frömmigkeit selbst war, konnte sich selbst des Lachens nicht enthalten, ohne durch die Erzählung geärgert zu werden; und der ganze Hof lernte die Verse um die Wette auswendig. Der Beichtvater dieser Prinzessinn aber, der ein Franciscaner aus Spanien war, verstand keinen Spaß; die Capuciner schrien bey ihm, wegen der Beschimpfung, die ihrem seraphischen Pater wiederfahren war, um Rache; und dieser steckte sich hinter die andächtige Königinn, daß sie den König um eine exemplarische Bestrafung dieser Frechheit bitten sollte. Der König war zu gnädig, diese Sache für etwas anderes, als einen Scherz anzusehen, und wandte alles an, die Prinzessinn zu beruhigen. Da er aber sahe, daß er sie nicht auf andere Gedanken bringen konnte, ließ er ihr Freyheit, zu thun was sie wollte.

Die Königinn, die beständig von dem Beichtvater aufgehetzt ward, der eine Gewissenssache daraus machte, befahl dem Kanzler Seguier, dem Verfasser das ihm gegebene Privilegium wieder zu nehmen, und ihn bis auf weitere Ordre in die Bastille zu schicken, damit er künftig nicht mehr mit den Heiligen ein Gespötte triebe. Dieser große Gerichtsvorsteher, ein großer Freund der

Gelehrten, und besonders des Boursault, fand das Verbrechen nicht so groß, als es die in Zorn gebrachte Königinn machte. Er befahl also dem Gerichtsbedienten, dem er die Sache auftrug, daß er dem Verfasser, wenn er ihn arretiren würde, alle Freyheit lassen sollte, an den König und seine Patrone zu schreiben. Boursault, der zufrieden mit sich selbst und seinem Zeitungsblatte, nichts weniger vermuthete, als das Compliment, das ihm der Gerichtsbediente brachte, der einer seiner guten Freunde war, bat ihn so gleich, daß er mit den jungen Leuten, die er diesen Morgen eben bey sich hatte, das Frühstück einnehmen möchte; und ob dem Boursault gleich das Lager nicht gefiel, auf welchem er diese Nacht schlafen sollte, so verlohr er doch nichts von seinem aufgeräumten Wesen, und bediente sich der Zeit, die man ihm ließ, um einen Brief in Versen an seinen vornehmsten Beschützer, den großen Conde, zu schreiben. Dieser Prinz hatte die Gnade, so gleich mit dem Könige davon zu sprechen, welcher so gleich den Befehl, ihn in die Bastille zu bringen, wiederrufen ließ; doch ließ er es, aus Achtung gegen die Königinn, bey dem Verbot, die Zeitung fortzusetzen, bewenden, und zog ihm noch darzu die Pension von zweytausend Livres ein.

Boursault erhielt hernach ein Privilegium zu einer andern Zeitung, unter dem Titel: Muses enjuéés, die er alle Monate, zum Vergnügen des Dauphins, heraus gab. Da man eben damals im Kriege mit Engeland begriffen war, so entwischten

wischten seiner lustigen Muse einige allzu starke Ausdrücke, mit welchen er auf eine in Engeland geprägte Münze antwortete, auf deren einen Seite das Bildniß Ludewigs des XIV, mit der Ueberschrift: Ludovicus Magnus; und auf der andern das Bildniß des Königs Willhelm, mit der Ueberschrift: Guilielmus Maximus, stand. Die Verse des Boursault endigten sich folgender Gestalt:

Et quand Louis est Grand par de grandes vertus;
Si Guillaume est très-grand, c'est par de très-grandes crimes.

„Und wenn Ludewig groß ist durch große „Tugenden, so muß Willhelm, wenn er „sehr groß ist, es durch sehr große Verbre„chen seyn.„

Man fieng damals an, vom Frieden zu sprechen, und es würde für uns kein angenehmer Umstand gewesen seyn, wenn man uns dergleichen anzügliche Reden vorzuwerfen gehabt hätte. Der König nahm also dem Boursault sein Privilegium wieder, und ließ ihm durch den Herrn Kanzler sagen, daß er es nicht aus Mißvergnügen über ihn thäte, sondern aus wichtigern Ursachen, von denen er nichts verstünde.

VI.

Der Herzog von Saint-Aignan, sagt Boursault, war einer von den Herren bey Hofe, der die Wohlthaten, die er erwieß, mit den größten An-

nehmlichkeiten zu begleiten wußte: ich bin selbst ein Zeuge davon. Aus Erkenntlichkeit für die Gnade, die er iederzeit für mich gehabt hatte, schrieb ich ihm mein Trauerspiel, Maria Stuart, zu. Er nahm es auf die gütigste Art von der Welt auf; sagte mir, daß es künftig das vorzüglichste Buch in seiner Bibliothek seyn sollte, und bat mich, daß ich es nicht übel nehmen möchte, wenn er mir seine Verbindlichkeit nicht besser zeigen könnte; wobey er mir hundert Louis schenkte. Ich, Monseigneur, antwortete ich ihm, ich bin in Verzweiflung, daß ich mich so wenig für die Gnade dankbar erzeigen kann, die ich von Ihnen genossen habe; es ist sehr unbillig, wenn Sie ein Opfer, das zu gering für Sie ist, so theuer bezahlen sollen, und das Werk, das ich Ihnen zu überreichen, mich unterstehe, ist genug belohnt, wenn Sie es mit Gütigkeit aufnehmen. Der Herr von Saint-Aignan, der ungemein schön sprach, brachte hierauf alles vor, was man sich artiges und höfliches gedenken kann: Ich sehe wohl, setzte er hinzu, was Ihnen fehlt; Sie halten mich nicht für reich genug, daß ich Ihnen hundert Louis auf einmal schenken könnte. Nun, wohlan! weil Sie denn die Gütigkeit haben wollen, sich nach meinen Umständen zu bequemen, so nehmen Sie wenigstens ietzt zwanzig an, und lassen Sie mich alle Monat Ihnen eben so viel abtragen, bis wir richtig sind. Ich mochte sagen und thun, was ich wollte, oder mich schämen, wie ich wollte, mein Werk höher bezahlt zu nehmen, als es werth war,

so mußte ich doch die zwanzig Louis annehmen, ehe ich aus dem Zimmer gieng. Was man noch als das schönste finden wird, ist die Genauigkeit, mit welcher der Herr von Saint-Aignan das übrige bezahlte. Er verfehlte, vier Monat nach einander, nie den ersten, oder höchstens den zweyten Tag, daß er nicht einen Pagen mit zwanzig Louis zu mir schickte, und sie mit zwanzig artigen Complimenten begleitete; und wenn ich mich bey ihm bedankte, so bedankte er sich immer noch weit mehr bey mir.

Johann Renaud de Segrais,

geb. zu Caen 1624, gest. 1701.

I.

Segrais hatte tausenderley artige Dinge im Kopfe, und erzählte sie auf eine eben so angenehme Art. Er hörte nicht leicht wieder auf, wenn er einmal zu erzählen angefangen hatte, und der Herr von Matignon sagte deßwegen, daß man den Segrais nur aufziehen, und hernach gehen lassen dürfe.

II.

Wenn Segrais sagen wollte, daß die Poeten iezt nicht mehr so geachtet würden, wie ehemals, sprach er: Unsere Zeiten sind prosaisch geworden.

III.

Den Titel eines Mitgliedes der Akademie, nannte Segrais das Ordensband der schönen Geister.

IV.

Die Frau von Gourville beklagte sich eines Tages gewaltig über ihr Gestirn; ihr Gestirn war bald an diesem, bald an jenem Schuld. Segrais fuhr als aus einem tiefen Schlafe auf, und sagte zu ihr: Aber, Madame, glauben Sie denn ein ganz eigen Gestirn zu haben? ich höre alle Leute nur immer von ihrem Gestirne reden. Wissen Sie wohl, daß deren nicht mehr als tausend und zwey und zwanzig sind? Untersuchen Sie nun einmal, ob ein jedes für sich ein Gestirn haben könne. Er sagte dieses in einem so scherzhaften und zugleich ernstlichen Tone, daß sie nicht wußte, woran sie war.

V.

Obgleich Segrais ein Mitglied der Akademie war, und seine meiste Lebenszeit am Hofe zugebracht hatte, konnte er sich doch nie den Accent seines Geburtsortes abgewöhnen. Mademoiselle de Monpensier sagte deßwegen zu einem Edelmanne, der eine Reise nach der Normandie, in Begleitung des Segrais thun wollte: **Immer nehmen Sie ihn zu ihrem Anführer, er spricht die Landessprache vollkommen.**

VI.

Man wollte dem Segrais die Erziehung des jungen Herzogs von Maine auftragen; er entschuldigte sich aber, und schützte eine Taubheit vor. Man sagte ihm darauf, daß er ja den Prinzen nicht zu hören, sondern ihm nur vorzureden brauchte; und er antwortete, er wisse aus der Erfahrung, daß in einem Lande, als der Hof wäre, man scharfe Augen und gute Ohren haben müßte.

VII.

Die Uebersetzung der Aeneis, die Segrais gemacht hat, ist voller falsch verstandener Stellen; man hat daher gesagt, daß Segrais zu allen grammaticalischen Knoten sich des Degens des Alexanders bediene. Er giebt sich nicht Mühe, sie aufzulösen, sondern er hauet sie in einem Augenblick, und ohne Mühe, auseinander.

VIII.

Als der Herr Foucault Intendant zu Caen war, machte er sein Haus zum Sammelplatze aller berühmten und gelehrten Männer, die daselbst waren. Segrais ward daselbst besonders wohl aufgenommen, wenn ihm seine Gesundheit erlaubte, sich daselbst einzufinden. Man hob für ihn allemal einen bestimmten Platz neben einer spanischen Wand auf, hinter welcher ein Mensch verborgen saß, der alles aufschrieb, was er sagte, und daher sind die Segraisiana entstanden.

Dominique Bouhours,

geb. zu Paris 1628, gest. 1702.

I.

Als Despreaux einen seiner Briefe an seinen Gärtner zu Auteuil gerichtet hatte; wünschten die meisten, die den Verfasser besuchten, dem Meister Anton Glück zu der Ehre, die ihm sein Herr erwiesen, und beneideten ihm einen so glorreichen Vorzug. Der Pater Bouhours machte ihm, so wie die andern, ein Compliment darüber: „Ist es nicht wahr, Meister Anton, sagte er spöt„tisch zu ihm, daß der Brief, den euer Herr an „euch gerichtet hat, das schönste unter seinen Stü„cken ist, die er gemacht hat?„ **Hi! warum sollte er es nicht seyn?** gab Meister Anton zur Antwort; **er handelt von der Liebe Gottes.**

II.

Der Abt de la Chambre nannte den Pater Bouhours den **Waschmeister** a) **der Musen.**

a) l'Empeseur, ist einer von den Kammerdienern des Königs von Frankreich, der über die Wäsche des Königs die Aufsicht hat.

III.

Als Menage und der Pater Bouhours sich mit einander aussöhnten, sagte Menagius, um seine

Auf-

Aufrichtigkeit zu zeigen, aus dem Petronius: Et in hoc pectore cum vulnus ingens fuerit, cicatrix non est. Der Pater Bouhours fand dieses so geschickt und glücklich angebracht, daß er seinen Verdruß nicht bergen konnte, daß er nicht auf ähnliche Weise sinnreich gewesen war.

IV.

Um den Abscheu zu beschreiben, den eine Nonne gegen ihre Einsamkeit hegt, sagte der Pater Bouhours: Alles stinkt sie an; selbst der Weyhrauch, den man in der Kirche anzündet, ist ihrer Nase unerträglich.

V.

Wenn man dem Pater Bouhours von der Etymologie vorredete, sagte er, daß die Etymologien wie die Menschen wären, die man abstammen läßt, von wem man will.

VI.

Basnage sagt, daß in der Anweisung gut zu denken, die Gedanken der Alten und Neuern mit goldenen und seidenen Faden zusammen genähet wären.

VII.

Der Graf von Büssi schrieb an den Pater Bouhours, der ihm seine Anweisung gut zu denken, geschickt hatte: Frankreich wird Ihnen mehr Dank wissen, als der französischen Akademie; diese sucht nur die Worte zu verbessern; Sie aber verbessern den Sinn der Worte.

VIII.

Madame Deshoulieres, die auf den Pater Bouhours nicht wohl zu sprechen war, weil er ihrer in seiner Anweisung gut zu denken, nicht Erwähnung gethan hatte, schickte ihm folgende Verse zu:

Pére Bouhours dans vos pensées,
La plupart fort embarrassées,
A moi vous n'avez point pensé;
De célebres Auteurs, que votre livre chante,
Dans une liste triomphante,
Je ne vois point mon nom placé.
Mais aussi dans le meme rôle,
Vous avez oublié Pascal,
Qui pourtant ne pensoit point mal:
Un tel compagnon me console.

„Sie haben in ihren Gedanken, die meistentheils sehr unordentlich sind, nicht an mich gedacht. In der triumphirenden Reihe berühmter Schriftsteller, die in Ihrem Buche gerühmt werden, finde ich meinen Namen nirgends. Aber an eben den Orte haben Sie auch den Pascal vergessen, der eben nicht schlecht dachte; ein solcher Gefährte tröstet mich noch.„

IX.

Despreaux hatte sich beschwert, daß seiner nicht öfters genug in der Anleitung wohl zu den-

denken,' war gedacht worden. Der Pater Bouhours, der es wieder bey ihm gut machen wollte, führte ihn hernach fast auf allen Seiten der sinnreichen Gedanken an, und sagte eines Tages zu dem Satyrenschreiber: Ich habe Sie nun in meinem neuen Buche nicht vergessen. Es ist wahr, gab Despreaux ganz trocken zur Antwort, aber Sie haben mich in ziemlich schlechte Gesellschaft gebracht.

X.

Eben dieses Werk zog ihm nachfolgendes Sinngedicht zu:

Dans ce beau recueil de Pensées,
Que votre main a ramassées,
Vous en usez modestement:
Vous citez les livres des autres,
Sans avoir rien tiré des votres:
Que vous avez de jugement!

„In der schönen Sammlung von Ge„danken, die eure Hand zusammen gerafft „hat, führt ihr euch sehr bescheiden auf; „ihr führt anderer ihre Bücher an, ohne et„was aus den eurigen darzu zu nehmen: wie „fein ist euer Verstand!„

XI.

Ein gelehrter Mann zog den Pater Bouhours, der die französische Sprache so gründlich verstand, wegen eines gewissen Ausdrucks zu

Rathe. Der Jesuit wies ihn an die Akademie, erhielt aber von ihm die Antwort: Academiam tu mihi solus facis.

XII.

Da man sich wunderte, daß der Pater Bouhours, der so stark in seiner Sprache war, gesagt hatte, rabaissement des Monnoyes, anstatt rabais des Monnoyes, sagte er zu seiner Entschuldigung: Man muß sich nicht wundern, daß ein Geistlicher, der das Gelübde der Armuth gethan hat, die Münzwörter nicht recht weiß.

XIII.

Der Pater Bouhours beschwerte sich gegen den Despreaux über die Critiken, die wider die Uebersetzung seines neuen Testaments waren gedruckt worden, und sagte: Ich weiß wohl, wo sie herrühren, ich kenne meine Widersacher, ich werde mich schon an ihnen zu rächen wissen. Thun Sie es bey Leibe nicht, antwortete ihm Despreaux; Sie würden alsdann Ursache haben, zu sagen, daß sie ihr Original nicht verstanden hätten, als welches die Liebe gegen die Feinde gebietet.

XIV.

Nachdem der große Conde die Lebensbeschreibungen des heil. Ignatius, und des heil. Franciscus Xaverius gelesen hatte, die der Pater Bouhours so schön aufgesetzt hat, sagte er: Der heil. Ignatius ist Cäsar, der nichts ohne gegründete Ursa-

Ursachen thut; und der heil. Xaverius ist Alexander, den sein Feuer und seine Herzhaftigkeit bisweilen zu weit treiben.

Julius Mascaron,

geb. zu Marseille 1634, gest. 1703.

I.

Als Tanaquil Faber, ob er gleich ein Protestant war, den Pater Mascaron zu Saumur hatte predigen hören, rief er aus: Væ iterum atque iterum his Prædicatoribus, qui post Mascaronum huc venient!

II.

Der Herr von Harlay, der damals noch Erzbischof zu Rouen war, hatte die Leichenrede des Paters Mascaron auf die verstorbene Königinn mit angehört, und sprach so rühmlich davon, daß er sehr viel zu dem Rufe unsers Redners beytrug. Der Redner vergaß den Dienst nie, den er ihm geleistet hatte, und das letzte mal, als er diesen beredten Prälaten sahe, sagte er zu ihm: Aperuisti januam famæ.

III.

Der Pater Mascaron predigte eines Tages bey Hofe wider die Verläumdung so scharf, daß der König zu ihm sagte: Sie machen uns gewiß weit

weit böser, als wir sind. Der Herr Bossuet, der zugegen war, gab ehrerbietig zur Antwort: Sire, er hat gewiß noch nicht genug davon gesagt.

IV.

Als der Pater Mascaron im Jahr 1671 zum Bischof von Tulle ernennet war, trug ihm der König, vor seiner Einweihung, zwey Leichenreden auf; eine auf den Herzog von Beaufort, und die andere auf die Gemahlinn des Herzogs von Orleans. Der Ceremonienmeister gab dabey dem Könige zu verstehen, daß es für den Redner eine beschwerliche Sache seyn werde, weil die Leichenbegängnisse gleich in zwey Tagen auf einander folgten. Nein, nein, antwortete der König, es ist der Bischof zu Tulle; ich weiß gewiß, daß er seine Sache machen wird. Beyde Reden erhielten allgemeinen Beyfall; und der Vortheil, den er von der zweyten hatte, ist merkwürdig; der Erzbischof zu Sens hatte der Gesellschaft des Oratorii das Collegium zu Provins geschenkt, und man wollte ihr dieses abstreiten. Der letzte Ausspruch in der Sache sollte den Tag darauf geschehen, als der Bischof zu Tulle seine Rede auf den Herzog von Beaufort gehalten hatte. Der Oberpräsident, de Lamoignon, war selbst im Parlamente gegenwärtig gewesen. Die Advocaten hielten ihre Reden gegen einander, und die Gegenparthey der Gesellschaft des Oratorii brachte unter andern vor, daß ihre Regenten zu leicht durch alle Classen giengen, um geschickte Rhetoricos zu bilden. Man

sam-

sammelte die Stimmen, und diese fanden sich getheilt. Der Herr de Lamoignon konnte also der Sache nach seinem Gefallen den Ausschlag geben, und er that es zum Vortheil des Oratorii, indem er zu den Räthen sagte: Ich gebe Ihnen, meine Herren, zu überlegen, ob der Pater Mascaron, den wir gestern gehört haben, nicht im Stande ist, die Rhetoric zu lehren.

V.

Der Herr de Mascaron hielt eine Abschiedsrede, ehe er sein Bischofthum antrat. Der König sagte nach derselben zu ihm: Sie haben in Ihren andern Reden unser Herz gegen Gott empfindlich gemacht; gestern aber machten sie es gegen Gott und Ihre eigenen Angelegenheiten empfindlich.

VI.

Der Herr de Mascaron, der die Leichenrede auf den Herrn de Harlay, Erzbischof zu Paris, halten sollte, entschuldigte sich mit einer Unpäßlichkeit. (qu'il etoit incommodé.) Sie sagen nicht alles, was Sie sagen sollten, sprach der Bischof zu Noyon zu ihm; setzen Sie noch hinzu, daß die Materie beschwerlich ist. (incommode.)

VII.

Der Herr de Mascaron mußte im Jahr 1694 den Advent im Louvre predigen, und der König sagte, als er ihn gehört hatte, zu ihm, seine Beredsam-

redsamkeit sey das einzige, was sich nicht abnutzte und alt würde.

VIII.

Man nannte insgemein die Predigten des Pater Mascaron, Sammlungen von Sinngedichten.

Carl Perrault,

geb. zu Paris 1627, gest. 1703.

I.

Vor dem Perrault machte man die Alten herunter, mit eben der Vorsicht, mit welcher Zusammenverschworne von der Regierung übel sprechen. Man sagte einander ganz leise ins Ohr: Homer ist nichts weniger, als göttlich; so wie man zu den Zeiten des Pabst Zacharias einander ins Ohr sagte, daß es Gegenfüßer gäbe.

II.

Als Perrault die besten Schriftsteller des Alterthums in seiner **Vergleichung der Alten mit den Neuern**, gemißhandelt hatte, sagte der Prinz de Conti eines Tages, daß wenn Despreaux nicht auf diese Vergleichungen antworten würde, er in die Akademie gehen, und auf den Platz desselben schreiben wolle: **Brutus, du schläfst.**

III. Per-

III.

Perrault hofte den Hof in seine Parthey zu ziehen, indem er seinem Werke den Titel gab: Siecle de Louis le Grand. Der König sollte also diese Sache als seine eigene ansehen. Der Herr Huetius sagte deßwegen zu ihm: Wenn einer ihr Werk widerlegen, und zeigen wird, wie sehr die Zeiten des Augusts die unsrigen übertreffen, so will ich ihm rathen, sein Werk le Siecle de Jesus Christ zu betitteln.

IV.

Als der große Prinz von Conti die Vergleichungen gelesen hatte, und darüber sehr unwillig schien, fragte ihn einer, was denn in diesem Werke stünde, worüber er so unzufrieden schiene. Es ist ein Buch, gab der Prinz zur Antwort, in welchem alles, was wir, so lange die Welt steht, haben loben hören, getadelt, und was wir beständig haben tadeln hören, gelobt wird.

V.

Folgende Verse wurden dazumal an den Herrn Boileau und Perrault zugleich gerichtet:

Boileau, Perrault ne vous déplaise
Entre vous deux changez de These;
L'un fera voir par le Lutrin,
Que la Muse nouvelle a le pas sur l'antique;
Et l'autre par le Saint Paulin,
Qu'aux Poëtes nouveaux les anciens font la nique.

„Mit Erlaubniß, meine Herren, Boi„leau und Perrault, vertauschen Sie mit „einander ihre Thesin: der eine kann durch „seinen Poltergeist darthun, daß die neuen „Musen den alten vorzuziehen sind; und „der andere durch seinen heiligen Paulinus, „daß die alten Poeten über die neuern die „Köpfe schütteln.„

VI.

Obgleich das Buch, das Perrault wider die Alten schrieb, voller Schnitzer, und er gleich selbst vom Despreaux schon zu Boden geworfen war, so focht er dennoch, als ein Mann, der zu leben wußte, immer fort; er ließ es so gar an lustigen Einfällen nicht fehlen. Glauben Sie nicht, schrieb er an seinen Gegner, daß die Hitze, mit welcher Sie die Parthey der Alten ergreifen, Ihnen so viel Ehre in den Augen der Welt mache, als Sie sich einbilden. Viele Leute sehen Ihren Eifer in dieser Sache mit eben den Augen an, mit welchem man ehemals die Entrüstung ansahe, womit die Franciscaner, der Gestalt ihrer Mützen wegen, wider einander zu Felde zogen. Man sagt so gar, daß diese frommen Väter mehr Ursache hatten, ihres Hauptschmucks wegen in Eifer zu gerathen, als Sie, der Poeten wegen, die vor zweytausend Jahren gestorben sind, die Waffen zu ergreifen, Ursache haben.

VII.

Boileau sagt in der Vorrede zu seiner Satyre auf die Weiber, daß er nichts weniger als sie zu beleidigen fürchte; sondern daß er auf ihren Beyfall und auf ihre Neugier die größte Hofnung der guten Aufnahme seines Werks gründe. Perrault hat darüber sehr artig gesagt: Während daß so viel rechtschaffene Leute sich alle Mühe geben, den Frauenzimmern durch Schmeicheleyen zu gefallen, will ich doch sehen, wie ihnen Boileau durch Grobheiten gefallen wird.

VIII.

Als Herr Addison dem Despreaux ein Geschenk mit seinen Werken gemacht hatte, antwortete ihm dieser, daß er nie wider den Perrault würde geschrieben haben, wenn er eher so vortreffliche Stücke von der Hand eines neuern Schriftstellers gesehen hätte.

IX.

Füretiere sagte vom Perrault, daß er, die Gelehrsamkeit ausgenommen, ein guter Akademicus wäre.

Carl de Saint-Evremond,

geb. in Niedernormandie 1613, gest. 1703.

I.

Der große Prinz von Conde hatte in seiner Jugend ein besonderes Vergnügen daran, das Lächerliche an den Menschen aufzusuchen; er verschloß sich öfters mit dem Grafen von Miossens und dem Saint-Evremond, um mit ihnen dieses Vergnügen zu theilen. Als sie einst, nach einer solchen satyrischen Unterredung auseinander giengen, entfuhr dem Saint-Evremond die Frage an den Grafen von Miossens, ob er nicht glaube, daß der Prinz, der so gern das Lächerliche an andern aufsuchte, selbst sein eigenes Lächerliche an sich habe; und sie waren der Meynung, daß die Neigung, das Lächerliche an andern zu suchen, ihn selbst auf eine eigene und neue Art lächerlich mache. Diese Vorstellung schien ihnen so lustig, daß sie sich nicht enthalten konnten, sie ihren guten Freunden mitzutheilen. Der Prinz erfuhr es, und ließ ihnen bald merken, daß es ihn verdrösse. Er nahm dem Saint-Evremond die Lieutenantsstelle, die er unter seiner Garde hatte, und wollte mit dem Grafen von Miossens nichts weiter zu thun haben.

II.

Als der Finanzaufseher, Fouquet, in Verhaft genommen ward, ließ man bey allen, die seine Vertrauten auf einige Art gewesen waren, versiegeln. Die Frau Düplessis Bellievre, die er geliebt hatte, ward nicht dabey vergessen. Man fand bey ihr ein Kästchen, in welchem ein sehr satyrischer Brief lag, den der Herr de Saint-Evremond ehemals auf den pyrenäischen Frieden geschrieben hatte. Dieser Brief ward dem Könige vorgelesen, und zwar von Leuten, die aus Erkenntlichkeit das Andenken des Cardinals Mazarin in Ehren hielten, und nichts bey dieser Gelegenheit vergaßen, was den Verfasser bey dem Könige verhaßt machen konnte. Ihre Vorstellungen machten Eindruck auf den Prinzen. Er gab Befehl, den Saint-Evremond in die Bastille zu setzen, der aber noch zu rechter Zeit Nachricht davon bekam, daß er sich mit der Flucht aus dem Lande retten konnte.

III.

Saint-Evremond hatte lange Zeit die Erlaubniß zu seiner Rückkehr nach Frankreich vergebens gesucht. Er dachte weiter an nichts, als seine Tage ruhig in Engeland zu beschließen, als er Briefe von dem Grafen von Grammont erhielt, der ihm meldete, daß der König gesagt habe, er könne nun wieder zurück kommen, und solle wohl aufgenommen werden. Saint-Evremond schlug die ihm angebotene Gnade aus, weil ihm der

König Willhelm III. mit ungemeiner Achtung begegnete.

IV.

Als Saint-Evremond eines Tages einem italienischen Comödianten, Namens Cinthio, vorwarf, daß in ihren Theaterstücken zu wenig Wahrscheinlichkeit sey, antwortete ihm dieser: Wenn mehr Wahrscheinlichkeit darinne wäre, so würde man gute Comödianten bey guten Comödien verhungern sehen.

V.

Saint-Evremond, ob er gleich ein schlechter Poet war, stand dennoch in so großem Rufe, daß man ihm fünf hundert Louis anbot, wenn er seine Comödie, Sirpolitik, wollte drucken lassen.

VI.

Als der Graf von Grammont sehr gefährlich krank lag, schickte der König, weil er wußte, daß er nicht viel Frömmigkeit hatte, den Marquis von Dangeau zu ihm, um ihm zu sagen, daß er an Gott gedenken solle. Der Herr von Grammont wandte sich dabey gegen seine Gemahlinn, die allzeit sehr viel Frömmigkeit gehabt hatte, und sagte: **Gräfinn, wo Sie nicht Achtung geben, so wird er Ihnen meine Bekehrung vor der Nase wegnehmen.** Nachdem der Graf wieder gesund geworden war, schrieb Saint-Evremond an ihn, und vergaß den scherzhaften Einfall nicht, den er in seiner Krankheit gehabt hatte:

Bis-

Bisher, sagt er, sind Sie mein Held gewesen, und ich Ihr Philosoph; wir theilten unter einander diese seltenen Eigenschaften. Aber, nun haben Sie alles beysammen: Sie haben mir meine Philosophie geraubt. Ich wollte, daß ich gestorben wäre, und sterbend das gesagt hätte, was Sie in den letzten Zügen gesagt haben. Man spricht von Ihrem scherzhaften Einfalle an allen europäischen Höfen.

VII.

Die Werke des Saint-Evremond hatten erstaunenden Beyfall; es wurden daher verschiedene Stücke unter seinem Namen gedruckt, an denen er keinen Theil hatte. Der Buchhändler, Barbin, gieng eines Tages zu einem Autor, der ganz artig schrieb: Ey, mein Herr, sagte er zu ihm, machen Sie etwas im Geschmack des Saint-Evremond; ich will Ihnen 30 Pistolen dafür geben: Sie haben mir dergleichen schon gemacht, und ich bin ganz wohl damit zufrieden.

VIII.

Als Sylvester eines Tages zu dem Saint-Evremond sagte, daß, da er sich nicht die Mühe nehmen wollte, seine Werke noch einmal durchzugehen, er wenigstens seinen Lesern den Gefallen thun, und die Stücke anzeigen sollte, die er nicht für die seinigen erkennete, gab er ihm zur Antwort: Es steckt bey mir vielleicht ein wenig Eitelkeit darhinter; es ist manches Stück unter meine Werke gedruckt, welches ich gern für das meinige

nige annehmen möchte, und weit besser ist, als das, was ich wirklich gemacht habe.

IX.

Man findet wenig Leute, die gut lesen können. Saint-Evremond sagte, daß er deren in seinem Leben nur drey gekannt habe.

X.

Saint-Evremond konnte nicht leiden, daß man über die Religion spottete. Der Wohlstand, sagte er, und die Achtung, die man seinen Mitbürgern schuldig ist, verbieten es.

XI.

Saint-Evremond fängt einen seiner Briefe an die Ninon von Lenclos, folgender Gestalt an: **Ihr Leben, meine Freundinn, ist zu berühmt gewesen, daß es nicht bis ans Ende auf eben diese Art sollte fortdauern. Erschrecken Sie nicht über die Hölle des Herrn de la Rochefoucault: er erfand diese Hölle selbst, um aus ihr eine Maxime zu machen. Nennen Sie daher den Namen der Liebe ohne Furcht, und lassen dagegen den Namen des Alters nie aus ihrem Munde hören.**

Ein Autor hat daher Gelegenheit genommen, den Saint-Evremond für einen Religionsspötter auszugeben. Um diesen großen Schriftsteller zu rechtfertigen, darf man nur anführen, daß der Herzog de la Rochefoucault, als er sich eines Tages mit

mit der Mademoiselle Lenclos unterhielt, zu ihr gesagt habe, die Hölle des Frauenzimmers ist das Alter. Diese Erklärung hebt alle Zweydeutigkeit auf.

XII.

Saint-Evremond liebte in einem sehr hohen Alter die jungen Leute ungemein, und da er nicht immer welche um sich haben konnte, so füllte er sein Haus mit Hunden, Katzen, und dergleichen Thieren an, ohne daß ihm ihre Unreinlichkeit beschwerlich ward, indem er sagte, er müsse, um sich die lange Weile des Alters zu vertreiben, etwas lebendiges und lebhaftes um sich haben.

XIII.

Saint-Evremond war ein großer Freund von einer guten Mahlzeit, und machte sich durch seinen auserlesenen Geschmack in Speisen berühmt. Er, und einige andere Wollüstlinge, suchten es einander in feinen und ausgesuchten Erfindungen zuvor zu thun. Der Herr de Lavardin, Bischof zu Mans, war mit in dieser Gesellschaft. Als eines Tages Saint-Evremond bey ihm speisete, fieng der Bischof an, ihn mit seiner Delicatesse aufzuziehen, und dabey sich auch über den Grafen d'Olonne und den Marquis von Bois-Dauphin lustig zu machen. Diese Herren, sagte der Prälat, übertreiben alles, da sie alles recht fein heraus bringen wollen. Sie essen kein Kalbfleisch, als von Kälbern aus der Normandie; ihre Rebhühner müssen aus Auvergne, und ihre Kaninchen

von Roche-Guyon seyn. Sie sind in Ansehung der Früchte eben so eigensinnig; und was den Wein anbetrifft, wollen sie sonst keinen trinken, als von den drey Weinbergen zu Ay, zu Hautvilliers und zu Avenay. Saint-Evremond meldete seinen Freunden, was der Bischof gesprochen hatte, und diesen war es eine große Freude, eine so gute Gelegenheit zu finden, einen Prälaten zu demüthigen, dessen Geschmack bey ihnen nicht viel galt. Sie wiederholten das, was er von den Weinbergen gesagt hatte, so oft, und scherzten bey so mancher Gelegenheit darüber, daß man sie insgemein die drey Weinberge nannte.

XIV.

Saint-Evremond giebt in einem seiner Werke eine Beschreibung von einer Precieuse, und vergißt dabey die Definition nicht, die Ninon von Lenclos der Königinn in Schweden davon gab, daß nemlich die Precieusen die Jansenisten in der Liebe wären.

XV.

Madame Mazarin, deren Lebensart nicht die beste war, und die von der Religion des Saint-Evremond nicht die vortheilhaftesten Begriffe hatte, sagte eines Tages: „Ich wünschte doch diesen „Freygeist auf dem Todbette zu sehen, um auf sei„ne Mine Achtung zu geben, und ob er mit kal„tem Blute sterben würde.„

XVI. Ein

XVI.

Ein Spottvogel schrieb auf das Grab des Saint-Evremond: Sanctus Evremontius tandem Ecclesiam ingressus est.

XVII.

Hier ist das Portrait des Saint-Evremond, wie er es im Jahr 1676 selbst entworfen hat. Wenn du die Grabschrift des Grafen von Grammont gelesen hast, sagt er, und begierig bist, den zu kennen, der es gemacht hat, so will ich dir seinen Character beschreiben.

Er ist ein Philosoph, der eben so weit vom Aberglauben als von der Atheisterey entfernt ist; ein Wollüstiger, der nicht weniger Abscheu vor der Schwelgerey, als Neigung zum Vergnügen hat; ein Mensch, der den Mangel nie gefühlt, und nie den Ueberfluß gekannt hat. Seine Lebensart ward verachtet von denen, die alles haben; beneidet, von denen die nichts haben, und gebilligt von denen, die ihr Glück in sich selbst suchen. Jung hat er die Verschwendung verabscheuet, aus Ueberzeugung, daß man zu einem langen und bequemen Leben viel haben müsse; alt wird es ihm sauer, sparsam zu seyn, weil er den Mangel wenig zu fürchten glaubt, wenn man nur noch kurze Zeit, elend zu seyn, hat. Er ist mit dem zufrieden, was ihm die Natur geschenkt, und beschwert sich nicht über das, was ihm das Glück versagt hat. Er haßt das Laster, er hat gegen

die Fehler der Menschen Nachsicht, und Mitleiden mit den Unglücklichen.

Er sucht nicht das an den Menschen auf, was sie böses an sich haben, um sie verächtlich zu machen. Er bemerket ihr Lächerliches, um sich eine Freude mit ihnen zu machen. Er macht sich insgeheim ein Vergnügen, es zu sehen, und würde sich noch ein grösseres daraus machen, wenn er es, ohne der Bescheidenheit zu nahe zu treten, andern entdecken dürfte.

Das Leben ist, seiner Meynung nach, zu kurz, um alle Arten von Büchern lesen zu können, und sein Gedächtniß mit einer unzähligen Menge von Sachen, auf Unkosten seiner Beurtheilungskraft, zu überladen.

Er wählt nicht die gelehrtesten Bücher, um gelehrt zu seyn, sondern die vernünftigsten, um seine Vernunft zu stärken. Bisweilen nimmt er die feinsten, um seinen Geschmack fein zu machen; bisweilen die angenehmsten, um sein Genie zum Angenehmen zu gewöhnen.

Es ist noch übrig, daß ich ihn auch beschreibe, wie er in der Freundschaft und in der Religion beschaffen ist. In der Freundschaft ist er beständiger, als ein Philosoph; in der Religion unschuldiger als ein junger Mensch von gutem Herzen ohne Erfahrung.

De justice & de charité
Beaucoup plus que de pénitence
Il compose sa pieté,

Met-

Mettant en Dieu sa confiance,
Esperant tout de sa bonté;
Dans le sein de la Providence
Il trouve son bonheur & sa felicité.

„Mehr aus Gerechtigkeit und Liebe, als „aus Reue und Buße besteht seine Frömmigkeit. Er setzt sein Vertrauen auf Gott, „und hoft alles von seiner Güte. Sein „Glück und seine Zufriedenheit findet er in „dem Schooße der Vorsehung.„

Ludewig Bourdaloue,

geb. zu Bourges 1632, gest. 1704.

I.

Der Pater d'Arruis, ein Jesuit, sagte: Als der Pater Bourdaloue zu Rouen predigte, verließen die Künstler ihre Werkstädte, die Kaufleute ihre Läden und Gewölber, die Advocaten die Gerichtsstube, die Aerzte ihre Kranken, um in seine Predigten zu laufen. Als ich aber das Jahr darauf predigte, brachte ich alles wieder in Ordnung, und kein Mensch verließ mehr seine Handthierung.

II.

Weil der Pater Bourdaloue vor Ludewig XIV, und hernach vor Jacob II. gepredigt hatte, sagte

sagte einer aus der Provinz, der sich recht witzig ausdrücken wollte: Bourdaloue sey der Prediger der Könige, und der König der Prediger.

III.

Man sagte vom Bourdaloue, daß er seine Portraits vortrefflich schildern könne. Die Frau von Termes sagt: Er ist unnachahmlich, und die Prediger, die es ihm haben nachthun wollen, haben nichts als Affengesichter zu wege gebracht.

IV.

Ein Archidiaconus von Auxerre, der auf der Kanzel gewaltig schrie, sagte vom Pater Bourdaloue: Er predigt sehr gut, und ich sehr stark.

V.

Da der Graf von Grammont in den letzten Zügen lag, schickte er nach dem Pater Bourdaloue. Dieser Jesuit redete ihm zu, daß er für seine Seligkeit sorgen solle: Ja, das will ich, gab ihm der Graf zur Antwort; aber ich wollte gern auf eine galante Art selig werden. O mein Herr, versetzte der Pater Bourdaloue darauf, lassen Sie den Schluß ihrer Periode weg.

VI.

Der Pater Bourdaloue bereitete einen vornehmen Herrn a) zum Tode, dessen Gemahlinn sehr gottsfürchtig war. Mein Herr, sagte der Jesuit zu ihm, das müssen Sie glauben, und

das

das müssen Sie glauben. Der Sterbende wandte sich hierauf zu seiner Gemahlinn, und fragte: Ist es wahr, Gräfinn? Ja, ja, antwortete sie ihm. Nun gut, so will ichs geschwind glauben, war seine Antwort.

a) Ohnfehlbar ist es eben der Graf von Grammont gewesen.

VII.

Der Pater Bourdaloue predigte die Fasten über zu Saint-Sulpice. Als er eines Tages auf sich warten ließ, plauderte indessen alles in der Kirche, bis er kam; und da die Versammlung sehr stark war, so war auch das Gewäsche sehr groß. Der große Conde rief also ganz laut, so bald er den P. Bourdaloue kommen sahe: Der Feind kommt! der Feind kommt!

VIII.

Die Frau von Montespan, die in Ansehung der Prediger sehr eigensinnig war, sagte zu dem P. Bourdaloue, daß er gut genug predige, um ihr alle andern Prediger verhaßt zu machen; aber noch nicht gut genug, um den Begriff, den sie sich von einem Prediger mache, zu erreichen.

IX.

Der P. Bourdaloue sagte vom Abt Boileau, daß er um die Hälfte weniger Witz haben sollte, um gut zu predigen.

X.

Eine Hofdame fragte den P. Bourdaloue, als sie bey ihm beichtete, ob es Sünde sey, in die Comödie zu gehen, und Romane zu lesen. Das ist es, Madame, was Sie mir sagen sollten, antwortete der scharfsinnige Jesuit.

XI.

Despreaux, und der P. Bourdaloue, stritten eines Tages über eine gewisse Materie, so hartnäckig, daß der Jesuit, da er dem Satyrenschreiber nichts mehr entgegen zu setzen wußte, zu ihm sagte: Es ist wohl wahr, daß alle Poeten Narren sind. O nein, mein lieber Pater! antwortete ihm Boileau; gehen Sie nur ins Narrenhospital, und Sie werden gewiß zehn Prediger gegen einen Poeten darinne antreffen.

XII.

Einer von denen Hofleuten, die weiter nichts wissen, als was alle Tage Neues in der Stadt passirt, sagte in Gegenwart eines alten und gescheuten Hofmannes: Ich war gestern beym Könige, als er zu Bette gieng, und hörte von ihm diese Neuigkeit. Und ich, sagte der alte Hofmann, war gestern in der Predigt des P. Bourdaloue, und hörte da sehr gute Sachen.

XIII.

Man sagte insgemein, daß verschiedene Prediger unter den Jesuiten die Anwartschaft auf den Ruhm des P. Bourdaloue suchten.

XIV. Man

XIV.

Man erzählt vom P. Bourdaloue, daß er alle Jahre den heil. Paulus, den heil. Chrysostomus, und den Cicero durchgelesen, und daß er hauptsächlich aus diesen drey Quellen seine männliche Beredsamkeit geschöpft habe.

Jacob Benignus Bossuet,

geb. zu Dijon 1627, gest. 1704.

I.

Als der Herr de Bossuet noch ein kleiner Knabe war, hielt er schon bisweilen mit einer sehr angenehmen Art kleine Predigten. Die Frau Marquisinn de Rambouillet hatte Lust ihn zu hören, und beredete noch andere angesehene und verständige Leute darzu, die bey ihr zusammen kamen. Man holte den jungen Bossuet Abends um eilf Uhr, und er hielt seine Rede mit vieler Dreustigkeit. Voitüre, der auch dabey war, sagte: In Wahrheit, ich habe niemals weder so früh noch so spät predigen hören.

II.

Dem Könige gefielen die Predigten des Herrn Bossuet so wohl, daß er an den Vater desselben schreiben, und ihm zu dem Beyfalle seines Sohnes Glück wünschen ließ.

III.

Man fragte den Herrn Bossuet um seine Meynung über zween Prediger unter den Jesuiten, den Pater Girou und Bourdaloue; der erste predigte fürs Herz, und der andere mehr für den Verstand. Ich wünsche, a) sagte er, den P. Girou nur gehört zu haben, und den P. Bourdaloue wünsche ich zu verstehen.

a) Diese Antwort des Herrn Bossuet ist etwas dunkel; ich habe sie so übersetzt, wie sie mir das zu sagen schien, was sie sagen sollte. Sie ließe sich aber auch auf ein paar andere Seiten wenden; ein ieder, der Französisch versteht, kann die Probe damit machen. Ich will die Stelle hersetzen: Je voudrois avoir oüi le Pere Girou, & je voudrois entendre le Pere Bourdaloue.

IV.

Als Bossuet Bischof zu Condom, und Lehrmeister des Dauphins war, hielt er um das Bischofthum Beauvais an. Der König schlug es ihm aber, unter dem scheinbaren Vorwande, daß seine Gegenwart dem Dauphin nöthig wäre, ab; aber in der That wollte man nur nicht einen zum Pair machen, der bürgerlichen Standes war; wenigstens hat man es insgemein so ausgelegt.

V.

Das Buch, Exposition de la foi, das heut zu Tage so bewundert wird, wollte anfänglich einigen Catholicken nicht recht gefallen, weil sie nicht alle ihre Meynungen darinne zu Glaubensartickeln

gemacht

gemacht sahen. Maimburg war einer von ihnen; und seiner Gewohnheit nach, machte er in der Geschichte des Lutherthums das Portrait des Herrn Bossuet, und eine Critik über sein Buch, unter dem Namen des Cardinals Contarini: er sagte, daß weder die eine noch die andere Parthey damit zufrieden gewesen wäre. Verschiedene andere solche Freyheiten sind Ursache, daß die Werke des Maimburg in Vergessenheit gerathen sind. Man sagt, daß ein Edelmann, aus dem Gefolge des Nuntius, einen Gelehrten zu Paris besucht, und das Gespräch auf die alten und neuern Geschichtschreiber gelenkt habe. Der Franzose fragte den Italiener, was man in seinem Lande vom Maimburg sagte? Man sagt von ihm, gab er zur Antwort, daß er unter den Geschichtschreibern das sey, was Momus unter den Göttern ist; und daß er nur da sey, Geschichte und Erzählungen vorzubringen, bey denen man stehend einschläft.

VI.

Zu der Zeit, als Bossuet vom innern Leben nach den Grundsätzen der Heiligen schrieb, wo er den Bischof zu Cambray zum Gegner hatte, sagte der König zu ihm: Welche Parthey würden Sie ergreifen, wenn ich dem Bischoffe von Cambray beyfiele? Ich würde noch weit lauter schreyen, antwortete Bossuet.

Claudius Menetrier,

geb. zu Lyon 1631, gest. 1705.

I.

Als die Königinn von Schweden, Christina, durch Lyon nach Rom gieng, wollte sie sich selbst überzeugen, ob alles wahr wäre, was man ihr von dem erstaunenswürdigen Gedächtnisse des Jesuiten Menetrier gesagt hatte. Die Königinn ließ in seiner Gegenwart dreyhundert Worte, so sonderbar und verworren man sie nur erdenken konnte, hersagen und aufschreiben; er wiederholte sie so gleich alle in der Ordnung, als sie waren aufgeschrieben worden, und hernach auch in einer iedweden andern Ordnung, wie man es von ihm verlangte.

II.

Ein Freund des P. Menetrier machte folgendes Anagramma auf seinen Namen:

Claude Menetrier,
Miracle de nature.

„Claudius Menetrier, ein Wunder der „Natur.„

Der Jesuit antwortete ihm folgender Gestalt:

Je ne prens pas pour un Oracle,
Ce que mon nom vous a fait prononcer,
Puisque, pour en faire un miracle;
Il a fallu le renverser.

„Ich nehme das als kein Orakel an, „was ihr aus meinem Namen heraus ge„bracht habt; weil, um ein Wunder dar„aus zu machen, man ihn hat umkehren „müssen.„

Adrianus Baillet,

geb. zu Neuville in Beauvoisis 1649, gest. 1706.

I.

Der bloße Zufall hat diesen Gelehrten gezeugt. Es war nicht weit von dem Dorfe, wo er gebohren worden, ein Franciscanerkloster, wo der junge Baillet öfters hingieng. Er wartete daselbst des Vormittags den Priestern vor dem Altare auf, und leistete ihnen hernach die übrige Zeit des Tages alle kleinen Dienste, deren er fähig war, so wohl dem Küster, als den andern Patern der Gesellschaft. Der Küster, dem diese dienstfertige Neigung gefiel, gewann den jungen Baillet lieb, und lernte ihm lesen und Schreiben. Ob er gleich damals nicht älter als acht oder neun Jahr war,

so sahe man doch schon an ihm die große Neigung, die er stets zu den Büchern gehabt hat. Die gemeinen Ergötzlichkeiten der Jugend waren nicht nach seinem Geschmack: er liebte die Einsamkeit, und wandte alle Zeit, die er seinen kleinen Geschäfften entziehen konnte, zum Lesen und Schreiben an. Der Superior des Klosters, der diese in so einem Alter ungewöhnliche Neigung sahe, und dabey einen sehr lebhaften Geist, und eine große Fähigkeit zum Studiren an dem Kinde bemerkte, glaubte dem Orden des heil. Franciscus einen großen Vortheil zu verschaffen, wenn er den jungen Baillet bey sich behielte, und ihn von seinen Aeltern ausbäte. Der Vater, der weiter nichts, als ein kleines Gütchen besaß, das er mit eigenen Händen bauete, war nicht ungeneigt, ihn den Franciscanern zu überlassen; aber sein Pfarrer, den er deßwegen um Rath fragte, war nicht der Meynung. Er bekam selbst Lust, den jungen Baillet genauer zu untersuchen, und hatte sein Vergnügen an dem Scharfsinne, und der schon erlangten Geschicklichkeit dieses Knabens. Dieses bewog ihn, ihn selbst zu sich zu nehmen; und nachdem er ihm die Fundamente der lateinischen Sprache beygebracht hatte, schickte er ihn in eine öffentliche Schule.

Johann

Johann Foy Vaillant,

geb. zu Beauvais 1632, gest. 1706.

I.

Als der Herr Vaillant von Marseille auf einem Schiffe nach Rom gehen wollte, ward er unterwegens von den Algierern weggekapert. Nach einer Gefangenschaft von vier und einem halben Monate, ward er wieder auf freyen Fuß gestellt. Man gab ihm zwanzig Stück goldener Medaillen wieder, die man ihm genommen hatte, und er reiste mit einer Barke wieder ab, die nach Marseille gieng. Sie hatten schon zwey Tage mit günstigem Winde gesegelt, als der Steuermann ein Raubschiff gewahr ward, das mit vollen Segeln auf sie zukam; und so angelegen er sichs auch seyn ließ, demselben zu entgehen, so erreichte sie doch der Corsar bis auf einen Canonenschuß. Vaillant, der zum zweytenmal in das Elend der Gefangenschaft zu gerathen befürchtete, verschlang die Medaillen, die er zu Algier wiederbekommen hatte. Ein starker Wind aber entriß sie dem Corsaren, und trieb sie an die catalonischen Küsten, wo sie beynahe gescheitert wären. Sie geriethen hierauf zwischen die Sandbänke, die um den Ausfluß der Rhone sind, verlohren ihre Anker, und Vaillant sprang, nebst vier andern Personen, in den Kahn, und kam glücklich ans Ufer.

Die Medaillen indeß, die er verschluckt hatte, und die fünf bis sechs Unzen wiegen mochten, machten ihm viel Ungelegenheit. Er zog zween Aerzte zu Rathe, denen dieser Umstand sehr neu war, so daß sie nicht mit einander eins werden konnten, was zu thun sey, und Vaillant that also über ihren Disputiren nichts. Die Natur half ihm indeß von Zeit zu Zeit, und er hatte schon seinen Schatz über die Hälfte wieder, als er nach Lyon kam. Er besuchte daselbst einen seiner Freunde, dem er seine Begebenheit erzählte, und wie er die Medaillen verschluckt habe. Er zeigte ihm die, die er wieder hatte, und machte ihm eine Beschreibung von denen, auf die er noch wartete. Unter diesen letztern war ein Otho, zu dem sein Freund so viel Lust bezeigte, daß er ihm einen gewissen Preiß bot, wenn er ihm denselben verschafte. Vaillant willigte darein, und fand sich zum Glück noch an demselben Tage im Stande, sein Versprechen zu halten.

II.

Vaillant hat sich zweymal verheyrathet, und zwar nahm er, mit besonderer Dispensation des Pabstes, zwey Schwestern hinter einander zur Ehe. Das sonderbarste dabey war, daß er mit der andern Schwester, bey Lebzeiten der erstern, schon ein Kind gezeugt hatte. Es ward ihm daher schwer, die Dispensation zu erhalten. Er mußte lange darum ansuchen, und ehe er sie erhielt, eine geraume Zeit als ein Handlanger an der Peterskirche zu Rom mit arbeiten helfen.

III. Vail-

III.

Vaillant las die Aufschriften der Medaillen, so verwischt und verrostet sie auch waren, mit solcher Leichtigkeit, daß man insgemein sagte: Vaillant liest eine Medaille wie Manceau einen Roman liest.

Theodor von Riupeirous,

geb. zu Montauban 1664, gest. 1706.

I.

Riupeirous, Verfasser des Trauerspiels Hipermnestra, trug anfänglich den geistlichen Habit. Der Herr de Barbezieux, der sein guter Freund war, zog ihm selbst denselben eines Tages über Tische aus, weil er glaubte, daß er sich zum geistlichen Stande nicht schicke. Gacon machte darauf folgendes Sinngedicht:

Certain Abbé, las de passer sa vie,
Et sans verre & sans Abbaye,
Brigue, obtient dans l'épée un poste bien renté;
Et Barbezieux, par cette grace,
Delivre en même tems l'Eglise & le Parnasse,
D'une grande incommodité.

„Ein gewisser Abt, der sein Leben ohne Genie
„und Abtey zuzubringen satt war, hielt an,

„und erhielt ein einträglich weltliches Amt,
„und Barbezieux befreyet zu gleicher Zeit
„die Kirche und den Parnaß von einer gros-
„sen Beschwerde.„

II.

Riupeirous war Secretair bey dem Marquis von Crequi. Dieser Herr sollte bey dem Könige spielen, und bestimmte darzu tausend Louis. Da er nun nicht glaubte, daß er sie so lange würde aufheben können, gab er sie dem Riupeirous in die Hände, und befahl ihm, daß er sie ihm nicht eher wieder heraus geben sollte, bis er bey dem Könige würde spielen sollen. Riupeirous fieng indessen selbst an zu spielen, und verlohr sie alle mit einander.

Peter Bayle,

geb. zu Carlat in der Grafschaft Foix 1647, gest. 1706.

I.

Bayle verstand nichts von der Geometrie, und gestand, nach dem Bericht des Clericus, daß er nie die Demonstration des ersten Problems im Euclides habe begreifen können.

II.

Bayle war vollkommen uneigennützig, und nahm die Geschenke, die man ihm machte, sehr ungern an. Als ein vornehmer Engländer einem Freunde des Bayle zu verstehen gegeben hatte, daß er hundert und funfzig Guineen geben wollte, wenn ihm Bayle sein Wörterbuch zuschriebe, so wollte es dieser Autor doch nicht thun, so sehr ihm auch sein Freund anlag. Er glaubte, daß er zu stark wider die schmeichlerischen und kriechenden Zueignungsschriften geschrieben habe, um in eben den Fehler zu verfallen. Der Herr de Maiseaux hält dieses für einen leeren Vorwand. Der wahre Grund des langen und hartnäckigen Widerstandes, den Bayle bey dieser Gelegenheit äuserte, war, daß er niemanden, der an dem Hofe Willhelms III. etwas zu bedeuten hatte, schmeicheln oder loben wollte, weil er Ursache hatte, sich über ihn zu beschweren; und dieser Herr war damals Staatssecretair.

III.

Als der Mylord Shaftsbury bemerkte, daß Bayle keine Uhr hatte, kaufte er eine in Engeland, um sie ihm zu schenken; wenn er wieder nach Rotterdam kommen würde. Es war aber nur die Frage, ob sie Bayle annehmen würde. Als sie nun einander besuchten, zog Shaftsbury die Uhr immer aus der Tasche, und Bayle nahm sie endlich selbst in die Hand, um sie recht zu besehen, und konnte sich nicht enthalten, sie zu loben. Der

My-

Mylord bediente sich dieser Gelegenheit, um ihm dieselbe anzubieten. Aber Bayle, der sich ein wenig beleidigt fand, daß er das, was er ohne alle Absicht gesagt hatte, als eine versteckte Bitte um seine Uhr ansähe, wollte sie durchaus nicht annehmen. Sie stritten sich lange herum, und der Mylord versicherte ihn, daß er sie mit Fleiß aus Engeland mitgenommen, um sie ihm zu schenken. Zum Beweise dessen, was er sagte, mußte er ihm seine eigene Uhr zeigen, die er bey sich hatte.

IV.

Bayle sagt in einem seiner Briefe: Man schreibt mir, daß der Herr Despreaux Geschmack an meinem Werke finde. Ich erstaune eben so sehr darüber, als ich mich freue. Mein Wörterbuch scheint mir, gegen ihn gehalten, nichts anders als eine Gegend, wo die Caravanen reisen; man legt zwanzig und dreyßig Meilen zurück, ohne einen fruchttragenden Baum, oder einen Brunnen anzutreffen.

V.

Bayle schrieb an den P. Tournemine: Ich bin der Jupiter, der Wolken zusammen treibt. Meine Geschicklichkeit ist, Zweifel zu erregen; aber diese Zweifel bedeuten bey mir nicht viel.

VI.

Die Werke des Bayle waren nur die scheinbare Ursache, weßwegen er seines Dienstes entsetzt ward, und seine Besoldung verlohr. Als der Bür-

Bürgermeister zu Dordrecht, Halevuyn, ohne Vorbewußt des Staats, sich mit dem französischen Gesandten in der Schweitz, dem Herrn Amelot, in eine Art der Unterhandlung eingelassen, um den Frieden mit dieser Krone zu Stande zu bringen, ließ ihn der König von Engeland, der noch keinen Frieden haben wollte, deßwegen in Verhaft nehmen, auf Zeitlebens ins Gefängniß bringen, und alle seine Güter einziehen. Bayle gerieth dabey in Verdacht, daß er durch seine Schriften viel Leute in die Absichten des Bürgermeisters gezogen, und der Rath zu Rotterdam erhielt Befehl, ihm seine Professorstelle und seine Besoldung zu nehmen. Man gehorchte den Befehlen des Königs Willhelm, weil der Rath meistentheils aus Kreaturen von ihm bestand. Doch scheint es, daß sie sich ihres Verfahrens wegen schämten, weil sie dem Bayle die Ursache davon nicht entdeckten. Es scheinet so gar, daß die, die um das Geheimniß wußten, die hintergehen wollten, die es nicht wußten, indem sie ihnen zu bereden suchten, daß das Buch von den Kometen Ursache sey, welches Jurieu mit aller Heftigkeit, deren er nur allein fähig war, angegriffen hatte.

VII.

Der Abt d'Olivet glaubt den Ursprung der hitzigen Zänkereyen des Jurieu und Bayle entdeckt zu haben. Er giebt vor, daß Bayle, da er noch die Philosophie zu Sedan lehrte, das Geheimniß gefunden habe, sich bey der Madame

Ju-

Jurieu in besondere Gunst zu setzen. Als nun im Jahr 1681 die Akademie zu Sedan aufgehoben ward, sahe sich die Frau des Jurieu genöthigt, ihrem Manne außer dem Reiche zu folgen. Bayle wäre zwar gern in Frankreich geblieben; aber die Augen der Madame Jurieu durften ihm nur einen Wink geben, um den Philosophen zu bestimmen, daß er gleichfalls sein Vaterland verließ. Rotterdam konnte einen so vertrauten Umgang nicht lange ansehen, ohne übel davon zu urtheilen; und man demonstrirte endlich dem Jurieu, daß er, der so viel Dinge in der Offenbarung Johannis sähe, nicht gewahr würde, was in seinem Hause vorgienge. Ein Cavalier würde in diesem Falle den Degen ziehen; ein Rath einen Proceß erheben; und ein Poet eine Satyre schreiben: aber Jurieu, als ein Theologe, klagte Baylen als einen Gotteslaügner an, und führte zum Beweise das Buch, Avis aux réfugiés, an, nicht als ob etwas atheistisches darinne enthalten wäre, sondern blos, daß es dem Calvinismus nicht günstig sey. Bayle hätte sich vertheidigen und sagen können, daß das Buch nicht von ihm, sondern vom Herrn de la Roque sey; aber er wollte seinem Freunde nicht Verdruß machen, und sagte nichts.

VIII.

Als Bayle den Herrn Fagon, ersten königlichen Leibarzt, bey einer Krankheit zu Rathe zog, schrieb ihm dieser nur eine gute Diät vor, ohne einige Arzeney dabey zu verordnen. Er schloß sein medi-

medicinisches Gutachten mit diesen Worten: „Ich wünschte sehr, daß ich Sie mit diesem „Zwange verschonen könnte, und daß es möglich „wäre, ein eben so auserlesenes Mittel zu finden, „als die Verdienste desjenigen sind, der es ver„langt.„ Bayle war aber schon tod, als diese Verordnung in Rotterdam ankam.

IX.

Leibnitz hat folgenden Vers des Virgils auf den Bayle angewandt:

Sub pedibusque videt nubes & sydera Daphnis.

X.

Das Parlament zu Toulouse hat dem Bayle eine sonderbare Ehre erwiesen, indem es sein Testament bestätigt hat, welches den Gesetzen nach, als von einem Vertriebenen herrührend, ungültig war.

Franciscus Maucroix,

geb. zu Noyon 1619, gest. 1708.

I.

Man wollte den Maucroix bereden, sich zu verheyrathen, worauf er folgendes Sinngedicht machte:

Ami je vois beaucoup de bien
Dans le parti qu' on me propose:
Mais toutefois ne pressons rien;
Prendre femme est étrange chose,
Il faut y penser mûrement:
Gens sages en qui je me fie,
M' ont dit que c' est fait prudemment
Que d' y songer toute sa vie.

„Mein Freund, ich sehe zwar viel Gutes „in der Parthey, die man mir vorschlägt: „aber wir wollen uns dem ohngeachtet „nicht übereilen; eine Frau nehmen, ist „eine schwere Sache, man muß sie wohl „überlegen. Verständige Leute, denen ich „gern folge, haben mir gesagt, daß es weis„lich gehandelt sey, es so lange zu bedenken, „als man lebt.„

II.

Der Herr de Meaucroix hatte das Buch vom Alter, von der Freundschaft, und das erste Buch der tusculanischen Fragen des Cicero, nebst dem Gespräch, de causis corruptæ eloquentiæ, übersetzt; er wollte sie zusammen drucken lassen, und hatte sie schon in die Censur zur Approbation geschickt. Der Herr Dubois, der ebenfalls die beyden Traktate von der Freundschaft und dem Alter übersetzt hatte, beredete die Censores, daß sie das Manuscript des Meaucroix ein ganzes Jahr aufhielten, und ließ unterdessen seine Uebersetzung dru-

drucken. Meaucroix, der schon manchesmal auf die Langsamkeit der Censoren zu Paris geschmält hatte, erfuhr endlich den Streich, den ihm Dubois gespielt hatte, und zerriß aus Bosheit seine Uebersetzungen.

Johann Mabillon,

geb. in Champagne 1632, gest. 1708.

I.

Der Minister Colbert, dem das Werk von der Diplomatik zugeeignet war, kannte die Güte des Werks noch ehe es heraus kam. Er hätte den Dom Mabillon schon öfters bey alten Handschriften zu Rathe gezogen, und es nie so weit bringen können, daß er eine Belohnung von ihm angenommen hätte. Der Minister, der nicht gewohnt war, sich etwas abschlagen zu lassen, glaubte, daß nunmehro seine Uneigennützigkeit wohl aufhören würde, wenn er ihm eine ansehnliche Besoldung anböte, und wollte den Versuch mit ihm machen. Aber der zufriedene Geistliche gab ihm beständig zur Antwort, daß ihm in der Gesellschaft seines Ordens nichts abgienge, und er die Ehre nicht verdiene, die man ihm habe erweisen wollen.

II.

Als der Herr le Tellier, Erzbischof zu Rheims, den P. Mabillon wider seinen Willen mit nach Hofe brachte, sagte er zum Könige: Sire, ich habe die Ehre, Eurer Majestät den geschicktesten und bescheidensten Mönch in Ihrem Königreiche vorzustellen.

III.

So bald der Pabst Clemens XI den Tod des Dom Mabillon erfahren hatte, schrieb der Cardinal Colloredo auf seinen Befehl an die Benedictiner: Der heil. Vater hat mir zu verstehen gegeben, daß ihr ihm einen großen Gefallen thun würdet, wenn ihr diesen Mann an den ehrwürdigsten Ort begrübet, weil sein Ruf sich allenthalben ausgebreitet hat, und kein Gelehrter nach Paris reisen wird, der nicht fragen sollte, wo ihr ihn hin begraben habt. Er sieht voraus, wie groß ihr Verdruß seyn würde, wenn sie die Asche eines so berühmten Mannes mit andern vermischt, und nicht unter einem köstlichen Marmor, mit einer so herrlichen Ueberbleibseln gemäßen Aufschrift, gesammlet finden sollten.

Anto=

Antonius Lafosse,

geb. zu Paris 1653, gest. 1708.

I.

Lafosse, Verfasser des Manlius, und viel anderer Poesien, war einer von den zerstreutesten Menschen, die man iemals gesehen hat. Der berühmte Titon du Tillet führt darüber den Beweiß mit diesen Worten: Ich hatte ihn gebeten, bey mir, nebst noch andern gelehrten Männern, zu speisen. Er versprach, sich zu Mittage bey mir einzufinden; da wir aber bis um zwey Uhr auf ihn gewartet hatten, setzten wir uns endlich zu Tische. Unser Poet kam endlich um vier Uhr, ganz ermüdet, und entschuldigte sich, daß er so spät käme; er versicherte mich aber, daß er gegen eilf Uhr aus seinem Hause, das nicht weit von meiner Wohnung war, gegangen sey; er habe aber den Kopf von fünf bis sechs Versen aus der Iliade, die er ins Französische übersetzen wollte, so voll gehabt, daß er vor meiner Thüre vorbey gegangen sey, und sich nicht mehr besonnen habe, daß ich ihn zu Tische gebeten gehabt. Er habe sich, setzte er weiter hinzu, mitten auf dem freyen Felde vor Ivry befunden, als ihn der Hunger aufgeweckt, und an das Mittagsmahl erinnert habe, zu welchem er von mir eingeladen war. Wir waren froh, daß er da war, und setzten ihm vor, daß er

seinen Appetit stillen konnte. Monsieur Boivin, der ältere, der mit bey Tische war, sagte zu ihm: Mein Herr de la Fosse, ich errathe es beynahe, welche Verse im Homer ihnen so viel zu schaffen gemacht haben, und sagte ihm dieselben, nach der Aussprache der Universität zu Paris, her. Nein, mein Herr, antwortete Lafosse, ich will sie ihnen sagen, und sagte sie ihm, nach der Aussprache des Jesuitercollegii, her. Nun ja doch, versetzte Boivin, das sind eben diese Verse; Sie sprechen sie nur anders aus, als ich.

Pechantre,

geb. zu Toulouse ums Jahr 1638, gest. 1708.

I.

Man trägt sich mit einer lustigen Erzählung, zu welcher das Trauerspiel, der **Tod des Nero**, Gelegenheit gegeben. Pechantre hatte in einem schlechten Wirthshause einen Zettel auf dem Tische liegen lassen, auf welchem oben einige unleserliche Buchstaben, und unten die Worte standen: Hier muß der König umgebracht werden. Der Gastwirth, dem ohnedem die Physionomie des Poeten und seine Zerstreuung bedenklich vorkamen, glaubte, daß er dieses Papier der Obrigkeit zeigen müßte, welche, um in einer so wichtigen

Sache

Sache nichts zu vernachläßigen, ihm befahl, es nochmals zu melden, wenn der Fremde wieder ins Wirthshaus käme. Er kam wirklich einige Tage darnach wieder, und kaum hatte der arme Pechantre zu essen angefangen, als er sich von einer Häscherschaar umringt sahe, und den Commissar dabey, der ihm den schriftlichen Beweiß seines Verbrechens der beleidigten Majestät vorlegte. Ach, mein Herr, rief Pechantre, es ist mir lieb, daß ich das Papier wieder finde, das ich schon seit etlichen Tagen suche. Ich arbeite an einem Trauerspiele, und es steht eben die Scene darauf, wo ich den Tod des Nero hinein bringen will. Man erkannte daraus, das Pechantre unschuldig war.

II.

Pechantre hatte einen Ring, der hundert Pistolen werth war, und ein Freund rieth ihm, denselben zu verkaufen. Campistron hatte Lust ihn zu kaufen, und bat, ihn nur noch einige Tage zu behalten. „Man führt ietzt mein neues Trauer„spiel auf, sagte er, wir wollen hernach schon mit „einander richtig werden.„ Pechantre, der noch mehr Käufer fand, wollte nicht gern auf den Verlauf des Trauerspiels warten; er gieng demnach so gleich in die erste Vorstellung desselben. Das Trauerspiel ward sehr schlecht aufgenommen, und Pechantre ward von ohngefehr den Campistron gewahr, der sich in der dritten Reihe der Logen hinter einen Pfeiler versteckt hatte. Er stieg zu ihm

hinauf, und sagte: Willst du noch meinen Ring haben? ich habe ihn aufgehoben.

III.

Baron ist nur der Pflegevater der meisten Werke, die unter seinem Namen heraus gekommen sind. Er wollte gern für den Verfasser des Geta gehalten werden. Als Pechantre ihm dieses Trauerspiel gezeiget hatte, ermangelte Baron nicht, es so sehr herunter zu machen, als er konnte; und als er es nun genug verachtet hatte, bot ihm der Comödiant endlich zwanzig Pistolen dafür an. Pechantre, der ein einfältiger Mensch, und nicht in den besten Umständen war, nahm sein Anerbieten an. Als aber Champmele diesen Vorfall erfahren, und das Stück gelesen hatte, fand er es des Beyfalls würdig, den es hernach erhalten hat, und liehe dem Pechantre zwanzig Pistolen, um sein Stück wieder zurück zu nehmen.

Thomas Corneille,

geb. zu Rouen 1625, gest. 1709.

I.

Als Corneille in der rhetorischen Classe war, machte er in lateinischen Versen ein Stück, das der Regent so sehr nach seinem Geschmacke fand, daß er es als seine Arbeit annahm, und es anstatt

anstatt des Stücks brauchte, das seine Schüler alle Jahre vorstellen, und um den Preiß streiten mußten.

II.

Peter und Thomas Corneille hatten zwey Schwestern geheyrathet, die im Alter um eben so viel Jahre von einander unterschieden waren, als die beyden Brüder. Es hatte einer so viel Kinder, als der andere. Sie hatten beyde nur ein Haus inne, und einerley Bedienten. Nach einer fünf und zwanzig jährigen Ehe hatten die beyden Brüder noch nicht das Vermögen ihrer Weiber zu theilen begehrt; es bestand in liegenden Gründen, die in der Normandie lagen, woher diese eben so wohl, als jene, gebürtig waren. Diese Theilung geschahe nicht eher, als bis Peter Corneille tod war; und da konnte sie auch nicht länger verschoben werden.

III.

Die Trauerspiele des Corneille giengen erstaunend stark. Timokrates ward achtzigmal vorgestellt. Der Zulauf war beständig außerordentlich, und die Comödianten mußten ohne Aufhören das nemliche Stück wiederholen. Diese Herren wurden es endlich am ersten satt, und ein Acteur trat eines Tages ganz vor auf das Theater, und sagte zu den Zuschauern: „Meine Herren, „Sie werden gar nicht müde, den Timokrates zu „sehen; wir aber sind müde, ihn vorzustellen. „Wir sind in Gefahr, unsere andern Stücke zu

„vergessen; erlauben Sie demnach, daß wir ihn „nicht weiter aufführen.„

IV.

Man sagt, daß die *Ariana*, das Trauerspiel, das dem Corneille das liebste war, ihm nicht mehr als siebzehn Tage gekostet habe, und daß der Graf Essex in weniger als vierzig Tagen fertig geworden sey.

V.

Ein verständiger Mann, der die Lecouvreur im Graf Essex hatte spielen sehen, ward von ihrer edlen Art, ihre Rolle auf dem Theater zu machen, so eingenommen, daß er sagte: Ich habe eine Königinn unter den Comödianten gesehen.

VI.

Ach! armer Thomas! rief eines Tages Boileau aus; deine Verse, mit den Versen deines ältern Bruders verglichen, zeigen deutlich, daß du nur ein Muttersöhngen aus der Normandie bist.

VII.

Gacon machte folgende Verse unter das Bildniß des Thomas Corneille aus dem Stegereif:

Voyant le Portrait de Corneille,
Gardez-vous de crier merveille;
Et dans vos transports n'allez pas
Prendre ici Pierre pour Thomas.

„Hütet

„Hütet euch, wenn ihr das Bildniß des
„Corneille sehet, in Erstaunen zu gerathen;
„und haltet in der Zerstreuung nicht den
„Thomas für Petern.„

Johann Franciscus Regnard,

geb. zu Paris 1647, gest. 1709.

I.

Die Neigung zum Reisen, die Regnard sehr zeitig bey sich verspürte, trieb ihn in verschiedenen Gegenden von Europa herum. Als er aus Italien zurück kam, ward er von zwey Raubschiffen gefangen genommen, und nebst seinen unglücklichen Reisegefehrten nach Algier gebracht. Da er stets ein großer Liebhaber von gutem Essen und Trinken gewesen war, so verstand er sich selbst sehr gut auf die Küche, und diese Geschicklichkeit bewog den Herrn, in dessen Hände er fiel, daß er ihn zu seinem Koche machte. Seine gute Mine, sein aufgeräumtes und angenehmes Wesen, machte ihn auch bey den Frauenzimmern seines Herrn beliebt. Da aber der Herr seine Intriguen merkte, übergab er ihn der Obrigkeit, um ihn nach den Gesetzen abstrafen zu lassen, welche einen Christen, der sich mit einer Mahometanerinn einläßt, zur Strafe des Feuers verdammen, wenn er nicht selbst ein Mahometaner wird. Der Consul der französi-

schen Nation, der seit kurzem eine beträchtliche Summe erhalten hatte, um ihn aus der Gefangenschaft loszukaufen, erfuhr, was sich zutrug, und bediente sich seines Ansehens gegen den Herrn des Regnard, der aber anfänglich von nichts hören wollte. Der Consul ließ sich dadurch nicht abschrecken, und stellte ihm vor, daß nichts betrüglicher sey, als der Schein; daß, wenn auch die Sache wahr wäre, es ihm doch wenig Ehre machen würde, seinen Sclaven am Leben zu strafen; daß außerdem, wenn er dieses thäte, er eine beträchtliche Summe verlöhre, die er ihm für seine Loslassung zu bezahlen hätte. Dieses letzte Argument war wirksamer, als alle die andern. Der Herr ließ sich bereden, foderte den Regnard vom Divan zurück, und sagte, daß es nur ein leerer Verdacht gewesen sey, weßwegen er ihn angeklagt hätte, und daß sein Verbrechen durch kein tüchtiges Zeugniß bewiesen werden könnte. Er nahm das Geld, das ihm der Consul versprochen hatte, und ließ ihn wieder in Freyheit.

II.

Regnard wollte auf einer seiner Reisen sich auch in Lappland umsehen. Er kam bis ans Eismeer, und man kann sagen, daß er nicht eher Halte machte, als wo das Erdreich aufhörte. An diesem Orte war es, wo er nebst seinen Reisegefehrten, folgende vier Verse auf einen Stein, und ein Stück Holz eingrub:

Gallia nos genuit, vidit nos Affrica, Gangem
Hausimus, Europamque oculis lustravimus omnem,
Casibus & variis acti terraque marique,
Hic tandem stetimus nobis ubi defuit orbis.

III.

Regnard und Riviere Düfreni verfertigten fast zu gleicher Zeit ein ieder eine Comödie, der Spieler betittelt. Diese beyden Autoren warfen einander vor, daß sie sich unter einander abgeschrieben hätten, und dieses gab Gelegenheit zu folgendem Sinngedichte:

Un jour Regnard & de Riviere
En cherchant un sujet que l'on n'eut point traité,
Trouvèrent qu'un joueur seroit un caractere
Qui plairoit par sa nouveauté.
Regnard le fit en vers, & de Riviere en prose.
Ainsi pour dire vrai la chose
Chacun vola son compagnon.
Mais quiconque aujourd'hui voit l'un & l'autre ouvrage,
Dit que Regnard a l'avantage,
D'avoir été le bon Larron.

„Regnard und de Riviere suchten eines „Tages eine Materie zu einer Comödie, die „noch niemand bearbeitet hätte, und fanden, „daß

„daß ein Spieler ein Character sey, der „durch seine Neuheit gefallen würde. Reg„nard machte ihn in Versen, und de Ri„viere in Prosa, und einer, wenn man die „Wahrheit sagen soll, schrieb den andern ab. „Wenn man aber heut zu Tage beyde Wer„ke mit einander vergleicht, so muß man sa„gen, daß Regnard den Vorzug habe, der „Hauptdieb gewesen zu seyn.„

IV.

Despreaux sagte vom Regnard, daß seine lustigen Einfälle mehr als mittelmäßig wären. Wem Regnard nicht gefällt, sagt der Herr von Voltaire, der ist nicht werth den Moliere zu bewundern.

Alexander Lainez,

geb. in Haynault : : : gest. 1710.

I.

Lainez wohnte zu Chimay, wohin er sich, nachdem er hier und da herum gereist war, endlich gewendet hatte. Er war arm, und lebte daher ein paar Jahr sehr eingezogen, bis er durch eine sonderbare Begebenheit bekannt ward. Der Abt Fautrier, ein Mann von Genie, der Aufseher im Haynault war, und sich zu Maubeuge aufhielt, er-

erhielt Befehl vom Herrn de Louvois, daß er den Lauf gewisser anzüglichen Schriften, die damals in Flandern häufig heraus kamen, zu hemmen suchen, und die Verfasser in Verhaft nehmen sollte, wenn er dahinter kommen könnte. Der Herr Fautrier erfuhr, daß sich zu Chimay ein Mensch aufhielte, der gar nicht aus seinem Hause käme, und nichts thäte, als schreiben. Er begab sich also mit einer Bedeckung von funfzig Mann dahin, und fand den Lainez in einem zerrissenen Schlafrocke unter einem Haufen Papieren sitzen. Man untersuchte sie ein wenig, und fand nichts, als angenehme Erzählungen, und niedliche Verse. Der Aufseher umarmte ihn endlich, da er so artige Sachen fand, sagte ihm, daß er hier sehr am unrechten Orte sey, und bat ihn, mit ihm zu gehen. Lainez sagte ihm gerade heraus, daß er weiter kein Kleid habe, als seinen Schlafrock. Steigen Sie immer, wie Sie sind, in meinen Wagen, erwiederte der Abt, ehe drey Tage vergehen, sollen Sie Kleider und alles haben, was Ihnen fehlt. Dieser angenehme Poet fand, von dem Tage an, in dem Hause des Aufsehers alle Bequemlichkeit.

II.

Wenn Lainez zu Paris war, miethete er sich eine Stube in einem Hause bey der Abtey Saint-Germain des Pres, welches niemand zu finden wußte. Wenn er nach Hause gefahren ward, es mochte bey Tage oder bey Nacht seyn, stieg er allemal auf der neuen Brücke aus, und gieng zu Fuße

vollends

vollends nach Hause. Man hat noch nie einen Menschen gekannt, dem seine Freyheit so sehr am Herzen gelegen hätte.

III.

Lainez theilte seine Zeit in Essen und Studiren. Als einer seiner Freunde ihm einst sein Erstaunen bezeugte, da er ihn nach einer Abendmahlzeit, die die ganze Nacht hindurch gedauert hatte, auf die königliche Bibliothek gehen sahe, um daselbst bis auf den Abend zu bleiben, sagte ihm der Poet das lateinische Distichon her, das er aus dem Stegereif machte:

a) Regnat nocte calix, volvuntur biblia mane:
Cum Phœbo Bacchus dividit imperium.

a) Eine Nachahmung der bekannnten virgilianischen Verse, durch welche sich Bathyllus so lächerlich machte, da er sich für den Verfasser derselben ausgab.

IV.

Man erstaunte öfters über den großen Appetit, den Lainez beständig hatte. Als er eines Tages fünf bis sechs Stunden bey einer Mittagsmahlzeit zugebracht hatte, und er sich einen Augenblick darnach wieder zu Tische setzte, fragte man ihn, ob er denn zu Mittage nichts gegessen habe? **Mein Magen hat kein Gedächtniß**, gab er zur Antwort.

V.

Lainez war für allerhand Arten von Leuten ein so guter Gesellschafter, daß sie öfters ihre Geschäfte und Amtsverrichtungen über ihn vergaßen. Er traf einst früh Morgens seinen Freund, Moreau, einen Musikus, der Lectionen zu geben hatte, auf der Straße an, und sagte zu ihm: Kommen Sie einen Augenblick mit in das Haus, um eine Bouteille Wein zu trinken, der erst angekommen, und vortrefflich ist. Moreau ließ sichs gefallen; und da eine Bouteille leer war, foderte man die zwote. Indessen kamen ein paar Tanzmeister geritten, die ebenfalls Lectionen zu geben hatten, und Lainez, der sie wohl kannte, bat sie, einmal zu trinken. Diese Herren stiegen ab, banden ihre Pferde im Hofe an, und kamen zum Lainez ins Zimmer. Es gefiel ihnen da so wohl, daß sie nicht allein beym Frühstück blieben, sondern auch eine Mittagsmahlzeit zusammen hielten, die bis um sechs Uhr des Abends dauerte; worüber sie nicht allein ihre Schüler, sondern auch ihre Pferde vergessen hatten, die sich endlich vom Zügel losrissen, und in die Kammer der Magd kamen, wo sie das Stroh aus dem Bette fraßen.

VI.

Als einst der Herzog von Orleans den Lainez zu Fontainebleau antraf, bat er ihn bey sich zur Tafel. Lainez bedankte sich aber, indem fünf bis sechs Personen, wie er sagte, im Gasthofe auf ihn warteten, und daß Ihro Königl. Hoheit ohnfehlbar

eine schlechte Meynung von ihm bekommen würden, wenn er seinen Freunden nicht Wort hielte.

VII.

Lainez las einst der Gräfinn de Verrüe einige ungemein artige Verse vor. Ein berühmtes Mitglied der Akademie, das dabey gegenwärtig war, glaubte dem Poeten ein angenehmes Compliment zu machen, und sagte zu ihm: Warum sucht ein Mann von ihrem Verdienste nicht von unserer Gesellschaft zu seyn? Ey, mein Herr, gab ihm Lainez trocken zur Antwort, wer wäre alsdann ihr Richter?

VIII.

Da Lainez seine Verse niemand abzuschreiben gab, und man sie sehr unvollkommen im Gedächtnisse behielt, so sagte er bisweilen: Ich werde noch ein Invalidenhaus für meine Verse, die man allenthalben verstümmelt, müssen bauen lassen.

IX.

Man berichtete einst den Lainez, daß ein witziger Kopf, den er kennen würde, über zwey Verse aus einem seiner Stücke, einen ganzen Band geschrieben habe; wo er erst von seinen angenehmen Beschäfftigungen, von seiner Art sich zu vergnügen, spricht, und endlich von ihm, unter der Person eines angenehmen Epicuräers sagt:

Le débauche le fuit,
La volupté le suit.

„Die Schwelgerey fliehet ihn, die Wollust
„begleitet ihn.„

Da

Da Lainez hörte, wie dieser Autor seine beyden Verse angewandt hatte, antwortete er: Es ist ein Spaßvogel, der einen Tropfen von meiner Essenz genommen, und in ein ganzes Maaß Wasser gethan hat.

X.

Als Lainez die letzte Oelung bekommen hatte, ließ der Geistliche, dem er gebeichtet hatte, in der Nacht ein Kästchen wegnehmen, das voller ungezogenen Gedichte war. Der Kranke erwachte darüber, und schrie, Räuber! er ließ einen Gerichtscommissarius kommen, verklagte den Priester, und dieser mußte endlich den Kasten in Person wieder bringen; da ihm denn Lainez derb die Wahrheit sagte. Der Kranke ließ sich hierauf den Augenblick in das Kirchspiel Saint-Roch bringen, wo er auch starb. Er hatte den thörichten Einfall gehabt, sich auf das freye Feld nach Montmartre bringen zu lassen, und da zu sterben, um noch einmal die Sonne aufgehen zu sehen.

Esprit Fleschier,

geb. zu Pernes in der Grafschaft Venaissin 1632, gest. 1710.

I.

Als der Herr von Montauzier ins Bad reisen wollte, suchte er einen gelehrten Mann zu

seiner Gesellschaft. Man schickte den Abt Fleschier zu ihm, und er nahm ihn mit sich. Den ersten Tag gab der Abt Fleschier zu allem seinen Beyfall, was der Herr von Montauzier sprach, welcher sich darüber einigen Verdruß merken ließ, und immer heimlich sagte: lauter Schmeichler! lauter Schmeichler! Der Abt Fleschier lernte dadurch den Character dieses Herrn kennen, und den folgenden Tag widersprach er ihm beynahe so sehr, als er den Tag vorher bejahet hatte. Dem Herrn von Montauzier gefiel dieses so wohl, daß er von der Zeit an sorgte, das Glück des Abts zu machen.

II.

Fleschier hatte seinen Geschmack damit verbessert, womit ihn ein anderer würde verdorben haben. Er las öfters die Werke des dü Belay, und italienische und spanische Postillen; doch nur zu seinem Vergnügen. Er nannte sie im Scherz seine Hofnarren, und gestand, daß das Lächerliche dieser Predigtbücher seinen Geschmack habe reinigen und auf das wahre gründen helfen, ohne welches nichts schön, nichts in der Beredsamkeit stark genannt zu werden verdient.

III.

Zwey große Redner haben Lobreden bey der Leiche des Marschalls von Türenne gehalten: der P. Mascaron aus der Gesellschaft des Oratorii, der nachher Bischof zu Agen ward, und der Abt Fleschier, nachheriger Bischof zu Nimes. Von

diesen

diesen beyden schönen Reden erhielt die erste mehr Beyfall, als sie gehalten ward, und die andere, als sie gedruckt war. Der Herr de Luxemburg, der das Jahr darauf, anstatt des Marschalls von Türenne, die Anführung der Truppen übernahm, legte nicht viel Ehre ein; der Prinz von Conde sagte daher: Der Herr von Luxemburg hat eine noch bessere Lobrede auf den Türenne gehalten, als Mascaron und Fleschier.

IV.

Ludewig XIV sagte zum Fleschier, da er ihn zum Bischof von Nimes ernannte: Erstaunen Sie nicht, daß ich Ihre Verdienste so spät belohne; ich fürchtete, das Vergnügen, Sie zu hören, zu verliehren, wenn ich Sie zum Bischof machte.

V.

Der Herr Fleschier hatte einige Tage bey der Marquise von Toiras, eine Meile von Nimes, zugebracht. Das Pfingstfest fiel ein, und er verließ sie, um in der bischöflichen Kirche das hohe Amt zu halten. Kaum aber war er wieder nach Hause gekommen, als man ihn bat, dieser Dame den Tod ihres Gemahls zu hinterbringen. Er reiste, und traf sie an, als sie eben ausgehen wollte. Wo wollen Sie hin? fragte er, nachdem er ihr über seine Wiederkunft die gewöhnlichen Complimente gemacht hatte. In die Messe, antwortete die Marquise. Sie sind demnach eine Christinn? Madame, erwiederte der Prälat; nun, wohlan, der Marquis von Toiras ist geblieben: kommen

Sie, wir wollen zu Gott um die Ruhe seiner Seele beten. Diese entschlossene Art, eine traurige Nachricht zu überbringen, machte, daß die Frau von Toiras sich ungemein faßte.

Nicolaus Boileau Despreaux,

geb. zu Paris 1636, gest. 1711.

I.

Da der König einst den Despreaux fragte, wenn er gebohren wäre, gab der Poet zur Antwort, daß die Zeit seiner Geburt, der glorreichste Umstand seines Lebens sey: Ich bin ein Jahr eher auf die Welt gekommen, sagte er, als Eure Majestät, um die Wunder von Dero Regierung zu verkündigen. Dem Könige gefiel diese Antwort, und die Hofleute ermangelten nicht, ihr ihren Beyfall zu geben. Despreaux hat es seitdem stets für seine Schuldigkeit gehalten, das, was er einmal in Gegenwart des ganzen Hofes gesagt hatte, und so wohl war aufgenommen worden, zu behaupten. Er hat daher allemal, wenn er von seiner Geburt zu reden Gelegenheit gehabt hat, das Jahr 1637 angegeben.

II.

Da der Vater des Despreaux einst die Gemüthsneigungen seiner Kinder untersuchte, und ein

ein überaus sanftmüthiges oder gar einfältiges Wesen an unserm Poeten bemerkte, sagte er insgemein von ihm, im Gegensatz von den andern: Es ist ein gutes Kind, der niemals andern etwas böses nachreden wird.

III.

Man hatte für den jungen Despreaux ein Thürmchen auf dem väterlichen Hause gebaut, und einige Zeit darnach, als man ihn nicht wollte so hoch steigen lassen, bauete man ihm ein kleines Kabinet auf dem Oberboden; weßwegen er sagte: Ich bin herunter gezogen, ich wohne auf dem Oberboden.

IV.

Despreaux wollte sich anfänglich auf die Rechtsgelehrsamkeit legen; er fand sich öfters an der Gerichtsstädte ein, und hielt so gar in einer Sache eine Rede, die aber sehr schlecht ablief. Der Procurator trat zu ihm, als er anfangen wollte, und erinnerte ihn, nicht zu vergessen, daß er die Parthey über einzelne Artickel zu vernehmen, bitten müsse. Und warum das, fragte ihn Boileau, ist denn dieses nicht schon geschehen? Wenn nicht alles schon besorgt ist, so muß man mich nicht hertreten und reden lassen. Der Procurator fieng an laut zu lachen, und sagte zu seinen Mitbrüdern: Da haben wir einen Advocaten, der es mit der Zeit weit bringen wird; er hat eine große Anlage darzu.

V.

Die Universität entwarf im Jahr 1674 ein Bittschreiben ans Parlament, daß die Philosophie des Cartesius zu lehren solle verboten werden. Man sprach davon bey dem Oberpräsidenten von Lamoignon, welcher sagte, daß man sich nicht enthalten könnte, einen Befehl, dieser Bitte gemäß, ergehen zu lassen. Despreaux, der dabey war, sann auf einen lächerlichen Befehl, und brachte ihn, nebst dem Racine und Bernier, seinen beyden Freunden, zu Papiere. Herr Dongois, Vetter des Despreaux, übersetzte ihn in die Kanzleysprache, und schob ihn unter die andern Sachen, die er dem Oberpräsident, bey dem er sehr wohl stand, zur Unterschrift vorzulegen hatte. Der Herr von Lamoignon ließ sich aber nicht hintergehen. Kaum hatte er die Augen auf diesen Befehl geworfen, als er ausrief: Ha, ha! ein Streich vom Despreaux! Dieser burlesque Befehl war von einer Wirkung, die vielleicht ein ernsthaftes Stück nicht gehabt hätte. Der Philosoph und der Präsident blieben bey Ehren.

VI.

Despreaux hatte in seiner Jugend die Gabe, den Leuten alles, ihren Gang, ihre Geberden, ihre Stimme, vollkommen nachzumachen. Er hat erzählt, daß, als er einmal einen Mann einen gewissen schweren Tanz halten sahe, und denselben nachmachen wollte, er diesen Tanz mit eben der Richtigkeit nachgetanzt habe, ob er gleich niemals

tanzen

tanzen gelernt hatte. Der König sahe ihm einsmals mit Vergnügen zu, wie er alle Comödianten nach agirte. Der König verlangte, daß er es auch dem Moliere, der dabey war, nachthun sollte, und fragte hernach den Moliere, ob er damit zufrieden wäre. Wir können, antwortete Moliere, von dem nicht urtheilen, was uns gleicht; wenn er mich aber so gut nachgeahmt hat, als die andern, so ist die Nachahmung vollkommen.

VII.

Despreaux bat und erhielt vom römischen Hofe ein Beneficium, das er acht Jahre lang genoß, ohne sich in den geistlichen Stand zu begeben, und ohne sich große Mühe zu geben, einen guten Gebrauch mit diesem Gelde zu machen. Als der Oberpräsident von Lamoignon, der viel Religion und Frömmigkeit hatte, nun eines Tages mit ihm sprach, gab er ihm zu verstehen, daß er dieses Beneficium nicht mit gutem Gewissen behalten könnte, wenn er sich nicht anders aufführen wollte, als bisher. Despreaux überzeugte sich davon, und sagte sich bey dem Bischof zu Beauvais los davon. Noch mehr: er rechnete nach, wie viel er die Zeit über, als er es genossen hatte, bekommen habe, und diese Summe, die sich ohngefehr auf sechstausend Livres belief, ward zu Werken der Barmherzigkeit angewandt.

VIII.

Despreaux machte insgemein den zweeten Vers eher als den ersten. Das ist eins von den

größten Geheimnissen der Poesie, um einem Gedichte mehr Stärke und Nachdruck zu geben. Er gab dem Racine den Rath, eben dieser Methode zu folgen, und sagte deßwegen: Ich habe ihm das Reimen ein wenig schwerer gemacht.

IX.

Wenn man dem Boileau vorstellte, daß er sich, wenn er sich auf Satyrenschreiben legte, Feinde machen würde, die allenthalben auf ihn Achtung geben, und verkleinern würden: Meinetwegen, gab er zur Antwort, ich werde ein ehrlicher Mann seyn, und mich vor ihnen nicht fürchten.

X.

Einige Zeit darnach, als die Satyren herausgekommen waren, kam Fernando Nuget, Großadmiral von Spanien, nach Frankreich, und fand, ob er gleich ein Fremder war, dennoch viel Geschmack an einem Werke, welches damals der Gegenstand der allgemeinen Bewunderung war. So bald er nach Madrit wieder zurück kam, schickte er dem Despreaux zwey Pfund von dem besten Tabac, und eine kostbare Dose zum Geschenk, für das Vergnügen, das ihm seine Satyren gemacht hatten.

XI.

Obgleich Despreaux und Racine keine Hofbedienung hatten, vermöge deren sie bey Hofe hätten erscheinen müssen, so waren sie doch alle beyde

daselbst

daselbst sehr wohl aufgenommen. Der Minister Colbert war ein großer Freund von ihnen. Als er eines Tages mit ihnen ganz allein auf seinem Landhause zu Seaux war, meldete man einen Bischof bey ihm an; er aber gab aus Verdruß zur Antwort: Man zeige ihm alles, nur mich nicht.

XII.

Despreaux erzählte öfters, daß einer seiner Anverwandten, dem er seine Werke geschenkt hatte, nachdem er sie gelesen, zu ihm gesagt habe: Warum ist aber nicht alles von Ihnen in Ihren Werken? Ich habe zwey Briefe an den Herrn von Vivonne darinne gefunden, von denen der eine vom Balzac, der andere vom Voiture ist.

XIII.

Als Despreaux bey einem seiner Freunde auf dem Lande war, und das Osterfest einfiel, gieng er bey dem Pfarrer des Orts zur Beichte, welcher, ehe er seine Beichte anhörte, ihn fragte, was seine gewöhnlichen Verrichtungen wären. Ich mache Verse, antwortete Despreaux. Das ist schlimm, sagte der Pfarrer; aber, was für Verse? Satyren, erwiederte der Dichter; das ist noch schlimmer, antwortete der Beichtvater; und wider wen denn? Wider alle die, die schlechte Verse machen; wider die Laster der gegenwärtigen Zeit; wider ärgerliche Schriften; wider die Romane; wider die Opern — Ach! sagte der Pfarrer, das

ist nichts böses; dawider habe ich nichts einzuwenden.

XIV.

Despreaux liebte das Kegelspiel, und war sehr glücklich darinne, so daß er öfters alle neune schob. Ich muß gestehen, sagte er dabey, daß ich zwey Talente habe, die der menschlichen Gesellschaft und dem Staate beyde gleich nützlich sind: das *eine*, daß ich gut Kegel schiebe; das *andere*, daß ich treffliche Verse mache.

XV.

Als Ludewig XIV dem Despreaux eine Besoldung von zwey hundert Pistolen gegeben hatte, nachdem seine Satyren kurz zuvor heraus gekommen waren, sagte ein vornehmer Mann, der vielleicht der Herr de Montauzier ist, der König würde nun wohl auch bald den Straßenräubern Pensionen geben.

XVI.

Despreaux, der sich seine Besoldung aus dem königlichen Schatze wollte auszahlen lassen, übergab die Verordnung einem Zahlmeister, welcher bey den Worten: **Die Besoldung, die wir dem Despreaux gegeben, wegen des Vergnügens, das wir über seine Arbeiten empfunden haben,** ihn fragte, von welcher Art seine Arbeiten wären? Es ist Mäurerarbeit, gab Despreaux zur Antwort; ich bin ein Baumeister.

XVII.

Despreaux sagt von einem großen Schriftsteller: **Er gefällt allen, nur sich nicht.** Das ist, sagte Moliere zu ihm, indem er ihm die Hand drückte, das ist die schönste Wahrheit, die Sie iemals gesagt haben. Ich bin zwar nicht von der Zahl der großen Geister, von denen Sie reden; aber ich mag seyn wie ich will, so habe ich doch in meinem Leben noch nichts gemacht, womit ich vollkommen zufrieden wäre. Santeuil dachte von seinen Poesien ganz anders. Er gestand es so gar dem Despreaux, welcher aber zu ihm sagte: Sie sind also der einzige außerordentliche Mensch, der mit seinen Werken vollkommen zufrieden gewesen ist. Santeuil, der etwas schmeichelhaftes in dem Titel eines **außerordentlichen Menschen** fand, und sich dieses Lobspruchs würdig zeigen wollte, gestand endlich, daß er nie vollkommen mit seinen Werken, so viel er deren gemacht hätte, zufrieden gewesen sey.

XVIII.

Als Dubroceßin erfuhr, daß Despreaux eine Satyre auf ein Festin machte, suchte er ihn davon abzuhalten, und sagte, daß es kein Gegenstand sey, worüber man spotten müßte. „Machen Sie lie„ber eine Satyre auf die Heuchler, sagte er im „ganzen Ernst zu ihm, so werden alle rechtschaffe„ne Leute auf ihrer Seite seyn: aber wo geschmaust „wird, rathe ich ihnen, mit ihrem Spotte zu Hause „zu bleiben.„ Fürcroix, ein berühmter Advocat, ließ

ließ sich eines Tages einfallen, eine Gasterey zu geben, die in allem der ähnlich war, die in der dritten Satyre beschrieben wird. Aber die Gäste waren nicht sehr damit zufrieden; sie meynten alle, daß so eine Gasterey besser zu beschreiben, als wirklich anzustellen wäre.

XIX.

Despreaux hatte den Traiteur Mignot einen Giftmischer geheißen, und dieser verklagte ihn deßwegen bey der Obrigkeit, welche ihn aber abwieß, und sagte, daß die Injurie, über die er klagte, ein bloßer Scherz sey, über den er zuerst hätte lachen sollen. Anstatt aber sich dadurch befriedigen zu lassen, ward er nur noch aufgebrachter. Er wollte sich nun selbst Genugthuung verschaffen. Das Mittel, zu dem er griff, ist sehr sonderbar. Mignot stand im Rufe wegen des vortrefflichen Biscuits, den er machte, und ganz Paris ließ dergleichen bey ihm holen. Nun erfuhr er, daß der Abt Cotin eine Satyre wider den Despreaux gemacht hatte; diese ließ Mignot auf seine Kosten drucken, und wenn iemand Biscuit bey ihm holte, so nahm er allemal eine gedruckte Satyre zum einwickeln, damit sie allenthalben herum kommen sollte; und auf diese Weise kam er mit seinem Talente dem Talente des Abts Cotin zu statten. Wenn Despreaux sich mit seinen Freunden ein Vergnügen machen wollte, so ließ er Biscuit bey Mignot holen, um eine Satyre des Cotin mit zu bekommen. Der Zorn des Mignot ließ unter-

dessen

dessen nach, da er sahe, daß die Satyre des Despreaux, anstatt ihm zu schaden, ihn vielmehr erst recht berühmt gemacht hatte. Es wollte in der That, von der Zeit an, alles bey ihm speisen. Mignot gewann Geld bey seinem Gewerbe, und machte es sich zur Ehre, zu gestehen, daß er sein Glück dem Despreaux schuldig sey.

XX.

Ein angesehener Mann fällte einst in Gegenwart des Despreaux ein lächerliches Urtheil, und behauptete seine Meynung mit vielem Stolze. Despreaux, der ihm nicht gern auf eine beleidigende Weise antworten wollte, sagte zu ihm: Sie wissen wohl, mein Herr, daß ich Recht habe; nun sagen Sie sich nur selbst, was Sie mir sagen würden, wenn Sie an meiner Stelle wären.

XXI.

Ludewig XIV wollte vom Despreaux wissen, welche Stelle in seinen Gedichten er am höchsten schätzte. Der Poet, nachdem er den König vergebens gebeten hatte, ihn mit dieser Frage zu verschonen, antwortete, daß er mit dem Ausgange eines gewissen Briefes, den er an Seine Majestät zu richten sich die Freyheit genommen, am meisten zufrieden wäre, und sagte ihm die vier Verse her, womit sich dieser Brief schloß Dem König gefielen sie außerordentlich; sein ganzes Gesicht ward heiter: Ey, das ist sehr schön, sagte er, das ist vortrefflich; ich wollte Sie noch mehr loben, wenn Sie mich nicht so sehr gelobt hätten. Das

Publicum wird Ihren Werken die Lobsprüche geben, die sie verdienen. Aber ich darf es nicht bey bloßen Lobsprüchen bewenden lassen; ich gebe Ihnen eine Pension von zweytausend Livres; ich will dem Colbert befehlen, daß er sie voraus bezahlen soll, und ich gebe Ihnen auch noch das Privilegium zum Druck Ihrer gesammten Werke.

XXII.

Ein Freund, der den Despreaux bereden wollte, seine Dichtkunst heraus zu geben, sagte zu ihm, daß das Publicum mit Ungeduld darauf warte. Das Publicum, antwortete er, wird aber nicht nach der Zeit fragen, die ich darauf verwandt habe. Ein andermal sagte er eben dieses von der Nachwelt.

XXIII.

Mademoiselle de Lamoignon fand es nicht für gut, daß Despreaux Satyren machte, weil sie die christliche Liebe beleidigen: Aber wollten Sie mir nicht erlauben, sagte er eines Tages zu ihr, Satyren wider den Großtürken, einen ungläubigen Prinz und Feind unserer Religion, zu machen? Wider den Großtürken? erwiederte die Lamoignon, das ist ein regierender Herr, und man muß nie die Achtung aus den Augen setzen, die man Personen von diesem Range schuldig ist. Aber wider den Teufel? das werden Sie mir doch erlauben, fuhr Despreaux fort: Nein, antwortete sie, nachdem sie es ein wenig überlegt hatte, man muß von gar niemand übels reden.

XXIV.

Despreaux befand sich in einer Frauenzimmergesellschaft, wo man von der Eroberung der Festung Mons sprach. Da er aufstand und fortgehen wollte, hielt ihn eine von den Damen zurück, und sagte: Mein Herr, wir lassen Sie nicht von der Stelle, bis Sie uns ein Quatrain auf diese neue Eroberung unsers großen Königs gemacht haben. Despreaux wehrte sich, so viel er konnte; da es ihm aber nichts half, ließ er folgende vier Verse laufen:

Mons etoit, disoit-on, pucelle,
Qu'un Roi gardoit avec le dernier soin;
Louis le Grand en eut besoin:
Mons se rendit; vous auriez fait comme elle.

„Mons war, wie man sagt, eine Jung„fer, die von einem Könige mit äußerster „Sorgfalt gehütet ward; Ludewig der „große wollte sie gern haben: Mons er„gab sich; ihr würdet es eben so gemacht „haben.„

XXV.

Despreaux sagte zu seinem Bruder, dem Abt, dessen Schreibart freyer als seine Sitten waren, daß er sich zur italiänischen Comödie geschickt hätte, wenn er nicht ein Doctor der Sorbonne wäre.

XXVI.

Die größten Männer sind die, die ihre Fehler am besten einsehen, und sich am wenigsten dieselben zu gute halten. **Die Critiken, die ich am meisten fürchte, sagte Despreaux, sind die, die ich mir selber mache.**

XXVII.

Despreaux pflegte zu sagen: Da die Kaufleute doch eine gemalte Tafel vor ihren Laden setzen müssen, so ist ein schlechter Maler immer noch zu etwas nütze; aber ein mittelmäßiger Poet ist zu nichts zu gebrauchen.

XXVIII.

Als der Herzog von Montausier den Despreaux bey Hofe antraf, sagte er zu ihm: Ich habe Ihre Werke mit Vergnügen gelesen; niemand kann sie höher achten, als ich; aber ich muß Ihnen noch sagen, daß Sie zu viel Personen angreifen. Der Marschall von Crequi, der eben gegangen kam, blieb stehen, um diese Unterredung mit anzuhören. Was! sagte er zum Herzog von Montausier, Sie tadeln den Despreaux, daß er so viel schlechte Poeten tadelt? Wir sollten uns alle bey ihm bedanken; sie werden sich bessern, oder er wird sie uns vom Halse schaffen.

XXIX.

Liniere, den man den Atheisten von Senlis nannte, war in nichts glücklich, als in Gedichten wider die Religion und die Sitten. Despreaux

sagte

sagte daher eines Tages zu ihm, daß er weiter keinen Witz habe, als wider Gott.

XXX.

Als einst Racine bey mir zu Auteuil war, sagt Despreaux, kam Tourreil und zog uns über eine Stelle des Demosthenes zu Rathe, die er auf sechserley Art übersetzt hatte, von denen immer eine unnatürlicher und schwülstiger als die andere war: Ha! der Stümper, sagte Racine heimlich zu mir, der wird den Demosthenes erst zum starken Redner machen.

XXXI.

Ein junger Geistlicher, der mit dem Despreaux von geistlichen Pfründen sprach, und nicht zufrieden war, daß einer viele zugleich besaß, sagte: Wie ist es möglich, daß diese und jene, die für geschickte Leute gehalten werden, und es in der That sind, sich so verblenden können, als sie wirklich thun? Wenn sie die Lehre der Apostel, die Aussprüche der Concilien, für wahr annehmen, so müssen sie auch wissen, was für Gefahr mit dem Besitz vieler Beneficien zugleich verbunden ist. Ich habe den geistlichen Stand ergriffen, und bin, ohne mich zu rühmen, aus einem der vornehmsten Häuser in Touraine; ein Mann von gutem Stande hat eine Art von Pflicht, seiner Geburt gemäß zu leben; aber, ich versichere Sie, daß ich zufrieden seyn will, wenn ich eine Abtey erhalten habe, sollte sie mir auch nicht mehr als tausend Thaler eintragen; nichts, wenn es auch noch so viel Reize

hätte, soll meinen Entschluß wankend machen. Einige Zeit darnach zeigte sich eine Abtey mit siebentausend Livres Einkünften, die er durch Vermittelung seines Bruders erhielt. Den folgenden Winter war wieder eine da mit achttausend Livres, und er erhielt sie gleichfalls. Unterdessen ward wieder ein schlechtes Priorat von sechstausend Livres ledig; der Wind war ihm bisher günstig gewesen: er versuchte es also noch einmal, und fand Mittel, darzu zu gelangen. Despreaux, der ihn so wichtige Beneficien, eins nach dem andern wegschnappen sah, besuchte ihn, und sagte: Nun, mein Herr Abt, wo sind die Zeiten der Redlichkeit und der Unschuld hin, wo Sie den Besitz vieler Beneficien für so gefährlich hielten? Ach! mein Herr, antwortete ihm der Abt, wenn Sie wüßten, wie gut sichs leben läßt! O ich zweifle nicht daran, erwiederte Despreaux, daß sichs gut leben läßt: aber sterben, mein Herr Abt, sterben? . .

XXXII.

Der Herr de Saignelai ließ sich eines Tages mit dem Despreaux in einen Streit über eine poetische Materie ein. Da er nun den Poeten mit allerhand Argumenten, die nicht viel werth waren, eine Weile herumgezogen hatte, und ihn in die Enge getrieben zu haben glaubte, sagte er mit einer höhnisch lachenden Mine: Nun, antworten Sie, antworten Sie mir darauf! Da Boileau sahe, daß man sich zu viel darauf zu gute that, hatte er das Herz, zu sagen: „Mein Herr,

„ich habe aus der Poesie mein Hauptstudium ge„macht; man räumt mir auch durchgängig ein, „daß ich mit einiger Einsicht davon geschrieben „habe: Wenn Sie nun wollen, daß ich Ihnen „antworten soll, so müssen Sie sich zuvor wenig„stens drey Tage hinter einander unterrichten las„sen.„ Der Poet führte ihm hierauf sechs der wichtigsten Lehren des Aristoteles an; und der Minister sahe, daß er nichts dagegen aufbringen konnte. Die ganze Gesellschaft lachte heimlich, und Racine sagte im Weggehen zum Despreaux: O Sie sind ein braver Mann! Achilles selbst hätte nicht tapferer gefochten, als Sie.

XXXIII.

Der Marschall de la Feuillade zeigte dem Despreaux einige Verse, die diesem nicht gefielen. Sie sind sehr zärtlich, sagte der Marschall zu ihm, daß Sie ein Gedicht nicht billigen wollen, das der König und die Dauphine vortrefflich befunden haben. Ich zweifle nicht, antwortete Despreaux, daß der König nicht sehr geschickt sey, Städte zu erobern, und Schlachten zu gewinnen; ich zweifle eben so wenig, daß die Dauphine nicht eine verständige und Einsichtsvolle Prinzessinn sey; aber mit Ihrer Erlaubniß, mein Herr Marschall, ich glaube, daß ich mich auf die Verse eben so gut verstehe, als Sie. Der Marschall läuft damit so gleich zum Könige, und sagt ihm voller Eifer und Aergerniß: Sire, erstaunen Sie nicht über die Unverschämtheit des Despreaux, der sich ein wenig

besser auf die Verse zu verstehen vorgiebt, als Eure Majestät? O! wenn es das ist, antwortete der König, so thut mir es leid, daß ich Ihnen sagen muß, daß Despreaux Recht hat.

XXXIV.

Despreaux beschrieb einen Menschen, der sehr langsam redete, folgender Gestalt: Ja und Nein sind lang, wenn er sie ausspricht, und diese beyden einsylbichten Wörter werden in seinem Munde zu Perioden. Der Marschall von Grammont hält dieses für das beste, was Despreaux in seinem ganzen Leben gesagt hat.

XXXV.

Ein Mensch, der einen sehr guten Kopf, aber nichts studirt hatte, sagte einst in Gegenwart des Despreaux, er wolle lieber einen Bart scheeren, als ein Gedicht machen lernen. Was ists mit den Versen, sagte er, und was fängt man damit an? Eben darinne, erwiederte Despreaux, bewundere ich die Poesie, daß, da sie zu nichts nütze ist, sie dennoch das Vergnügen aller vernünftigen Leute macht.

XXXVI.

Despreaux folgte dem Könige auf dem Feldzuge nach Gent. Da er unterwegens mit dem Sohne des großen Conde zusammen kam, sagte dieser Prinz zu ihm: In Wahrheit, die Menschen sind doch große Thoren, daß sie so der Ehre nachlaufen, die doch im Grunde nichts als eine Chi-

märe ist, die man nicht eher als nach dem Tode genieſt. Welcher Mensch, fuhr er fort, kann sich schmeicheln, den Ruhm eines Alexanders zu erreichen? Dieser Name hat und wird stets die größten Namen verdunkeln. Kennen Sie einen, der unter den Menschen so viel Aufsehens gemacht habe? Ja, Monseigneur, antwortete Despreaux, und Sokrates ist es. Dieser Philosoph, ob er gleich nichts geschrieben hat, gehet dennoch mit dem Weltbezwinger in gleichem Schritte, was den Ruhm anbetrifft. Der Herzog rufte hierauf zum Spaß einen Bauer, und fragte ihn, ob er den Alexander kennete? O ja, gnädiger Herr, gab dieser zur Antwort, es war ja wohl ein großer König. Und wer war Sokrates? der Bauer schüttelte den Kopf, und schwieg. Der Herzog glaubte damit gewonnen zu haben; aber Despreaux sagte: Ich appellire an einen andern Bauer.

XXXVII.

Als Despreaux dem Könige ein Stück aus seiner Lebensgeschichte in Gegenwart einiger Hofleute vorlas, hieß ihn Se. Majestät bey dem Worte rebrousser, welches dieser Prinz nicht leiden konnte, inne halten. Es betraf die Begebenheit, da der König nach Flandern zu marschiren sich stellte, plötzlich aber umgekehrt war, (avoit rebroussé chemin) und sich nach Deutschland gewendet hatte. Alle Hofleute stimmten dem Einwurfe des Prinzen bey, und selbst Racine redete die Hofsprache auf Unkosten seines Freundes.

Aber Despreaux vertheidigte den Ausdruck mit geziemender Ehrerbietung, indem er dem Könige sagte, daß man, wenn nur ein Wort in der Sprache eine Sache auszudrücken wäre, dieses Wort behalten müsse, so rauh und widerwärtig es auch klingen möchte.

XXXVIII.

Despreaux aß nirgends, selbst bey seinen besten Freunden nicht, wenn er nicht gebeten war. Er pflegte zu sagen, daß der innerliche Stolz das Eigenthum rechtschaffener Leute; der äußerlich affectirte Stolz aber nur eine Eigenschaft der Thoren sey.

XXXIX.

Unter allen Sinngedichten, die jemals sind gemacht worden, achtete Despreaux das folgende am meisten:

Cy git ma Femme: Ah qu'elle est bien!
Pour son repos, & pour le mien.

„Hier liegt mein Weib: Wie wohl ist ihr!
„Sie ruhet sanft: wie wohl ist mir!

XL.

Als Puimorin von zween reichen Juden zu Gaste gebeten war, suchte er zu Mittage seinen Bruder Despreaux auf, und bat ihn, mitzugehen, indem es diesen Herren sehr lieb seyn würde, ihn kennen zu lernen. Despreaux, der eben den Kopf voll hatte, sagte ihm, daß er nicht aufgeräumt ge-

nug

nug zum Schmausen wäre. Puimorin setzte ihm aber so lange zu, daß endlich Despreaux ungeduldig ward, und in einem hitzigen Tone zu ihm sagte: Ich mag nicht mit solchen Schelmen essen, die unsern Heyland gekreuzigt haben. Ach, mein Bruder, rief Puimorin aus, und stampfte mit dem Fuß auf die Erde, warum erinnern Sie mich nicht eher daran, als bis das Essen schon auf dem Tische steht, und diese armen Leute auf mich warten.

XLI.

Der große Conde ließ öfters gelehrte Leute zu sich nach Chantilli kommen, und unterhielt sich mit ihnen von ihren Arbeiten, über die er sehr gut zu urtheilen wußte. Wenn er bey dergleichen gelehrten Unterredungen Recht hatte, so sprach er überaus gnädig und leutselig; wenn er aber Unrecht hatte, so mußte man sich auch sehr in Acht nehmen, daß man ihm nicht widersprach. Sein Feuer ward dabey so heftig, daß man wohl sahe, wie gefährlich es sey, ihm den Sieg streitig zu machen. Despreaux erschrack einst so sehr über seine funkelnden Augen, als er sich mit ihm stritt, daß er aus Klugheit nachgab, und heimlich zu seinem Nachbar sagte: Künftig werde ich allezeit der Meynung des Prinzen seyn, wenn er Unrecht hat.

XLII.

Boileau liebte die Gesellschaft, und fand sich allemal pünctlich ein, wenn er bestellt war: Ich lasse nie auf mich warten, sagte er, weil ich ange-

merkt habe, daß die Fehler eines Menschen sich stets vor den Augen desjenigen zeigen, der auf ihn wartet.

XLIII.

Der Buchhändler Barbin hatte sich eine Freude daraus gemacht, den Despreaux auf einem sehr kleinen Landhause, das ihm aber ungemein gefiel, zu bewirthen. Als sie gegessen hatten, führte er ihn in den Garten, der sehr zierlich, aber eben so klein als das Haus war. Despreaux, der darinne rings herum gegangen war, rufte seinen Kutscher, und befahl ihm anzuspannen. Ey, warum denn? sagte Barbin, warum wollen Sie mich so bald verlassen? Um in die freye Luft nach Paris zu kommen, antwortete Boileau.

XLIV.

Despreaux hatte eines Tages einen sehr heftigen Streit mit seinem Bruder dem Canonicus, welcher ihm ziemlich dreust Lügen strafte. Ihre gemeinschaftlichen Freunde wollten wieder Friede zwischen ihnen stiften, und baten den Despreaux, es seinem Bruder zu vergeben: Von Herzen gern, antwortete er, weil ich mich in der Gewalt gehabt, und ihm keine Grobheit gesagt habe; wenn mir aber eine entfahren wäre, so würde ich ihm Zeitlebens nicht vergeben.

XLV.

In den gelehrten Streitigkeiten, die sich in der Akademie erhoben, fand Despreaux insgemein die stär-

stärkere Anzahl wider sich, weil er mit Mitbrüdern umgeben war, die wenig geneigt waren, seiner Meynung zu seyn. Doch hatte er eines Tages einmal gesiegt, und wenn er diesen Sieg erzählte, setzte er mit lauter Stimme hinzu: Alle waren meiner Meynung, und ich erstaunte darüber, denn ich hatte Recht, und ich war es, der Recht hatte.

XLVI.

Despreaux war im Umgange nicht satyrisch; weßwegen die Frau von Sevigne sagt, er sey nur in Versen grausam.

XLVII.

Vom Marquis de Termes sagte Despreaux, daß er beständig nach dem Sinne anderer sey, und daß darinne die Kunst zu leben bestünde.

XLVIII.

Despreaux las seine Verse vollkommen gut, und gab stets im Lesen auf seine Zuhörer Achtung, um die Stellen zu merken, durch die sie am meisten gerührt wurden. Eines Tages hatte er den Oberpräsident von Harlai zum Zuhörer, der unbeweglich saß, und nachdem das Stück vorgelesen war, ganz frostig sagte: Das sind schöne Verse. Die heftigste Critik würde weniger anzüglich gewesen seyn, als dieser Lobspruch.

XLIX.

Der Brief über die falsche Schamhaftigkeit, ist an den Herrn Arnauld gerichtet. Der Poet,

der insgemein sehr spät aufstand, war noch im Bette, da er diesen Brief das erstemal dem Doctor vorlas. Als er zu diesem Verse gekommen war,

Le moment où je parle est déja loin de moi,

„Der Augenblick, in dem ich rede, ist schon
„weit von mir weg.„

las er ihn in einem flüchtigen und schnellen Tone her, um die Geschwindigkeit der Zeit auszudrücken, mit welcher sie flieht. Der ernsthafte Arnauld, der über die Leichtigkeit dieses Verses erstaunte, fuhr vom Stuhle auf, lief in dem Zimmer geschwind hin und her, wie ein fliehender Mensch, und wiederholte immer den Vers:

Le moment où je parle est déja loin de moi.

Dieser Vers ist eine Uebersetzung von einem Verse des Persius:

Fugit hora, hoc quod loquor inde est.

L.

Als man dem Despreaux die Nachricht brachte, daß er die Geschichte des Königs zu schreiben ernannt sey, und eine gute Besoldung erhalten solle, sagte er: Als ich das Handwerk eines Satyrenschreibers trieb, das ich doch so ziemlich verstand, so drohete man mir mit Stockschlägen; ietzt giebt man mir eine Besoldung, um das Handwerk

eines Geschichtschreibers zu ergreifen, von dem ich gar nichts verstehe.

LI.

Als Despreaux den König bey der Armee begleitete, und von einem langen Marsche sehr müde geworden war, warf er sich, da sie ins Quartier kamen, auf ein Bette, ohne daß er etwas zu essen begehrte. Der Herr de Cavoye gieng, nachdem der König gespeist hatte, zu ihm, und sagte mit einer bestürzten Mine, daß er ihm eine schlimme Nachricht zu bringen habe: der König, fuhr er fort, ist mit Ihnen nicht zufrieden; er hat heute etwas bemerkt, das Ihnen großen Schaden thut. Und was denn? fragte Boileau ganz erschrocken. Ich unterstehe mich kaum, es Ihnen zu sagen, antwortete Cavoye, ich kann meine Freunde nicht gern traurig machen. Nachdem er ihn nun eine Weile in Unruhe gelassen hatte, sagte er: Nun, weil ich es Ihnen denn sagen soll, so wissen Sie nur, der König hat bemerkt, daß Sie ganz die queere auf dem Pferde sitzen. O wenn es weiter nichts ist, antwortete Boileau, so lassen Sie mich immer schlafen.

LIII.

Der König sagte eines Tages zum Despreaux: was ist denn das für ein Prediger, den man le Tourneux nennt? Man sagt, daß ihm alles zuläuft; ist er denn so geschickt? Sire, antwortete Despreaux, Eure Majestät wissen, daß man allemal dem nachläuft, was neu ist: es ist ein Prediger,

diger, der das Evangelium predigt. Der König verlangte, daß er ihm seine Meynung im Ernst sagen sollte, und Boileau gab zur Antwort: Wenn er auf die Kanzel kommt, so erschrickt man für seiner Heßlichkeit, daß man ihn lieber wieder herunter gehen sähe; und wenn er angefangen hat zu reden, so wünscht man, daß er droben bleiben möchte.

LIV.

Als Despreaux ein neues Werk herausgegeben hatte, und man ihm sagte, daß die Kunstrichter sehr schlecht davon urtheilten, antwortete er: desto besser, von schlechten Werken nimmt man sich nicht die Mühe zu reden.

LV.

Obgleich Despreaux sein Haus zu Auteuil sehr lieb hatte, und eben nicht Geld brauchte, so ließ er sich doch vom Herrn le Verrier bereden, es ihm zu verkaufen, der ihm aber dabey versprach, daß er beständig Herr darinne seyn, und sich ein Zimmer auslesen möchte, welches er bewohnen könnte, so oft, oder so lange er wollte. Vierzehen Tage nach dem Verkauf kam Boileau wieder dahin, gieng in den Garten, und da er den bedeckten Gang, unter welchem er sich aufzuhalten pflegte, wenn er über etwas nachdachte, nicht fand, rufte er den Gärtner Anton, und fragte, wo sein Gang wäre. Anton sagte, daß er ihn auf Befehl des Herrn le Verrier habe wegschaffen müssen. Despreaux besann sich einen Augenblick, stieg wieder in seinen

Wagen,

Wagen, und sagte: Was will ich hier, da ich nicht mehr Herr bin? und nach diesem kam er auch nicht wieder.

LVI.

Die Antrittsrede, die Despreaux in der französischen Akademie hielt, fand nicht großen Beyfall, und gab Gelegenheit zu folgendem Sinngedichte:

Boileau nous dit dans son Ecrit,
Qu' il n' est pas né pour l' éloquence;
Il ne dit pas ce qu' il en pense,
Mais je pense ce qu' il en dit.

„Boileau sagt uns in seiner Rede, daß „er zur Beredsamkeit nicht gemacht sey; er „sagt nicht, was er denkt; aber ich denke, „was er sagt.„

LVII.

Despreaux hörte sich gern loben, aber er wollte es fein und am rechten Orte haben. Wenn man ihn zur Unzeit und gerade zu lobte, pflegte er zu sagen: Man macht mich nicht stolz. (impertinent.)

LVIII.

Als Despreaux einst den Chapelle fragte, was er von seinen Werken hielte, gab ihm dieser witzige Trinker zur Antwort: Du bist ein Ochse, der seine Furchen gut zu ziehen weiß.

LIX.

Despreaux, der dem Liniere gern eins versetzen wollte, sagte, die beste Handlung, die Liniere in seinem ganzen Leben gethan habe, sey gewesen, daß er das Wasser aus einem Weyhfasse ganz ausgetrunken habe, in welches eine seiner Maitressen die Spitze ihres Fingers getaucht hatte.

LX.

Als Carl XII, König in Schweden, die Stelle in dem ersten Briefe des Boileau las, wo er Alexandern einen Unsinnigen nennt, zerriß er das Blatt aus Bosheit.

LXI.

Ueber die letzten Werke des Boileau, die weit unter den andern stehen, hat man folgendes Triolet gemacht:

Ce Boileau, qui fut autrefois
Le Chaſſe-coquin du Parnaſſe,
N'eſt plus ſur l'Helicon françois
Ce Boileau qui fut autrefois.
Phébus le voyant aux abois,
Dit aux Muſes: Vite qu'on chaſſe
Ce Boileau, qui fut autrefois
Le Chaſſe-coquin du Parnaſſe.

„Der Boileau, der ehemals Bettelvogt „auf dem Parnaß war, ist nicht mehr auf „dem französischen Helicone. Phöbus, der „ihn ganz von Kräften gekommen sah, sagte

„zu

„zu den Musen: Geschwind jagt mir den „Boileau fort, der ehemals Bettelvogt auf „dem Parnaß war.„

LXII.

Despreaux ward unter einer sehr zahlreichen Begleitung zur Erde bestattet, und eine gewisse Frau, die sich darüber wunderte, sagte: Er muß doch viel Freunde gehabt haben; man sagt gleichwohl, daß er allen Leuten alles Böse nachgeredet habe.

LXIII.

Robin, ein Poet aus Languedoc, der einige sehr artige Werkchen verfertigt hat, ist der Verfasser von folgendem Sinngedichte:

Ce critique fameux qu'on appelloit Boileau,
Pour le droit qu'il avoit de boire en l'hypocrene,
Comme dans les eaux de la Seine,
Repose avec sa Muse au creux de ce tombeau.
Mais quand nos voeux pourroient le placer près des Anges,
En disant pour son ame un seul *De profundis*;
Passant, que feroit-il étant en Paradis,
Où l'on n'est occupé qu'à chanter des louanges?

„Der berüchtigte Kunstrichter, den man „Boileau nannte, der das Recht hatte, aus

„der

„der Hypocrene, so wie das Wasser aus der „Seine zu trinken, ruhet mit seiner Muse „in der Höhle dieses Grabes. Sage „Wanderer, wenn wir auch durch ein ein„ziges De profundis seiner Seele in den „Himmel helfen könnten, was er da ma„chen sollte, wo man nichts als Loblieder „singt?„

LXIV.

Ein gewisser Schriftsteller wünscht, daß alle, die in Versuchung gerathen, Verse zu machen, das Bildniß des Boileau mit dieser Ueberschrift vor sich haben möchten:

Tel fut notre grand Satyrique.
Quiconque à la rime s'applique,
Doit avoir un portrait si beau;
Et pour mieux se tenir en garde,
Ecrire au-dessous du tableau:
Rimeur, Despreaux te regarde.

„So sahe unser großer Satyrenschreiber „aus. Ein ieder, der sich aufs Versema„chen legt, sollte ein so schönes Bildniß be„sitzen; und um sich besser in Acht zu neh„men, unter dasselbe schreiben: Reimer, „Despreaux sieht dich an.

LXV. *

Man liest vom Boileau, daß er als ein Kind auf dem Hofe gespielt und gefallen sey. Es über-

überschlug sich dabey sein Röckchen, und ein kalekutischer Hahn hackte denselben mit seinem Schnabel verschiedenemal auf einen sehr zarten Theil des Leibes. Boileau empfand sein ganzes Leben hindurch diesen schmerzlichen Zufall; und man will behaupten, daß seine Strenge der Sitten, sein Mangel am Gefühl der Zärtlichkeit, seine Satyre wider die Weiber, wider den Lully, Quinault, und alle verliebte Gedichte, daher rühre.

Richard Simon,

geb. zu Dieppe 1638, gest. 1712.

I.

Simon, der bisher sich bey den Vätern des Oratorii aufgehalten hatte, und kein Predigeramt hatte annehmen wollen, mußte endlich seinem General gehorchen, und sich nach Meaux begeben, um daselbst ordinirt zu werden. Er kam daselbst gegen Mittag, nebst zwey andern Candidaten an. Als der Herr de Ligni, der damals Bischof der Diöces war, diese Patres zu so ungewöhnlicher Stunde kommen sah, glaubte er, daß es Ignoranten wären, die so durchschlüpfen wollten. Er befahl also einem von den Examinatoren, den er bey sich zu Tische behalten hatte, daß er sie nicht schonen solle. Nachdem das Zeichen gegeben, und die gewöhnlichen Complimente ge-

macht waren, wandte sich der Examinator an den Pater Simon, den er für den besten unter den dreyen hielt, und sagte mit großer Ernsthaftigkeit zu ihm: Ich will nicht erst fragen, ob sie Latein verstehen; ich weiß, daß man bey ihnen guten Unterricht, nach der neuern Methode, darinne giebt, und daß so wenig Pedanterey in ihren Schulen herrscht, daß viel andere eifersüchtig darauf werden. Doch, dem sey wie ihm wolle: Horaz wird immer seine Schwierigkeiten haben. Erklären Sie mir die erste Satyre; hier haben Sie das Buch. Da der Herr Simon diese Satyre sehr gut erklärt hatte, fuhr der Examinator fort: Aber, wie siehts mit der Philosophie aus; es wird Ihnen daran nicht fehlen. Simon, der wirklich die Philosophie lehrte, antwortete ihm ganz bescheiden, daß er, was die Philosophie anbeträfe, noch alle Tage darinne studire. Der Examinator legte ihm darauf ein spitziges Argument vor. Simon nahm es an, trieb es durch ein subtiles distinguo auseinander, und schlüpfte, wie durch eine Bresche in der Mauer, durch. Ha! Sie haben Philosophie, sagte der Examinator; hüten Sie sich nur vor einer gewissen närrischen und seltsamen carthesischen Philosophie, welche viel Leuten die Köpfe verrückt. Ich bin ein Peripatetiker, antwortete Simon, damit ich zu leben habe; und ich, damit ich Geld verdiene, setzte der Examinator hinzu. Ich will nicht eben sagen, fuhr er fort, als ob Cartesius, wenn er in griechischer Sprache, fein dunkel, und vor zweytausend Jahren geschrieben

ben hätte, so daß seine Lehrsätze von niemand gelesen und verstanden würden, mehr Anhänger haben würde, als er iezt hat, da ihn alle Welt liest und versteht — Doch dieses bey Seite gesetzt: Sie verstehen doch auch Theologie? Ich zweifle zwar nicht, ihre ersten Väter waren alle Doctoren und große Theologen, und ein Prediger des Oratorii ohne Theologie, wäre schlimmer, als ein Franciscaner ohne Latein. Nachdem dieser Einfall ein wenig belacht worden war, that der Examinator eine Frage, wie sie damals Mode war, an ihn, um seinen Glauben zu erforschen; da er ihn aber orthodox, und nicht als einen Jansenisten fand, verließ er diese spitzigen Fragen, um auf etwas gründlicheres zu kommen. Man findet, rief er aus, Philosophen und Theologen genug unter dem geistlichen Stande; man sieht aber nicht, daß sich iemand auf die orientalischen Sprachen legt, und daß man die heil. Schrift in ihrer Grundsprache liest. Ach, welch Vergnügen, Monseigneur! setzte er hinzu, indem er sich gegen den Prälaten wandte, welch Vergnügen, die heiligen Bücher in ihrer Originalsprache zu lesen, und was für Süßigkeit, was für Reize hat die hebräische Sprache für die Gelehrten! Der Prälat, der ein wenig die Augen niederschlug, antwortete: Ich habe es immer von denen Herren de Muys und de Flavigni so gehört, welche alle beyde sehr gelehrte Hebräer waren. Der Examinator, der sich nun wieder zu dem Herrn Simon wandte, fragte ihn, ob er keinen Geschmack an dieser schönen Sprache

hätte? Simon, dem der Mund voll Wasser lief, antwortete, daß er ein weniges davon verstünde, und daß er von Jugend auf die heiligen Bücher fleißig und gern gelesen hätte. Ey, das erfreuet mich, erwiederte der Examinator, und wie wenig Leute giebt es, die so richtig und anständig denken, als Sie! Nun, weil es denn so ist, so will ich gegen Sie mit dem nicht zurück halten, was ich davon weiß. Sermonem habes non publici saporis, & quod rarissimum est, amas bonam mentem, non fraudabo te arte secreta. Sagen Sie mir unterdessen wie das erste Buch Mosis auf hebräisch heißt? Auf hebräisch, antwortete Simon, heißt es Bereschit. Nun hub sich der Streit an; man gieng tiefer in die Materie hinein; man erhitzte sich zu beyden Theilen; man schrie, was man schreyen konnte; man bezog sich auf die Polyglotten, auf die alten und neuen Rabbinen. Der Examinator, der über eine so tiefe Gelehrsamkeit ganz támisch ward, wußte kaum mehr zu antworten. Simon drang immer schärfer auf ihn ein, stieß ihn hin und her, und gab ihm keinen Pardon. Der Examinator wankte, stolperte und fiel zu Boden. Simon schonte noch nicht, und hieb immer noch tapfer auf ihn los. Der Prälat, der sich bald zu tode lachen wollte, hätte es gern gesehen, daß der Streit noch lange gedauert hätte; aber der Haushofmeister, dem er zu lange währte, murrete, und sagte, daß das Essen auf dem Tische stünde, und kalt werden würde. Der Herr de Ligni, der endlich zum Mitleiden gegen den

Ueber.

Ueberwundenen bewogen ward, da er ihn so tüchtig zugedeckt sahe, gab dem Herrn Simon seinen Segen, mit der Versicherung, daß er ihn und seine Mitbrüder, ohne weiteres Examen, den folgenden Tag ordiniren wolle. Der Prälat setzte sich zur Tafel, der Examinator trat zum Feuer und trocknete sich den Schweiß ab, und Herr Simon lachte im Herzen, und gieng mit seinen Begleitern wieder in sein Quartier.

II.

Der Herr Simon war schon seit einiger Zeit wieder nach Dieppe zurück gekehrt, und lebte da in einer sehr großen Einsamkeit, da er überhaupt alles Geräusche und Lärmen hassete, als er von der Krankheit überfallen ward, an welcher er starb. Der Herr de la Martiniere erzählt uns die Ursache davon. Er hatte einen beträchtlichen Haufen von Anmerkungen über die heil. Schrift bey sich. Dadurch war er bey dem Aufseher des Orts verdächtig gemacht worden, so daß ihn dieser zu sich kommen ließ, und ihn über die Werke, die er unter den Händen hätte, zur Rede setzte; er ließ sich dabey verlauten, als ob man sich seiner Papiere bemächtigen, und dieselben untersuchen würde. Simon, der darüber in Unruhe und Furcht gerieth, packte seine Papiere in einige große Fässer, ließ sie in der Nacht über die Mauern der Stadt, wo sie sehr niedrig waren, rollen, und verbrannte sie auf einer Wiese, ohne daß er seinen Freunden ein Wort davon sagte, die ohne Zweifel bessere Mittel würden

gewußt haben, seine Schriften von der ihnen gedroheten Untersuchung zu retten. Der Gram über einen so beträchtlichen Verlust, und die Unruhe, die ihm die Ausführung seines Entschlusses gemacht hatte, verursachten ihm ein Fieber, das ihn ins Grab stürzte.

III.

Simon hatte auf die Trennung der Griechen vom Pater Maimbourg geschrieben: Wenig Zeug, viel Stickerey.

Nicolaus Malebranche,

geb. zu Paris 1638, gest. 1715.

I.

Der Pater Malebranche legte sich auf die Kirchengeschichte, und zwar auf Anrathen des P. le Cointe, Verfassers der Jahrbücher der französischen Kirche; aber die verschiedenen Begebenheiten wollten sich nicht in seinem Kopfe neben einander vertragen; eine verdrang vielmehr die andere, und eine unnütze Arbeit machte ihm bald die ganze Sache zum Ekel. Der Pater Simon wollte diesen Deserteur der Geschichte für die Critik anwerben, und der P. Malebranche betrat unter seiner Aufführung diese neue Bahn, die wenig von der andern unterschieden ist. Er machte auch darinne nicht große Progressen. Als er eines Tages

ges in den Buchladen kam, zeigte ihm der Buchhändler den neu herausgekommenen Tractat über den Menschen vom Cartesius. Er war 26 Jahr alt, und kannte den Cartesius nur dem Namen nach, und aus einigen Einwürfen, die bisher wider seine philosophischen Schriften waren gemacht worden. Er fieng an in dem Buche zu blättern, und sahe gleichsam seinen Augen ein neues Licht aufgehen. Er fand eine Wissenschaft darinne, von der er noch gar keinen Begriff hatte, und glaubte, daß sie sich für seinen Geschmack schicke. Die scholastische Philosophie, die er bisher mit vielem Fleiße studirt hatte, war ihm kaum so viel nütze gewesen, als das bloße Anschauen eines einzigen Bandes vom Cartesius. Er kaufte demnach das Buch, las es, und zwar, welches kaum zu glauben, mit solcher Begierde und Entzückung, daß ihm das Herz zu schlagen anfieng, so daß er es einigemal hinlegen mußte. Er legte sich von Stund an blos auf die cartesianische Philosophie, und legte alle andern Wissenschaften bey Seite. Wenn ihm seine Freunde und Mitbrüder, die Geschichtschreiber und Critiker, denen dieses alles sehr düstern vorkam, Vorwürfe darüber machten, fragte er sie, ob Adam nicht eine vollkommene Wissenschaft besessen habe; und da sie dieses nach der gemeinen Meynung der Theologen eingestanden, so sagte er ihnen, daß diese vollkommene Wissenschaft nicht in der Critik oder Geschichtskunde bestanden habe, und daß er sonst nichts wissen möchte, als was Adam gewußt habe.

II.

Als der Herr Arnauld einige Schriften wider den P. Malebranche herausgegeben hatte, so schrieb dieser einen kleinen Traktat, in welchem er beweisen wollte, daß der Doctor keins von den Büchern, die unter seinem Namen wider den P. Malebranche herausgekommen wären, geschrieben habe. Man brauche, sagt er, dieses zu beweisen, weiter nichts, als anzunehmen, daß Arnauld die Wahrheit gesagt habe, wenn er vor Gott bezeugt, daß er stets ein aufrichtiges Verlangen gehabt, die Meynung derer zu treffen, wider die er gestritten, und daß er sich stets gehütet habe, falsche Vorstellungen von den Büchern und ihren Verfassern zu machen.

Nun aber legt ihm der Pater Malebranche einen Haufen Stellen vor, die er theils verstümmelt, theils vorsetzlich verdreht hat, und beweißt daraus, daß der, der den Schwur gethan hat, diese Bücher nicht könne geschrieben haben.

III.

Der P. Malebranche unterredete sich mit dem Despreaux wegen des Streits mit dem Herrn Arnauld über die Ideen, und gab vor, daß ihn Arnauld niemals verstanden habe. Ey! gab ihm Boileau zur Antwort, von wem verlangen Sie denn, daß er Sie verstehen soll?

IV.

Der P. Malebranche sagte, wenn man ihm wider die Journalisten zu Trevoux, die ihn angegriffen

griffen hatten, zu schreiben rieth: Ich streite mich nicht mit Leuten, die alle Wochen oder alle Monate ein Buch fertig machen.

V.

Es kam kein fremder Gelehrter nach Paris, der nicht dem P. Malebranche seinen Besuch gab. Man sagt, daß deutsche Prinzen ihm zu Gefallen nach Frankreich gereist sind; und in dem Kriege mit dem Könige Willhelm, sagte ein englischer gefangener Officier, daß er sich damit tröste, daß er nach Paris gekommen sey, weil er beständig gewünscht habe, den König Ludewig den XIV und den Pater Malebranche zu sehen.

VI.

Der P. Malebranche stellt in seinen Betrachtungen über die præmotionem physicam, dieselbe unter einem Gleichnisse vor, das wenigstens eben so bündig, und gewiß zehnmal begreiflicher ist, als alle metaphysische Schlüsse. Ein Künstler, sagt er, hat eine Statüe gemacht, deren Kopf, vermittelst eines Gelenkes, beweglich ist, und sich ehrerbietig vor ihm beugt, wenn er an einem Bindfaden zieht. Er freuet sich über das Neigen der Bildsäule, so oft er an dem Bindfaden gezogen hat; aber da es ihm einmal nicht gelegen ist zu ziehen, so macht ihm auch die Statüe kein Compliment, und er schlägt sie im Zorn entzwey.

VII. *

Als man einst wider den Pater Malebranche behauptete, daß die Thiere dem Gefühl des Schmerzens unterworfen wären, gab er scherzend zur Antwort: **Sie werden wahrscheinlicher Weise von dem verbotenen Heu gefressen haben.**

Franciscus Salignac de la Motte Fenelon,

geb. in Perigord 1651, gest. 1715.

I.

Niemand liebte sein Vaterland mehr, als Fenelon; unterdessen konnte er nicht leiden, daß man ihm auf Unkosten der Rechte, die die Menschlichkeit fodert, zu dienen suchte, oder daß man die Verdienste anderer Völker herunter machte, um seine Nation zu erheben: Ich liebe, sagte er, meine Familie mehr als mich selbst; ich liebe mein Vaterland mehr als meine Familie; das menschliche Geschlecht aber liebe ich noch mehr als mein Vaterland.

II.

Der Herr de Fenelon sprach beständig mit Achtung und Bescheidenheit von seinen Widersachern. Als ich eines Tages mit ihm von den engli-

englischen Schriftstellern sprach, sagt der Herr de Ramsai, fragte er mich um den Charakter des Locke. Ich machte ihm eine Beschreibung von diesem Philosophen, und schloß mit diesen Worten: Es war mit einem Worte, ein Mann, wie der Bischof zu Meaux. Seine Scharfsinnigkeit kam mit seiner weitläuftigen Wissenschaft nicht überein: die Oberfläche war groß, aber ein sehr seichter Grund. Der Bischof von Cambray gab mir hierüber einen strengen aber zugleich sanftmüthigen Verweiß, prieß mir die Verdienste des Herrn Bossuet an, und suchte mich zu überführen, daß dieser Prälat nicht allein eine unermeßliche Gelehrsamkeit, sondern auch einen Verstand besäße, der alles zu ergründen und zu erreichen fähig sey.

III.

Der Bischof Fenelon nahm die Fremden eben so wohl auf, als Franzosen. Er unterredete sich gern mit ihnen von ihren Sitten, von ihren Gesetzen, von ihrer Regierungsart, und von den berühmten Männern ihres Landes. Er ließ sich nie etwas merken, wenn ihre Sitten das Feine der französischen nicht an sich hatten. Ja, er sagte ihnen wohl öfters, es sey bey allen Nationen eine artige Lebensart zu finden; man habe zwar verschiedene Arten sie zu zeigen, in der Sache selbst aber laufe es auf eins hinaus.

IV.

Der Pabst Innocentius XII, der den Herrn de Fenelon sehr hochschätzte, ward weniger durch das

Buch

Buch Maximes des Saints, geärgert, als durch die Hitze einiger Prälaten, die es verdammt haben wollten. Er schrieb demnach an sie: Peccavit excessu amoris divini, sed vos peccastis defectu amoris proximi. Fenelon hat aus Ueberfluß der göttlichen Liebe gesündigt: ihr aber aus Mangel der Liebe zum Nächsten.

V.

Man hatte von Paris aus einen gelehrten Mann nach Cambray geschickt, der, unter dem Vorwande, den Erzbischof zu besuchen, auf seine Aufführung Achtung geben, und Bericht davon abstatten sollte. Dieser Mann hielt sich verschiedene Monate zu Cambray auf, und ward endlich von den Verdiensten dieses Prälaten, von seinem leutseligen Betragen, von seiner erbaulichen Aufführung, so eingenommen, daß, als er eines Tages mit dem Erzbischoffe sprach, er ihm mit Thränen das verhaßte Geheimniß entdeckte, und nach Paris zurückkehrte, voll vom Abscheu gegen die, die diesen rechtschaffenen Mann verdächtig machen wollten.

VI.

Der Herr de Fenelon ward in auswärtigen Reichen noch mehr geliebt und bewundert, als in Frankreich. Der Prinz Eugen und der Herzog von Marlborough erwiesen ihm, während des blutigen und unglücklichen Krieges von 1701 alle Arten von Achtung. Sie stellten Wache um seine Wiesen und Felder; sie ließen so gar sein Getrayde

bis nach Cambray escortiren, damit es nicht von den Soldaten, die auf Fouragierung geschickt wurden, weggenommen werden sollte. Als die feindlichen Parthenen hörten, daß er in seiner Diöces eine Reise zu thun habe, ließen sie ihm wissen, daß er keiner französischen Bedeckung nöthig hätte, sondern daß sie ihn selbst bedecken wollten; und die kayserlichen Husaren leisteten ihm wirklich diesen Dienst. So viel Gewalt hat die wahre Tugend über die Gemüther der Menschen.

VII.

Herr Cousin, der den Telemach censiren mußte, lobte ihn als getreu aus dem Griechischen übersetzt.

VIII.

Ein Säufer, der den Telemach gelesen hatte, sagte: Ich bin so vergnügt, als wenn ich zehn Paßgläser Wein getrunken hätte.

IX.

Ein Spaßvogel machte auf den Herrn de Fenelon folgende Grabschrift:

Cy git, qui deux fois se damna
L'une pour Molinos, l'autre pour Molina.

„Hier liegt der, der zweymal sich ver„dammte, einmal für den Molinos, das an„dere mal für den Molina.„

X. Ein

X.

Ein witziger Philosoph sagte vor einigen Jahren, der Krieg sey aus der Mode gekommen; wir würden lange Zeit in Europa von keinem hören, und der Telemach, den alle Prinzen und Minister gelesen hätten, sey es, der dem menschlichen Geschlechte den Geschmack daran benommen. Er setzte hinzu, daß, wenn die Türken und Perser fortfahren sollten, sich zu bekriegen, so geschehe es blos, weil sie den Telemach nicht kennen.

Jacob Sauveur,

geb. zu Fleche 1653, gest. 1716.

I.

Sauveur ist der erste, der die Geometrie aus der Dunkelheit gezogen, und Mode gemacht hat, ob er gleich kein Talent zum Reden hatte. Als er eines Tages den Herzog von Orleans mit diesen Materien, in Gegenwart zween anderer Gelehrten, unterhielt, nöthigten sie ihn zum Stillschweigen, weil sie sein Gestottere nicht länger mehr anhören konnten, und erklärten das vollends, was er angefangen hatte. Als sie fertig waren, sagte der Herzog zu ihnen: Sie haben geglaubt, daß Sauveur sich selbst nicht versteht, weil es ihm so schwer wird zu reden; aber ich gab Achtung, und verstand ihn

ihn vollkommen. Sie haben weit beredter gesprochen, als er; aber ich habe Sie nicht verstanden, und vielleicht verstunden Sie sich selbst auch nicht.

II.

Sauveur ist zweymal verheyrathet gewesen. Er bediente sich das erstemal einer sehr sonderbaren Vorsicht. Er wollte seine Braut nicht eher sehen, als bis er bey einem Notarius gewesen wäre, und die Bedingungen hätte aufzeichnen lassen. Er befürchtete, nicht genug Herr über sie zu seyn, wenn er sie gesehen hätte. Das zweytemal war er schon besser abgerichtet.

III.

Sauveur hatte von der Wissenschaft, in welcher er vortrefflich war, nicht eben die vortheilhafteste Meynung; er sagte insgemein, daß das, was ein Mensch in der Mathematik wüßte, ein anderer schon lange gewußt habe.

Caspar Abeille,

geb. zu Euers in Provence 1648, gest. 1718.

I.

Der Abt Abeille war einer von den angenehmsten und berühmtesten Männern seiner Zeit.

Bey

Bey seinem ersten Trauerspiele, Argelie, trug sich ein sonderbarer Streich zu. Zwo Prinzessinnen erschienen gleich Anfangs auf dem Theater. Die erste eröfnet die Scene mit dem Verse:

Vous souvient-il, ma Soeur, du feu Roi notre pere?

„Erinnert ihr euch, meine Schwester, des „verstorbenen Königs, unsers Vaters?„

Zum Unglück konnte die andere Actrice nicht gleich darauf antworten, und ein lustiger Kopf auf dem Parterre nahm das Wort, und sagte laut:

Ma foi, s'il m'en souvient, il ne m'en souvient guere.

„Bey meiner Treue, wenn ich mich auch „erinnere, so kann ich mich doch nicht gleich „besinnen.„

Dieses verursachte ein so heftiges Gelächter, daß es den Comödianten nicht möglich war, fortzufahren. Es giebt indessen Leute, die diese Anecdote für falsch ausgeben.

II.

Der Abt Abeille hat ein Trauerspiel, Cato, gemacht, welches dem Prinzen von Conti so wohl gefiel, daß er sagte: Cato von Utica, wenn er wieder aufstehen sollte, würde nicht mehr Cato seyn, als der Cato des Abeille.

III. Der

III.

Der Abt Abeille hat einen Brief über die Beständigkeit verfertigt, in welchem nicht viel richtige Begriffe herrschen, wenn man das Sinngedicht des Abts Chaulieu als einen Beweiß kann gelten lassen.

Est-ce Saint-Aulere ou Toureille,
Ou tous deux qui vous ont appris
A confondre, mon cher Abeille,
Dans vos très-ennuyeux écrits,
Patience, vertu, constance?
Apprenez cependant comme on parle à Paris;
Votre longue perséverance
A nous donner de méchans vers,
C'est ce qu'on appelle *constance*,
Et dans ceux qui les ont soufferts,
Cela s'appelle *patience*.

„Ist es Saint-Aulere oder Toureille, „oder alle beyde, die euch, mein lieber Abeille, „in euren sehr ekelhaften Schriften, die Be„griffe von **Geduld, Tugend,** und **Be„ständigkeit** haben verwirren gelernt? „Lernet unterdessen, wie man zu Paris re„det: eure lange anhaltenden Geschenke mit „elenden Versen, nennt man **Beständig„keit,** und bey denen, die sie geduldet ha„ben, nennt man es **Geduld.**„

IV.

Herr Olivier, Mitglied der Akademie zu Marseille, hat eine Grabschrift auf den Herrn Abeille gemacht, welche eine Anspielung auf den ersten Vers seines Trauerspiels Argelie enthält:

Cy git cet Auteur peu fêté,
Qui crut aller tout droit à l'immortalité;
Mais sa gloire & son corps n'ont qu'une même bierre,
Et lorsque Abeille on nommera,
Dame postérité dira:
Ma foi, s'il m'en souvient, il ne m'en souvient guere.

„Hier liegt der wenig berühmte Schrift„steller, der gerades Weges nach der Ewig„keit zu gehen glaubte; Aber sein Ruhm „und sein Körper liegen hier in einem Sar„ge beysammen, und wenn man den Abeille „nennen wird, so wird die Frau Nachwelt „sagen: Bey meiner Treu, wenn ich mich „auch seiner erinnere, so kann ich mich doch „selten auf ihn besinnen.„

Euse=

Eusebius Renaudot,

geb. zu Paris 1646, gest. 1720.

I.

Theophrast Renaudot, der Großvater des Abts dieses Namens, hat die Zeitungen in Frankreich eingeführt. Er machte das Project davon im Jahr 1631 dem Cardinal Richelieu bekannt, und erhielt ein Privilegium darüber.

II.

Der Abt Renaudot war so uneigennützig, daß er ein Priorat nicht annehmen wollte, das ihm der Pabst Clemens IX zu Bezeugung seiner Hochachtung gab. Das Anliegen des Pabstes, die nicht allzustarken Einkünfte, und eine Art von Befehl vom Cardinal de Noailles, siegten endlich über seine Zärtlichkeit, so daß er das Beneficium annahm.

III.

Man giebt vor, daß der Abt Renaudot siebzehn Sprachen verstanden, und die meisten davon ohne Schwierigkeit gesprochen habe.

Philipp de Courcillon, Marquis de Dangeau,

geb. zu Paris 1638, geb. 1720.

I.

Der Marquis von Dangeau hatte die Gabe, daß er mehr als einerley Sache zugleich in Gedanken haben und genau ausrechnen konnte. Als er eines Tages mit dem Könige spielen sollte, bat er Seine Majestät um eine Wohnung in einem gewissen Gebäude, das zum Hofe gehörte; der König konnte ihm diese Gnade nicht so leicht erzeigen, weil nicht viel Wohnungen in dem Gebäude waren; doch versprach er sie ihm, wenn er ihn in hundert Versen, die er während dem Spiele machen sollte, darum bitten würde; es mußten aber genau hundert Verse, nicht weniger und nicht mehr seyn. Als das Spiel zu Ende war, wo er nicht mehr als gewöhnlich beschäftigt gewesen zu seyn geschienen hatte, sagte er dem Könige die hundert Verse vor. Er hatte sie gemacht, genau gezählt, ins Gedächtniß gefaßt, und diese drey Dinge hatten doch nicht verhindert, daß er nicht mit aller nöthigen Aufmerksamkeit sollte gespielt haben.

II.

Die Gabe Verse zu machen, verhalf dem Marquis Dangeau zu einer Begebenheit, die für einen Hof-

Hofmann eine Sache von Wichtigkeit war, der da weiß, daß an dem Orte, wo er lebt, nichts eine Kleinigkeit ist. Der König und die verstorbene Königinn hatten sich beredet, Verse mit einander um die Wette zu machen. Sie zeigten einander, was sie gemacht hatten, und fanden es zu gut. Sie geriethen darüber auf den Verdacht, daß sie sich alle beyde hätten helfen lassen; und sie konnten sich nicht genug verstellen, daß es nicht wäre verrathen worden, daß der Marquis von Dangeau Verfasser von beyden Sorten war. Sie hatten es ihm als ein großes Geheimniß vertraut, und gebeten, die Verse nicht gar zu gut zu machen; aber das Vergnügen, sich gegen einander gehalten zu sehen, machte, daß er sich nicht so streng an die Vorschrift band; und wer weiß, ob er sich nicht mit Fleiß angriff, um desto eher entdeckt zu werden?

III.

Die französische Akademie erwarb sich durch eine herzhafte Handlung viel Ehre in den Augen der Welt und des Königs. Ein Hausbedienter eines großen Herrn, suchte auf Vorspruch des Dauphins, um einen erledigten Platz in derselben an, und der Prinz hatte so viel Gnade für ihn, daß er dem Marquis de Dangeau alles anzuwenden befahl, um ihm darzu zu helfen. Der Marquis that es mit allem Eifer eines Hofmannes; daß er sich so gar von Versailles mis bis in die Akademie tragen ließ, indem er einen heftigen An-

fall von der Gicht hatte. So viel Mühe aber als er sich an dem Wahltage im Namen eines Prinzen gab, der von den Franzosen angebetet ward, so konnte er doch die Stimmen nicht auf seine Seite bringen. Der Dauphin ward dadurch keinesweges beleidigt, sondern lobte die Standhaftigkeit der Akademie öffentlich.

Bernhard de la Monnoye,

geb. zu Dijon 1641, gest. 1720.

I.

Das Probestück, das de la Monnoye in der französischen Poesie ablegte, war das abgeschafte Duell, welches den Preiß von der französischen Akademie erhielt. Als den Tag vor der Austheilung der Preiße Perrault einige Verse aus diesem Gedichte, dessen Verfasser man nicht wußte, vorgelesen hatte, prieß er dieses Werk ungemein, und gestand, daß er ihm seine Stimme zugedacht habe. Da man nun wußte, daß er und Despreaux nicht Freunde zusammen waren, nahm einer von den Umstehenden das Wort, und sagte: Wenn aber das Stück vom Despreaux wäre? Und wenn es vom Teufel wäre, gab Perrault zur Antwort, so verdient es den Preiß, und soll ihn haben.

II.

La Monnoye war von Natur aufgeweckt, und hatte bisweilen lustige Einfälle. Als Lainez zu Dijon war, nahm er ihn Abends mit sich in ein Weinhaus, wo er, bey Wein und einer lustigen Gesellschaft, bis an den andern Morgen um neun Uhr sich aufhielt. Die Frau des la Monnoye, die über das Außenbleiben ihres Mannes in Unruhe gerieth, suchte ihn so lange, bis sie auch in das Weinhaus kam. Lainez, der sie von weitem sahe, rief dem la Monnoye zu: Deine Frau kommt! La Monnoye, der sie noch nicht sahe, weil er ein schlecht Gesicht hatte, sagte zu ihm: Ach, mein Freund, das ist der erste gute Dienst, den mir mein Gesicht erweist.

Anna Lefevre,

nachherige Madame Dacier,

geb. zu Saumür 1651, gest. 1720.

I.

Der Herr Lefevre hatte einen Freund, der sehr viel auf die Sterndeuterey hielt. Er bat ihn daher an dem Tage da seine Tochter Anna gebohren ward, ihr die Nativität zu stellen, und gab ihm die Stunde ihrer Geburth genau an. Nachdem nun der Sterndeuter lange an seiner Figur gear-

gearbeitet hatte, sagte er zu dem Herrn Lefevre, er habe ihn hintergangen, und die Stunde nicht richtig angezeigt; denn, sagte er, ich finde in dieser Geburth ein Glück und einen Glanz, der einem Mädchen gar nicht gemäß ist. Anna Lefevre hat beständig diese Begebenheit angeführt, um das Nichtige dieser Kunst zu zeigen, die so große Dinge in der Nativität eines Mädchens gefunden hatte, die eben nicht glücklich war. Andere im Gegentheil haben diese Vorhersagung als richtig befunden, und sich ihrer zur Vertheidigung der Kunst bedienet, indem sie das Glück und den Glanz in dem großen Namen suchten, den sie sich in der Welt gemacht hatte.

II.

Der Herr Lefevre hatte gar nicht die Absicht, seine Tochter gelehrt zu machen, und sie ward es blos von ohngefehr. Er hatte einen Sohn, den er sehr sorgfältig erzog. Wenn er Lectionen mit ihm hielt, so war die kleine Anna, die damals eilf Jahr alt war, stets gegenwärtig, und übte sich in der Stickerey. Es trug sich eines Tages zu, daß, als der Knabe nicht recht geantwortet hatte, ihm die Schwester einhalf, und ihm die Antwort in den Mund legte. Der Vater, der das hörte, vergnügte sich daran, und beschloß, sie an den Lectionen ordentlich Theil nehmen zu lassen. Sie nahm in kurzer Zeit so zu, daß ihr Vater, der über ihre große Fähigkeit sein Vergnügen hatte, sich stets mit ihrer Unterweisung beschäftigte. Sie ward bald

bald aus seiner Schülerinn, seine Rathgeberinn, so daß er nichts that, ohne sie erst darum zu fragen.

III.

Der Herr Dacier und seine Frau hatten Zweifel über die calvinische Religion, in welcher sie alle beyde gebohren waren. Sie beschlossen, sich nach Castres zu wenden, um sich mit mehrerer Bequemlichkeit in einer so wichtigen Sache zu unterrichten. Ihre Freunde suchten sie zwar von dieser Reise abzuhalten, und der Herr von Charleval, der die Ursache, weßwegen sie Paris verlassen wollten, in ihren schlechten Umständen suchte, überbrachte ihnen zehntausend Livres in Golde, die er anzunehmen bat. Sie bewunderten dieses Beyspiel der Großmuth, das so selten ist; wollten aber das Angebotene nicht annehmen; und um den wahren Bewegungsgrund ihrer Reise nicht zu verrathen, gaben sie vor, daß die Madame Dacier ein groß Verlangen trage, die Familie ihres Mannes kennen zu lernen.

IV.

Die Madame Dacier hatte einen Sohn, der es im zehnten Jahre schon weiter gebracht hatte, als andere im zwanzigsten. Man kann es aus diesem einzigen Umstande ersehen. Sie hatte ihn den Herodotus lesen lassen. Da nun seine Neigung zu den Wissenschaften ausnehmend, und seine Begierde zum Lesen unersättlich war, so hatte er ihr einen Polybius heimlich weggenommen, und

las ihn. Es ward verrathen, und als man ihn fragte, welchen von beyden Schriftstellern er für den besten hielte, so antwortete das Kind: **Herodotus ist ein großer Zauberer; aber Polybius ein Mann von großem Verstande.**

V.

Die Bescheidenheit der Madame Dacier kann man aus einer einzigen Sache, die man von ihr erzählt, ersehen. Die nordischen Gelehrten pflegen auf ihren Reisen in fremden Ländern berühmte Gelehrten fleißig zu besuchen, und führen ein Buch mit sich, in welches sie sich die Namen derselben, nebst einer Sentenz, einschreiben lassen. Ein deutscher Gelehrter von Adel besuchte die Madame Dacier, übergab ihr sein Stammbuch, und bat, daß sie ihm eine Sentenz und ihren Namen einschreiben möchte. Sie fand in diesem Buche die Namen der berühmtesten Gelehrten in Europa; sie erstaunte darüber, und sagte, daß sie, ohne roth zu werden, ihren Namen nicht unter so viel berühmte Namen setzen könnte. Der Edelmann ließ aber nicht nach, und da sie ihm nicht weiter widerstehen konnte, nahm sie die Feder, und schrieb nebst ihrem Namen den Vers des Sophocles in das Buch, welcher ohngefehr sagt: **Das Stillschweigen ist eine Zierde des weiblichen Geschlechts.** Der Fremde erstaunte darüber, woraus er ihren Character erkannte, und verließ sie mit voller Bewunderung.

VI. Als

VI.

Als Madame Dacier sich an die Uebersetzung des Terenz machte, suchten verschiedene sie davon abzuhalten, indem sie ihr vorstellten, daß der Terenz des Portroyal in solcher Achtung stünde, daß der ihrige, wenn er auch besser seyn sollte, dennoch das Vorurtheil wider sich haben, und sie das Mißvergnügen erfahren würde, ihre Absicht mißlungen zu sehen. Aber alle diese Vorstellungen hinderten sie nicht nur nicht, sondern bestårkten sie noch mehr in ihrem Vorhaben. Sie gab sich unsägliche Mühe, um über dieses Vorurtheil zu siegen. Sie stand im hårtesten Winter früh um fünf Uhr auf, und brachte vier Comödien zu Stande. Als sie aber einige Monate darnach ihre Arbeit wieder überlas, und sie mit dem Originale nochmals verglich, fand sie, daß ihr großer Fleiß ihr mehr geschadet als genußt hatte, und daß sie weit von den Annehmlichkeiten, von der Naivetåt und der edlen Einfalt ihres Autors entfernt war. Dieser mißlungene Versuch, und ihre große Arbeit, verdrossen sie dermaßen, daß sie die vier Comödien ins Feuer warf, und wieder vom neuen anfieng. Sie gieng nun mit einer ganz andern Verfassung zu Werke, und brachte endlich eine so vollkommene Uebersetzung zu Stande, die selbst von denen bewundert ward, die ihr am meisten davon abgerathen hatten.

VII.

Die **Wolken** des Aristophanes, die Madame Dacier übersetzt hat, gefielen ihr so sehr, daß sie versichert, sie habe dieses Stück mit Vergnügen bis auf zweyhundertmal gelesen. Vielleicht wird dieses von einigen Personen mehr für ein Zeichen des Vorurtheils für die Schriften der Alten, als für einen Beweiß der Vortrefflichkeit dieses Stücks angesehen.

VIII.

Der Abt Terrasson sagt, daß die Madame Dacier anfänglich eine blos wörtliche Uebersetzung von der Iliade gemacht habe, daß aber der Telemach, der zu eben der Zeit heraus kam, und großen Beyfall erhielt, sie wegen ihres Homers besorgt gemacht, und sie bewogen habe, ihre ganze Uebersetzung umzuschmelzen, um die Iliade in die Schreibart des Telemachs einzukleiden. Madame Dacier hingegen hat diesem Vorgeben in dem Streite, den sie mit dem Herrn de la Motte hatte, widersprochen.

IX.

Während den Zänkereyen über den Homer, in welchem sich die Madame Dacier so eifrig bewieß, machte man folgendes Distichon:

In vetulum pugnat juvenis non unus, Homerum;
Una tot in juvenes pro sene pugnat anus.

X.

Obgleich la Motte einen ziemlich lebhaften Streit über den Homer mit der Madame Dacier gehabt hatte, so hielt er doch ihr zu Ehren die Lobrede in der französischen Akademie, als sie mit Tode abgegangen war. Er sagt in derselben, daß diese Gelehrte, die gegenwärtig auf dem Parnaß sey, deutlich sehe, ob sie, oder er, sich in ihrer Meynung über den Homer geirret habe.

Willhelm Amerius de Chaulieu,

geb. zu Fontenay in Vexinnormand 1639, gest. 1720.

I.

Der Abt de Chaulieu wollte gern in die französische Akademie aufgenommen werden, und bediente sich zu dieser Absicht der Vorsprache des Herzogs von Vendome. Man weiß nicht, womit er den Herrn de Tourreil beleidigt haben mochte; so viel aber ist gewiß, daß der Herr de Tourreil, der damals Director der Akademie war, und das Ansuchen des Abts Chaulieu fruchtlos machen wollte, noch an eben dem Tage, da die Wahl vor sich gehen sollte, den Oberpräsidenten de Lamoignon in Vorschlag brachte. Der Name dieses berühmten Mannes war kaum genannt worden, als die ganze Gesellschaft so gleich auf seine Seite

trat.

trat. Aber der Herzog schickte noch den Abend, da er erwählt worden war, zu ihm, und ließ ihn inständigst bitten, daß er die ihn getroffene Wahl nicht annehmen sollte, weil er dadurch die Akademie zu zwingen glaubte, den Abt Chaulieu an seiner Stelle zu erwählen. Die Welt erfuhr nachher, daß der Herr de Lamoignon die Ehre, ein Mitglied der Akademie zu seyn, ausgeschlagen habe, aber niemand wußte die Ursache. Der König, der der Akademie eine kleine Schande verhüten wollte, sahe sich selbst nach einer Person um, die durch ihre Geburth, ihre Würden, ihre natürlichen und erlangten Eigenschaften das ersetzen könnte, was sie durch die Verachtung des andern verlohren hatte. Der Cardinal de Rohan war es, dem der König befahl, um die erledigte Stelle anzuhalten, und der sie auch so gleich erhielt.

Johann Palaprat,

geb. zu Toulouse 1650, gest. 1721.

I.

Palaprat war Secretair des Herrn von Vendome, Großpriors von Frankreich, mit welchem er in großer Vertraulichkeit lebte. Der Herr de Catinat, der ihn sehr liebte, sagte eines Tages zu ihm: Die Wahrheiten, die Sie gegen den Großprior laufen lassen, machen mich Ihrentwegen

wegen besorgt. O seyn Sie ruhig, gab ihm Palaprat zur Antwort, das ist mein Gehalt.

II.

Palaprat wohnte in dem Hause des Großpriors, wo man bisweilen zu Mittage gar nichts zu essen fand, und ein andermal unmäßige Mahlzeiten that. Palaprat sagte daher: In diesem Hause muß man entweder an der Unverdaulichkeit oder mit leeren Magen sterben.

III.

Palaprat hatte eine Comödie, **der Murrkopf**, in einem Act verfertigt, und Brueys, dem er sie zuschickte, machte drey Acte daraus. Palaprat sagte deßwegen: Ich hatte dem Bärenhäuter eine kleine artige englische Uhr geschickt, und er hat mir einen Bratenwender daraus gemacht.

Der Abt Brueys erzählte aber die Sache anders. Als er eines Tages mit dem Palaprat in Gesellschaft war, fieng einer an vom Murrkopf zu reden, und lobte dieses Stück: Der Murrkopf! fiel ihm Brueys ins Wort, es ist ein gutes Stück. Der erste Act ist vortrefflich, er ist ganz von mir; der zweyte ist so, so: Palaprat hat daran gearbeitet; der dritte aber ist nicht dem Teufel nütze: ich habe ihn diesen Schmierer allein machen lassen. Der Schelm! sagte Palaprat alsdann, so spielt er mir alle Tage mit, und ich bin so ein Narr, daß ich nicht einmal böse auf ihn werde.

IV. Pa-

IV.

Palaprat schlug einst seinen Bedienten; der Großprior kam darzu, und gab ihm einen ziemlich derben Verweiß. Wie? mein Herr, gab ihm der Poet zur Antwort, Sie schelten mich? Wissen Sie wohl, daß ich, der ich nur einen einzigen Bedienten habe, fast eben so schlecht bedient werde, als Sie, der Sie deren dreyßig haben.

V.

So bald das Buch des la Bruyere heraus war, so sprach alles von Caracteren. Ich hatte die Ohren so voll davon, sagt Palaprat, daß, als ich eines Tages mit einem solchen Schwätzer speisete, der eine Millionmal dieses Wort im Munde führte, ich mich nicht enthalten konnte, mich über ihn aufzuhalten, und in einem wichtigen Tone zu sagen, daß ich an den Bratwürsten, die wir eben aßen, einen sehr eindringenden Caracter bemerkte.

VI.

Ich ward vom Großprior an den Marschall Catinat geschickt, als er eben die Zurüstungen zu einer Schlacht machte, sagt Palaprat. Nachdem ich meine Commission ausgerichtet hatte, begab ich mich wiederum weg. Der Marschall rufte mich zurück, und sagte: „Sie werden „mir eine Sache nicht glauben wollen, unterdes„sen ist es doch gewiß wahr.„ Ich war neugierig, zu hören, was auf dieses Vorspiel folgen

würde,

würde, und erstaunte nicht wenig, da er mir die große Wahrheit sagte: „Es ist schon länger als „acht Tage, daß ich nicht einem einzigen Verse „habe nachdenken können.„ Er gieng hierauf ruhig wieder in sein Kabinet, ohne mir Zeit zur Antwort zu lassen.

VII.

Als ich eines Tages in dem Zelte des Herrn de Catinat war, sagt Palaprat, sprach man von den verschiedenen Eigenschaften der Generale. Ich sagte, indem ich einen Blick auf den Marschall warf, daß ich einen so gleichgültigen kennete, der den Augenblick nach einer gewonnenen Schlacht, ganz ruhig Kegel schieben würde. Kaum hatte ich ausgeredet, als der Herr de Catinat mir frostig zur Antwort gab: Ich würde ihn nicht weniger schätzen, wenn er eben das nach einer verlohrnen Schlacht thäte.

VIII.

Ich habe dem Lächerlichen, in das so viel Leute verfallen, wenn sie ein großes Glück gemacht haben, zuvor kommen, sagt Palaprat, und mich meiner gesunden Vernunft bedienen wollen, ehe sie noch durch eine schleunige Verwandelung verderbt ward. Ich machte also ein Manifest zur Vorsicht, als eine anticipirte Widerlegung dessen, was ich etwan behaupten könnte, wenn mir der Kopf verrückt wäre. Hier sind einige Artickel: Wenn ich reich werde, und mein Geschlecht von den Grafen von Toulouse herleite, so werde

ich lügen. Wenn ich prächtige Beschreibungen von den Aemtern und Gütern, die meine Familie besessen hat, mache, so sind das eben so viel Unwahrheiten. Wenn ich von der guten Erziehung, die ich von meinen Aeltern gehabt, von meinem Hofmeister, von der Summe, die mir zu meinen kleinen Ergötzlichkeiten gegeben worden, viel Redens mache, so ist nicht ein Wort wahr. Wenn ich vorgebe, daß ich große Summen verthan habe, um dem Herrn von Vendome auf meine Unkosten zu dienen, so ist dieses so falsch, daß ich nicht mehr als funfzig Pistolen hatte, als ich mich in seine Dienste begab. Mein Manifest ist aber nicht nöthig gewesen; das Glück hat mich nicht heimgesucht, und ich bin immer bey Verstande geblieben.

Peter Daniel Huetius,

geb. zu Caen 1630, gest. 1721.

I.

Huetius beschäftigte sich mehr mit seinen Büchern, als mit seinem bischöflichen Amte. Ein Bauer, den man dreymal hinter einander abwieß, daß er den Bischof nicht sprechen könnte, weil er studirte, gab zur Antwort: Nu, warum hat uns aber der König nicht einen Bischof gegeben, der schon studirt hat?

II. Die

II.

Die Demonstratio evangelica des Huetius ward für ein Werk voller Gelehrsamkeit, und dagegen leer von Beweisen gehalten. Man sagte daher insgemein, daß in dem ganzen Buche nichts weiter bewiesen wäre, als daß der Verfasser ein sehr belesener Mann sey.

III.

Racine war mit dem Huetius nicht zufrieden, daß er seine weltliche Gelehrsamkeit zu sehr zum Vortheil der Religion anwenden wollte. Er wandte auf die demonstrationem evangelicam desselben den Vers des Terentius an:

Te cum tua
Monstratione magnus perdat Jupiter.

IV.

Als Huetius die Critik über die carthesianische Philosophie schrieb, war er wider die Carthesianer aufgebracht. Er konnte nicht leiden, daß diese Philosophen die, die ihren Verstand zu bessern suchen, denen so unendlich weit vorzogen, die nur ihr Gedächtniß zu stärken suchen. Was? sagte er, wir sollten die Carthesianer über uns spotten lassen, weil wir gelehrte Leute sind?

V.

Es sagte einst einer zu dem Menage, daß die Verse des Huetius artig wären. Sie sind mehr als artig, antwortete Menagius, und Sie kommen

mir vor, wie der, der zum erstenmal das Meer sahe, und sagte, daß es ein artig Ding wäre.

VI.

Man siehet, sagt Huetius, heut zu Tage nicht mehr solche Riesen, als man ehemals sahe. Man findet nicht mehr so große Ahornbäume, die mit ihren Schatten, sagt man, eine ganze Armee bedeckten; nicht mehr so große Weintrauben, als die Kundschafter des Moses aus dem Lande Canaan mitbrachten. Die Deutschen sind nicht mehr so groß, als ehemals, und die Leibesgestalt der Gallier übertrifft nicht mehr so gar viel die Gestalt der Römer. Da nun, schließt dieser Gelehrte, das Genie von der Natur kömmt, und die Natur viel von ihren Kräften verlohren hat, so ist es nicht möglich, daß die Neuern eben so viel Geist als die Alten haben sollten.

VII.

Die Gelehrten, die vor zweyhundert Jahren lebten, sagt Huetius, scheinen mir, wegen der wenigen Hülfsmittel, weit schäzbarer, als die heutigen Gelehrten. Ich finde zwischen einem damaligen und iezigen Gelehrten eben den Unterschied, als zwischen dem Christoph Columbus, der die neue Welt entdeckte, und einem kleinen Schiffer, der alle Tage von Calais nach Douvres fährt.

VIII.

Huetius glaubte, daß alles, was, seit die Welt stehet, geschrieben worden, in neun bis zehen Folianten

lianten könne gebracht werden, wenn alles nur einmal gesagt würde. Er nahm nur das, was über die Geschichte geschrieben wird, davon aus.

IX.

Huetius hatte eine besondere Meynung über die Liebe, die ich mit seinen eigenen Worten vortragen will. Die Liebe, sagt er, ist nicht eine bloße Leidenschaft der Seele, so wie der Haß und der Neid, sondern auch eine Krankheit des Körpers, so wie das Fieber. Sie hat ihren Sitz im Blute und in den Lebensgeistern, die sich erhitzen und in eine heftige Bewegung gerathen; man könnte sie demnach nach den Gesetzen der Medicin behandeln, und nach einer gewissen Methode curiren. Ich glaube, daß starkes Schwitzen und häufiges Aderlassen gute Dienste thun sollte, wo mit der Feuchtigkeit zugleich die erhitzten Lebensgeister abgeführt, das Blut gereinigt, das Aufwallen gestillt, und alles wieder in seinen natürlichen Zustand versetzt würde. Es ist dieses keine bloße Muthmaßung, sondern ein Vorschlag, der sich auf Erfahrung gründet. Ein großer Prinz, der gegen ein liebenswürdiges Frauenzimmer von der heftigsten Liebe entbrannt war, mußte schleunig zur Armee abgehen. Seine Leidenschaft erhielt sich während der Abwesenheit, durch eine beständige Erinnerung, und einen Briefwechsel, der bis zu Ende des Feldzugs fortdauerte, wo der Prinz in eine gefährliche Krankheit verfiel. Er ward wieder gesund; aber seine Liebe war verschwunden, und

ohne daß er es bemerkt hatte, mit den häufigen Evacuationen fortgegangen. Er suchte sich zu bereden, daß er verliebt wäre; aber er war es nur noch in der Erinnerung; Er war in der That kaltsinnig, und ohne Leidenschaft im Umgange mit dem Gegenstande, den er noch zu lieben glaubte.

Jacob Lelong,
geb. 1665, gest. 1721.

I.

Lelong gieng, ehe er sich unter die Versammlung des Oratorii begab, nach Malta, um bey den Ordensrittern Dienste zu suchen. Kaum war er auf dieser Insel angekommen, als die Pest daselbst zu regieren anfieng. Der junge Lelong, der von ohngefehr den Leuten begegnete, die im Begriff waren, einen an der Pest verstorbenen zu begraben, gieng aus Neugier mit. Kaum aber war er wieder nach Hause gekommen, wo er nebst andern Franzosen wohnte, als man die Thüren des Hauses zumauerte, damit er die Krankheit nicht weiter bringen sollte, von der man ihn selbst angesteckt glaubte. Diese Art der Gefangenschaft rettete ihm indeß das Leben. Denn während daß die Pest eine große Menge Menschen in den benachbarten Häusern wegriß, befanden sich der junge Lelong, und die, die mit ihm eingesperrt waren, vollkommen wohl.

II. Der

II.

Der Pater Malebranche tadelte bisweilen den Herrn Lelong im Scherz, wegen der Mühe, die er sich gab, um ein Datum zu berichtigen, oder hinter eine Begebenheit zu kommen, die die Philosophen für eine Kleinigkeit ansahen. Die Wahrheit ist so liebenswürdig, gab Lelong darauf zur Antwort, daß man selbst in den geringsten Kleinigkeiten sich keine Mühe verdrießen lassen muß, um sie zu finden.

III.

Hier sind einige Anecdoten von einigen guten Freunden des Lelong in der Gesellschaft des Oratorii.

Der P. Hubert, ein berühmter Prediger, traf eines Tages in Gesellschaft einen vornehmen Mann an, der ihn erinnerte, daß er mit ihm zugleich studiret habe: O ich werde es nicht vergessen, antwortete der P. Hubert, Sie hatten die Gütigkeit, mich mit Büchern zu versorgen, und mir von ihren Kleidern etwas zu schenken.

IV.

Der P. Thomassin war von Natur so furchtsam, daß, wenn er Conferenzen zu Saint-Magloire hielt, man einen Vorhang zwischen ihn und die Zuhörer ziehen mußte, damit er nicht erschrecken und stecken bleiben möchte.

V.

Die Demuth des Herrn Tillemont war so groß, daß der Bischof von Meaux bey Gelegenheit eines Streits, den Tillemont mit dem Pater Lami über das Osterfest der Christen hatte, ihn bat, er solle doch nicht immer vor dem Pater auf den Knien liegen, sondern auch bisweilen aufstehen.

VI.

Der Tod des P. Lami hat etwas sehr erbauliches. Ein junger Mensch, der durch die Lesung seiner Bücher bekehrt worden war, hatte sich unter seine Direction begeben, und dadurch in den Wissenschaften und der Frömmigkeit sehr zugenommen. Der P. Lami machte sich die größte Hofnung von ihm, als er erfuhr, daß er wieder in seine ersten Irrthümer verfallen sey. Diese Nachricht machte ihn über die Maßen traurig; seine Gesundheit litt darunter, bis er von einem Blutsturz befallen ward, woran er starb.

Andreas Dacier,

geb. zu Castres 1651, gest. 1722.

I.

Dacier heyrathete im Jahr 1683 die Anna Faberinn. Man erzählt vom Gaston Herzog von Orleans, daß er, da er zwey Personen trauen sahe,

sahe, die wenig im Vermögen hatten, gesagt habe, der Hunger und der Durst hätten einander zur Ehe genommen. Auf eben die Weise sagte man von der Verbindung des Dacier mit der Mademoiselle Faberinn, daß es eine Ehe zwischen dem Griechischen und Lateinischen sey. Man machte bey dieser Gelegenheit folgende zween lateinische Verse:

Docto nupta viro, docto prognata parente;
Non minor Anna viro, non minor Anna patre.

II.

Man fragte eines Tages den Herrn Dacier, welcher von beyden der schönste wäre, ob Homer oder Virgil? Er gab zur Antwort, Homer sey um tausend Jahre schöner.

III.

Der Satyrenschreiber Boileau machte nicht viel aus dem Uebersetzer Dacier: Sie mögen thun und sagen was Sie wollen, sagte er zu ihm, ich nenne nur die witzige Köpfe, die selbst schöne Gedanken vorbringen, und nicht die, die anderer schöne Gedanken gut verstehen.

IV.

Eben Boileau sagt auch vom Dacier: Er flieht die Grazien, und die Grazien fliehen ihn.

V.

Dacier beschwert sich über einen Poeten, der das, was er andern stiehlt, für seine eigene Arbeit ausgiebt, und von einer Ode, die er geplündert hat, sagt: Meine Ode. Er vergleicht ihn mit einem Räuber, der auf der neuen Brücke einen Hofmann in seiner Karosse anhielt, da indeß seine Kameraden sich mit dem Kutscher und den Laquayen zu schaffen machten. Der Hofmann, der ie eher ie lieber eine so schlechte Gesellschaft los seyn wollte, zog in aller Eil sein prächtiges Kleid aus, riß aber dasselbe darüber entzwey, und der Spitzbube sagte: Warum zerreissen sie denn unser Kleid?

VI.

Dacier und seine Frau waren für die Alten so eingenommen, daß sie sich lieber selbst alles Herzeleid hätten anthun, als dem Homer, dem Socrates, dem Plato u. s. w. übel begegnen lassen. Das, was sich mit ihnen bey Gelegenheit der Satyre, **die Zweydeutigkeit**, die Despreaux ihnen vorlas, zutrug, ist eine von den sonderbaren Begebenheiten, die das, was ich sage, besser beweisen, als aller Eifer, den sie gegen die Parthеygänger der Neuern gezeigt haben. Der Anfang dieser Satyre ward sehr gelobt; die beyden Zuhörer schienen entzückt davon; als aber Despreaux den Vers hersagte, der den Socrates betrifft:

Très-

Très-équivoque ami du jeune Alcibiade.

„Sehr zweydeutiger Freund des jungen Al-
„cibiades.„

fand sich das gelehrte Paar sehr beleidigt. Man hielt es für sehr schlecht, daß der Verfasser den geringsten Verdacht gegen die Tugend des Philosophen habe blicken lassen. Man vertheidigte ihn mit allen den Gründen, die Plato angebracht hat, um zu zeigen, daß die Freundschaft dieses großen Mannes gegen den jungen Athenienser auf Tugend gegründet gewesen sey. Man bat den Despreaux sehr ernstlich, diesen Vers zu ändern; und da er nicht nachgeben, noch ihnen etwas gewisses versprechen wollte, so nahm die Unterredung ein Ende, und das weitere Vorlesen der Zweydeutigkeit unterblieb.

VII.

Despreaux nannte die sonderbaren Erklärungen die Dacier über die alten Poeten machte, **Offenbarungen des Herrn Dacier.**

VIII.

Dacier und seine Frau waren mit Loben sehr sparsam. Despreaux sagte deßwegen bisweilen im Scherz zu ihnen: Ach! seyn Sie mitleidig; nehmen Sie nicht alles für sich; lassen Sie andere immer auch Verdienste haben! Glauben Sie mir: der Parnaß ist groß genug; es finden alle Platz darauf: Est locus unicuique suus.

IX. Pavil-

IX.

Pavillon sagte, daß er ein Buch unter dem Titel: Autorkriege, schreiben, und darinne den Dacier als einen großen Maulesel, mit dem Gepäcke des ganzen Alterthums beladen, vorstellen wolle.

Ludewig de Longverüe,

geb. zu Charleville 1652, gest. 1723.

I.

Der Abt Longverüe war mit so glücklichen Eigenschaften zum Studiren gebohren, daß seine Leichtigkeit im Lernen, und sein feuriges Genie, ihm schon in einem Alter von vier Jahren Bewunderung zuzogen. Ludewig XIV hörte, als er durch Charleville reisete, von einem so außerordentlichen Kinde reden, und wollte es sehen. Der junge de Longverüe hatte die Ehre, ihm vorgestellt zu werden, und den Vortheil, sich der Achtung gemäß zu bezeigen, die diesem großen Prinzen gegen ihn beygebracht worden war. In einem Alter von zwanzig Jahren wiederfuhr ihm eine Begebenheit, die er selbst mit folgenden Worten erzählt: Als ich bey einem meiner Anverwandten, der ein Hugenot war, mich aufhielt, kam der Prediger, Claudius, dahin zum Besuch.

Da er nun mich, als einen jungen Geistlichen, da antraf, fieng er an von den orientalischen Sprachen zu reden, von denen man ihm ohnfehlbar gesagt hatte, daß sie mein Hauptstudium wären. Ich merkte aber bald, daß er nicht verstand, was er sagte; ich wagte es, ihn zurecht zu weisen, und that es so nachdrücklich, daß er nun aufs complimentiren gerieth, und vom Hause des Marschalls von Schomberg zu reden anfieng, wo man ihn als ein Orakel verehrte.

II.

Man hat angemerkt, daß sich unter den Büchern des Abts de Longverüe kein einziges poetisches Buch befand. Nicht als ob er gar keine Poeten gelesen hätte: denn was hatte er nicht gelesen? Sondern die Poeten schienen ihm nicht wichtig genug, um einen Platz in seiner Bibliothek zu verdienen. Ich besuchte ihn in meiner Jugend, sagt Racine, wir kamen auf die Poeten zu reden; er kannte sie alle, so wohl alte als neue, und sprach stets mit Verachtung von ihnen, als von Schriftstellern, aus denen man nichts lernen könnte. Er schien keinen zu schonen, als den Ariost: Der Narr, sagte er, hat mich noch bisweilen belustigt.

Willhelm Massieu,

geb. zu Caen 1665, gest. 1723.

I.

Massieu brachte das erstemal eine Abhandlung über den Nutzen der Poesie in die Akademie der Inschriften und schönen Wissenschaften, die um fünf Uhr noch nicht weit hinein vorgelesen war. Es war fast schon Nacht, und regnete, weil es nach Martini war. Die Zuhörer vergaßen indessen die Zeit, die Witterung, und wie spät es an der Uhr war, und nöthigten durch einen murmelnden Beyfall die akademischen Mitglieder zum Dableiben, um die Vorlesung weiter anzuhören, welche nach einer starken halben Stunde noch zu bald sich zu endigen schien.

II.

Massieu bekam in den letzten Jahren seines Lebens den Staar auf beyden Augen, und ward gänzlich blind. Nach drey Jahren gelangte der Staar zu der Reife, die zur Operation nöthig ist, und Massieu war froh, daß er durch dieses Mittel ein Auge wieder bekam, das zu seinen Arbeiten hinlänglich war. Er konnte sich nicht entschliessen, nochmals sechs Wochen oder zwey Monate Zeit zur Operation am andern Auge anzuwenden, sondern behielt es, wie er sagte, zur Reserve, wenn ihm etwann ein neues Uebel begegnen sollte.

Jacob

Jacob Basnage,

geb. zu Rouen 1653, gest. 1723.

I.

Obgleich Basnage nach Holland geflüchtet war, so behielt er doch stets eine große Neigung zu seinem Vaterlande. Man war an dem französischen Hofe so davon überzeugt, daß, als der Abt Dübois in Staatsangelegenheiten nach Holland im Jahr 1716 geschickt ward, man ihm befahl, sich bey dem Basnage Raths zu erholen. Als im Jahr 1719 der Herzog von Orleans, Regent von Frankreich, befürchtete, daß die Neubekehrten in Dauphine, Poitou und Languedoc sich zu einigem Aufruhre durch die Spione des Cardinals Alberoni möchten verleiten lassen, ließ er den Herrn Basnage durch den Gesandten in Holland ersuchen, an diejenigen zu schreiben, die man zu verführen suchte, und sie zur Treue gegen den König zu ermahnen. Er that es, und schickte ein Pastoralschreiben an sie, welches zu Paris, auf Befehl des Hofes, noch einmal gedruckt, und in den verdächtigen Provinzen ausgetheilt ward. Dieses Schreiben that alle die Wirkung, die man sich von demselben versprach.

II.

Basnage hatte einen sehr hitzigen Streit mit Jurieu. Weil dieser so oft seine Principia änderte,

derte, wollte ihn Basnage damit aufziehen, und ließ einen satyrischen Catalogum herum laufen von erdichteten neuen Büchern, worunter man folgende beyden Titel fand: **Veränderungen und Widersprüche des Herrn Jurieu, 10 Bände. Wiederrufungen von eben demselben, 6 Bände.**

III.

Basnage pflegte zu sagen, daß es, wenn man die andern Wissenschaften verließe, um sich blos auf die schönen Wissenschaften zu legen, eben so viel sey, als wenn man eine Stadt verbrennet, um die Thore derselben zu erhalten.

David Augustin Brueys,

geb zu Aix 1640, gest. 1723.

I.

Brueys war in der calvinischen Religion erzogen, aber Bossuet machte daß er dieselbe abschwor. Anstatt nun sich der Wohlthaten zu bedienen, die der König denen Neubekehrten erwieß, bat er vielmehr den Bischof zu Meaux, für ihn nichts auszubitten, damit man ihm nicht verwerfen könnte, daß er aus Ambition oder Eigennutz sich zur römischen Kirche gewandt habe.

II.

Der Abt Brueys hatte ein sehr schwaches Gesicht, und mußte sich so gar beym Essen der Brille bedienen. Ludewig XIV fragte ihn einst, wie es um sein Gesicht stünde: Sire, antwortete er ihm, mein Nefe Sidobre sagt, daß ich ein wenig besser sähe. Sein Freund Palaprat, der einige Zeit bey ihm wohnte, hatte kein besser Gesicht. Man sagt, daß sie, wenn sie sich das Theewasser kochten, allemal iemand, der etwan vorbey gieng, rufen mußten, um zu sehen, ob es sodt.

III.

Da die Liebeshändel Ludewigs XIV in Engeland auf dem Theater vorgestellt worden waren, so wollte Ludewig auch die Liebesbegebenheiten des Königs Willhelm vorstellen lassen. Dem Abt Brueys ward es aufgetragen, das Stück zu verfertigen. Es ward aber nicht aufgeführt, ob es gleich Beyfall fand, weil der König Willhelm eben mit Tode abgieng.

IV.

Palaprat behauptete, daß man eine gewisse Handlung nicht aufs Theater bringen könnte. Ich wollte wohl, antwortete ihm Brueys, die Thürme zu unserer lieben Frau darauf bringen, wenn ich sonst wollte.

V.

Brueys sagte, daß Baron und Champmele mehr schlechte Stücke gangbar gemacht hätten, als alle falschen Münzer im Königreiche.

VI.

Brueys verfertigte, als er sich nach Montpellier gewandt hatte, eine Comödie, unter dem Titel: **Die Stärke des Geblüts, oder, der Narr immer ein Narr.** So bald er damit fertig war, schickte er diese Comödie an seinen Freund Palaprat, damit er sie untersuchen, und den Comödianten geben sollte. Palaprat aber, entweder aus Nachläßigkeit, oder weil ihm das Stück nicht wichtig genug schien, ließ es bey sich liegen. Brueys schrieb deßwegen verschiedenemal an seinen Freund, und Palaprat, der Alters und Schwachheit halber nicht so rüstig seyn konnte, als es sein Freund verlangte, fieng an, dem nachzukommen, was man von ihm verlangte, als ihn der Tod hinweg nahm. Brueys, der erst den Verlust eines Freundes beweinte, dachte nun auch an die Angelegenheiten seiner Muse; und weil er besorgte, daß die Copie von **dem Narren immer ein Narr**, etwan möchte verlohren gegangen und in andere Hände gekommen seyn, so schickte er eine andere an den Herrn B . . . mit dem er zu Montpellier Bekanntschaft gemacht hatte. Dieser Freund, der ohnfehlbar glaubte, daß das Stück auf dem italienischen Theater mehr Beyfall erhalten möchte, als auf dem französischen, beschloß, es den erstern zu geben. Er zeigte es ihnen; man las es, und wollte es nicht anders annehmen, als wenn dieses und jenes darinne geändert würde. Herr B . . . der mit einem Autor von 78 Jahren nicht viel Zeit zu verliehren zu haben

glaubte,

glaubte, und das Stück nicht erst an den Herrn Brueys zurück schicken wollte, weil er besorgte, daß er es nicht wieder zu sehen bekommen möchte; bat die Comödianten, daß sie selbst das nöthige daran verändern sollten, indem es dem Autor angenehm seyn würde. Da diese Veränderungen nicht viel zu bedeuten hatten, so war das Stück bald im Stande, daß es konnte vorgestellt werden; und als man darzu, so wie es gewöhnlich ist, die Erlaubniß bey dem Policeylieutenant holen wollte, erfuhr man, daß die französischen Comödianten eben dieses Stück, unter dem Titel: **Die Stärke des Geblüts, oder die Stiefmutter**, und auch schon die Erlaubniß, es zu spielen, bekommen hätten. Man verglich beyde Stücke mit einander, und fand, daß sie einerley waren. Herr B . . . zeigte seine Vollmacht vom Herrn Brueys, und die Wittwe des Palaprat, die dieses Stück den französischen Comödianten unter dem Namen ihres Mannes gegeben hatte, hatte gleichfalls Beweise ihres Rechts. Jede Parthey wollte gleichwohl nicht daß die andere das Stück auch haben sollte. Der Fall war neu, und um sie auseinander zu setzen, mußte man ein Urtheil fällen, das eben so sonderbar als die Sache selbst war. Der Policeylieutenant fand ein Mittel, den Streit zu entscheiden, so daß sich niemand beleidigt fand. Er befahl, daß dieses Stück an einem Tage auf beyden Theatern zugleich gespielt werden sollte, und daß dasjenige, welches die meisten Vorstellungen haben würde, auf dem Theater, wo es aufgeführt

worden wäre, verbleiben, das andere aber unterdrückt werden sollte. a) Dieses Urtheil ward den 21 April 1721 vollzogen, und das italiänische Theater behielt den Vortheil vor dem französischen.

a) Es gehört eben, mit Erlaubniß des Verfassers dieser langen und nicht viel bedeutenden Anecdote, kein salomonischer Geist darzu, um dieses Urtheil zu fällen; und ich zweifle, ob einem einzigen Leser der 21 April dadurch merkwürdiger wird geworden seyn. Es ist, daß ich es im Vorbeygehen bemerke, ein wesentlicher Zug in dem Charakter der französischen Nation, daß sie in Kleinigkeiten etwas wichtiges und merkwürdiges zu finden weis; vielleicht bestärken wir sie darinne, da wir so geneigt sind, sie selbst in Kleinigkeiten zu bewundern.

Johann Galbert de Campistron,

geb. zu Toulouse 1656, gest. 1723.

I.

Der Herr de Vendome hatte den Racine gebeten, die Verse zu verfertigen, die er unter das Divertissement, das er für den Dauphin zu Anet vorbereitete, mengen wollte. Racine entschuldigte sich, und schlug den Campistron vor, der durch die Oper Acis und Galathea die ihn getroffene Wahl rechtfertigte. Der Herr de Vendome war mit dem Poeten so zufrieden, daß er ihm hundert Louis

zum

zum Geschenk schickte. Dieses war damals für den Autor alles was er verlangte, und er hätte es mit aller Erkenntlichkeit angenommen, wenn ihm Champmele und Raisin nicht vorgestellt hätten, daß diese Summe für den Herrn de Vendome noch nicht hinreichend sey, und daß er eine noch weit reichlichere Belohnung von ihm erwarten könnte. Campistron wollte nicht recht daran, endlich aber folgte er ihrem Rathe, und befand sich wohl dabey. Der Prinz, der von der Uneigennützigkeit des Autors noch mehr gerührt ward, als von der Vortrefflichkeit des Stücks, nahm ihn als Secretair in Dienste, schenkte ihm nach und nach sein ganzes Vertrauen, und gab ihm endlich die Stelle eines Generalsecretairs der Galeeren.

II.

Der Herzog von Vendome, der bey Steinkerken Wunder der Tapferkeit that, fragte seinen Secretair, als er ihn an seiner Seite sahe, was er da wolle. Dieser gab ganz gleichgültig zur Antwort: Monseigneur, wollen Sie weggehen? Der Prinz fand diese Antwort schön, und trieb hernach öfters seinen Scherz damit.

III.

Campistron hatte alle Eigenschaften, die Pflichten der Aemter zu erfüllen, die ihm der Herzog von Vendome auftrug. Das einzige was man ihm vorwerfen könnte, ist die Saumseligkeit in Beantwortung der Briefe, die an ihn geschrieben wurden; und der Herzog von Vendome, der

ihn eines Tages ein ganz Paquet Briefe verbrennen sah, sagte: **Man sehe doch, wie Campistron seine Briefe beantwortet.**

IV.

Der Marquis von G . . . gieng einst zu Lyon in die Comödie, als man den Alcibiades vom Campistron spielte. Die Comödiantenbande, die ihn mehrentheils kannte, gab sich besondere Mühe, ihm zu gefallen; hauptsächlich aber suchte sich der Acteur, der die Hauptrollen spielte, an ihm einen Patron zu erwerben, der ihm zur Stelle des Baron verhelfen sollte, um welche in diesem Jahre Proben abgelegt wurden. Dieser Comödiant, der die Rolle des Alcibiades machte, trat mit der Palmis im vierten Act auf, und zeigte seine ganze Stärke in dieser Scene. Nie hatte man ihn so schön agiren gesehen. Kaum hatte er die beyden letzten Verse in dieser Scene hergesagt, als der Marquis von G . . ., mißvergnügt über die grausame Art, mit welcher Palmis einem so zärtlich liebenden und zugleich liebenswürdigen Prinzen begegnete, aufstand, und in der Entzückung ganz laut dem Comödianten zurief: **Zum Henker, du dauerst mich, armer Prinz! Gieb ihr doch nur vier Pistolen, wie ich ehemals gethan habe; ich gebe dir mein Wort, du wirst deine Absicht erreichen.**

V.

Campistron hatte einst auf dem Landhause des Erzbischofs von Toulouse gespeist. Als er nun

wieder

wieder nach Hause gieng, wollte er auf dem Marktplatze Träger haben, die ihn nach Hause tragen sollten. Diese aber machten Schwierigkeiten, weil er sehr schwer, und sein Haus weit entfernt war. Campistron drohete ihnen, und gab ihnen so gar einige Stockschläge. Der Zorn, in den er gerieth, da er zumal sich mit Essen und Trinken überladen hatte, zogen ihm auf der Stelle einen Schlagfluß zu. Man brachte ihn geschwind zu einem Barbier, der ihm zur Ader ließ; man trug ihn darauf nach Hause, und er starb nach einigen Stunden.

VI.

Da die Oper des Campistron, **Alcides**, oder der Sieg des Herkules, gleich nach dem Falle seiner Oper, **Achilles**, gefallen war, machte man folgendes Quatrain:

A force de forger on devient forgeron:
Il n'en est pas ainsi du pauvre Campistron;
Au lieu d'avancer il recule
Voyez Hercule.

„Man wird ein Schmidt, wenn man „fleißig schmiedet: aber bey dem armen „Campistron trifft es nicht ein; anstatt bes„ser zu werden, verschlimmert er sich; man „sehe nur den Herkules.„

Carl Riviere Dufreny,

geb. 1648, gest. 1724.

I.

Die gemeinste Meynung ist, daß Dufreny von vornehmer Geburth gewesen sey. Sein Großvater war von einer Gärtnerinn zu Anet gebohren, die man die schöne Gärtnerinn nannte, und von welcher man gewiß wissen will, daß Heinrich IV in sie verliebt gewesen sey.

II.

Dufreny hatte zu gleicher Zeit drey bis vier verschiedene Quartiere gemiethet, um seine Unabhängigkeit zu erhalten. So bald er merkte, daß er in einem Quartiere bekannt ward, so zog er in ein anderes.

III.

Der König gab dem Dufreny das Privilegium zu einer Glasmanufactur, die man anlegen wollte, und die mehr Fortgang gehabt hat, als man sich anfänglich von ihr versprach. Dufreny, der sich nach einigen eigensinnigen Köpfen richten sollte, verkaufte das Privilegium um einen ziemlich geringen Preiß. Da die Zeit kam, wo das Privilegium wieder erneuert werden mußte, befahl der König den neuen Entrepreneurs, dem Dufreny eine Pension von dreytausend Livres auf Zeitlebens

lebens zu geben, von welcher der verschwenderische Poet die Wiederbezahlung übernahm. Der König, der diesen letzten Umstand vom Dufreny erfuhr, sagte, daß er sich nicht für mächtig genug hielte, ihn reich zu machen.

IV.

Dufreny machte eine Comödie vom Sancho-Pansa, welche nicht gedruckt ist. Am Ende des Stücks sagt der Herzog: Der Sancho fängt an mir zur Last zu werden. **Und mir auch**, rief ihm einer vom Parterre entgegen. Dieses Urtheil ward vom Publico bestätigt, und der Autor hat es nie gewagt, darwider zu appelliren.

V.

Dufreny befand es nie für gut, sich in den Streit über die Alten und Neuern zu mengen; er giebt aber seine Meynung darüber zu erkennen, wenn er in seinem Merkure sagt: Wenn ihr durch sechs und zwanzig Jahrhunderte hindurch den Homer sehet, so bildet euch ein, ein Frauenzimmer in der Ferne durch einen dicken Nebel zu sehen. Wenn sich nun einer in dieses Frauenzimmer verliebte, und euch zuriefe: Sehet doch die feinen Züge ihres Gesichts, das sanfte Feuer ihrer Augen, die fast unmerkliche Vermischung der Lilien und Rosen in ihrer delicaten Farbe! würdet ihr diesem entzückten Liebhaber nicht antworten: Ey, mein Herr, wie können Sie verlangen, daß ich das alles durch diesen dicken Nebel sehen soll?

VI.

Die Armuth ist kein Laster, sagte einer zum Dûfreny; sie ist vielleicht noch schlimmer, antwortete er.

Noel Alexander,

ein Dominicaner,

geb. zu Rouen 1639, gest. 1724.

I.

Der Minister Colbert, der nichts verabsäumte, um den Abt Colbert, seinen Sohn, der nachdem Erzbischof zu Rouen ward, zum geschickten Manne zu machen, hatte eine Gesellschaft geschickter Männer ausgelesen, die zu seinem Unterricht zusammen kommen, und Unterredungen über das Kirchenwesen anstellen mußten. Colbert ließ auch den P. Alexander darzu berufen, und dieser arbeitsame und eingezogene Mann, mußte alles, was in diesen Versammlungen gesprochen ward, zu Papiere bringen. Man sagt, daß dieses der Ursprung und die Anlage zu seiner Kirchengeschichte sey, die er hernach heraus gab.

II.

Der Pabst Benedict XIII, als er noch Cardinal war, schrieb an den P. Alexander, daß das Erdbeben zu Benevent im Jahr 1688, seinen erzbischöfli-

bischöflichen Pallast umgestürzt, und seine Bibliothek verschüttet habe; daß er aber, zu allem Glück, noch die Bücher desselben gerettet, die für ihn so gut als eine ganze Bibliothek wären.

III.

Der Pabst Innocentius XI verdammte die Kirchengeschichte des P. Alexander, die damals nur bis auf das dreyzehnte Jahrhundert gieng. Dieser Gelehrte setzte sie dem ohngeachtet fort, und bewieß sich in der Fortsetzung den Grundsätzen des römischen Hofes so wenig günstig, daß man den Vers eines alten Poeten auf ihn anwandte: Potuit fulmen meruisse secundum.

Franciscus Timoleon de Choisi,

geb. zu Paris 1644, gest. 1724.

I.

Als ich, sagt der Abt Choisi, an der Geschichte Carls VI arbeitete, sagte eines Tages der junge Herzog von Bourgogne zu mir: Wie werden Sie es machen, wenn Sie werden sagen sollen, daß dieser König ein Narr war? Monseigneur, antwortete ich ihm, ohne mich lange zu besinnen, ich werde sagen, daß er ein Narr war. Der Mensch hat, so bald er tod ist, keinen Vorzug mehr, als den ihm die Tugend giebt.

II.

Der Herzog von Beauvilliers, sagt der Abt Choisi, hat verschiedenemal zu mir gesagt, daß ich mehr gutes stiftete, wenn ich Bücher schriebe, in denen gute Sitten herrschen, als wenn ich zwölf Missionen übernähme. Es giebt Leute genug, setzte er hinzu, die sich auf den Catechismus verstehen, aber sehr wenige, die ein Buch schreiben, das sich lesen läßt.

III.

Der Abt Choisi verspielte einst funfzig Louis d'Or an die schöne Madame Dufrenoy, und da er sie nicht gleich bezahlen konnte, vergiengen, ich weiß nicht wie viel Tage, ohne daß sie von ihm reden hörte. Sie ward es endlich überdrüßig, so daß er ihr unterdessen ein Exemplar von den Werken schickte, von denen er Autor war. Er schrieb ihr zugleich, daß wenn es wahr wäre, wie in ihrem Billet stünde, daß sie das Geld gern haben möchte, um zu spielen, so sollte sie sich nur indeß mit seinen Büchern einen Zeitvertreib machen, bis er sie befriedigen könnte. Der Madame Dufrenoy kam diese Art Schulden zu bezahlen, sehr neu vor, und sie bekam Lust, selbst Bücher zu schreiben, damit sie mit ihren Werken ihre Gläubiger befriedigen könnte, wenn sie Geld von ihr verlangten.

IV.

Der Abt Choisi bat den König Ludewig XIV um die Adjunctur des Herrn von Chaumont, Ambassa-

bassadeurs in Siam, um nach seinem Tode diesen Posten zu vertreten. Der Monarch willfahrte ihm, und sagte: Das ist das erstemal, daß einer eine Anwartschaft auf eine Gesandtenstelle sucht.

V.

Madame de Choisi, die gern spielte, hatte nicht das Herz, dem Abt Choisi, ihrem Sohne, das Spielen zu verbieten. Sie bediente sich darzu des Herrn Segrais, und hatte recht: Denn der Abt hätte zu ihr sagen können: Und Sie, spielen Sie nicht selbst?

VI.

Als der Herr de la Choisi im Jahr 1688 das Leben des heil. Ludewigs heraus gab, ward es so begierig gelesen, daß der Verleger den ersten Tag Wache vor seinen Laden stellen mußte, um das Eindringen der Käufer zu verhindern. Man liest aber dieses Werk nicht mehr, seitdem der Abt Choisi uns eine sehr angenehm geschriebene Geschichte dieses heiligen Königs gegeben hat.

VII.

Der Abt Dangeau und der Abt Choisi ließen Gespräche über die Unsterblichkeit der Seele, und die Existenz Gottes drucken. Vor iedem Gespräche stand eine Vignette, welche die beyden Schriftsteller vorstellte, wie sie sich mit einander unterreden. Man sagte, sie hätten sich mit Leib und Seele in Kupfer stechen lassen.

VIII. Der

VIII.

Der Abt Choisi hatte sein schönes Landgut Baleroi bey Caen verkauft. Als er nun einige Zeit darnach bey diesem Schlosse vorbey gieng, sagte er in einem empfindlichen Tone: **Ach, wenn ich dich doch auch noch auffressen sollte!**

IX.

Da der Abt Choisi die Materialien zu seiner Kirchengeschichte ohne große Untersuchung zusammen gerafft hatte, sagte er: **Ich habe meine Geschichte geschrieben, es fehlt nun nichts mehr, als daß ich sie lerne.**

X.

Man sagte ehemals, der Abt Fleury wäre in seiner Kirchengeschichte **Choisi**; und der Abt Choisi wäre in der seinigen **Fleury**.

Florens Carton Dancourt,

geb. zu Fontainebleau 1661, gest. 1725.

I.

Es trug sich bey der Vorstellung der **Oper auf dem Dorfe**, einer Comödie vom Dancourt, ein lustiger Streich zu. Der Marquis von Sables, der eine ziemlich lange und starke Mahlzeit gethan hatte, wo der Wein nicht war geschont wor-

worden, gieng, dieses neue Stück mit anzusehen. Da nun darinne eine Stelle vorkam, wo gesungen ward: Die Weinberge und die Wiesen werden mit Sande bestreuet werden, (seront Sablés) glaubte dieser Herr, daß man ihn nennte, und gab vor der ganzen Versammlung dem Dancourt eine derbe Ohrfeige.

II.

Ludewig XIV ehrte den Dancourt mit besonderem Wohlwollen. Dieser Acteur hatte die Gewohnheit, daß er, wenn der König in die Comödie kam, ihm seine Werke in der Loge vorlas, in welche sonst niemand als die Frau von Montespan kommen durfte; und man erzählt, daß, als ihm einst darinne schlimm ward, weil es stark eingeheizt war, der König sich selbst die Mühe nahm, das Fenster zu öfnen, damit er frische Luft bekommen möchte. Als ein andermal Dancourt die Ehre hatte, mit ihm, da er aus der Messe kam, in gewissen Angelegenheiten der Gesellschaft zu sprechen, und einer Treppe zu nahe kam, die er nicht sahe, ergriff ihn der König beym Arme und sagte: **Nehmt euch in Acht, Dancourt, ihr werdet fallen.** Er sagte hierauf zu den Großen, die ihn begleiteten: **Man muß gestehen, daß dieser Mann sehr gut spricht;** er gewährte ihm hierauf das, was er bat.

III.

Dancourt hielt eine schöne Rede an die Vorsteher des Hotel-Dieu, als er ihnen den vierten

Theil

Theil der Einnahme bezahlte, den die Comödianten diesem Hospital entrichten müssen. Der Erzbischof von Paris, und der Präsident Harlay, waren als Vorsteher dabey gegenwärtig. Dancourt bemühete sich zu beweisen, daß die Comödianten, in Ansehung der Vortheile, die sie den Armen verschaften, verdienten, mit der Excommunication verschont zu werden. Seine Beredsamkeit war aber nicht glücklich. Der Herr de Harlay antwortete ihm: Mein lieber Dançourt, wir haben Ohren, um euch zu hören; Hände, um die Almosen in Empfang zu nehmen, die ihr den Armen gebt; aber wir haben keine Zunge, um euch zu antworten.

IV.

Dancourt, der das Comödiantenleben satt war, begab sich auf ein Landguth, das er in Beroy besaß. Als er krank ward, und sein Ende kommen sah, ließ er sein Grab in der Kapelle seines Schlosses zurecht machen, und gieng und besahe es selbst mit einer ungewöhnlichen Ruhe und Standhaftigkeit.

V.

Man hat vom Dancourt gesagt, daß er die Comödie sehr edel, die Tragödie aber sehr bürgerlich gespielt habe.

Nicolaus de Malezieux,

geb. zu Paris 1650, gest. 1727.

I.

Man sagt, daß eines Tages die Deputirten des Fürstenthums Dombes sehr erstaunt wären, als sie nach Sceaux kamen, um den Herrn de Malezieux, der Kanzler dieses Fürstenthums war, zu sprechen, und die Antwort erhielten, sie könnten den Herrn Kanzler nicht sehen, weil er Comödie spielte.

II.

Als der Herr de Malezieux eine Comödie unter dem Titel: **Der um einen Platz in der Akademie ansuchende Polichinell**, verfertigt hatte, welche von den Marionetten des Brioſche gespielt ward, so setzte ein akademisches Mitglied diesem Stück ein anderes Lustspiel entgegen, unter dem Titel: **Harlequin ein Kanzler.**

Claudius Franciscus Fragvier,
geb. zu Paris 1666, gest. 1728.

I.

Der Abt Fragvier war als ein großer Bewunderer der Alten bekannt. Mit dem Homer, den er fünf bis sechsmal von forn zu lesen angefangen hatte, begegnete ihm etwas, das man für sonderbar ansehen kann, ob es gleich den meisten eben so kann gegangen seyn, die ihr Hauptstudium aus dem Homer gemacht haben. Er pflegte, wenn er im Homer las, die schönsten Stellen mit einem Bleystift zu unterstreichen. Da er nun diesen Autor zum zweytenmal las, erstaunte er, Schönheiten zu finden, die er das erstemal nicht bemerkt hatte, und die ihm noch schöner als jene dünkten. Eben so gieng es ihm, da er den Homer zum dritten und hernach zum viertenmal las. Er erstaunte einmal über das andere, unterstrich eine Zeile nach der andern, daß endlich das Buch vom Anfange bis zum Ende fast ganz durchstrichen war. So etwas muß einem begegnet seyn, sagte er, wenn man von dem Fürsten der Poeten gehörig urtheilen will.

II.

Der Abt Fragvier that öffentlich ein Gelübde in lateinischer Sprache, daß er alle Tage tausend

Verse

Verse im Homer lesen wollte, um die kühne Critik des Herrn de la Motte wieder gut zu machen.

III.

An dem Tage, als der Abt Fragvier zum Mitgliede der französischen Akademie erwählt ward, waren nicht mehr als siebzehn Mitglieder beysammen. Der König that diesen Herren zu wissen, daß er das, was in dieser Versammlung beschlossen worden wäre, für null und nichtig erkläre, indem die Versammlung, der Verordnung gemäß, nichts habe beschließen können, als nach welcher zwanzig Mitglieder zugegen seyn müßten, wenn einer in die Gesellschaft aufgenommen, oder von ihr ausgeschlossen werden sollte. Weiter ward ihnen durch das Schreiben des Staatssecretairs befohlen, zu einer neuen Wahl, den Verordnungen gemäß, und mit völliger Freyheit der Stimmen zu schreiten. Damit man aber nicht argwohnen möchte, alsob das, was dem Könige mißfallen habe, etwas anderes als ein Versehen wider die Formalität wäre, fügte er hinzu: Und Seine Majestät haben mir befohlen, zu gleicher Zeit die Erklärung hinzu zu thun, daß man seinen Befehl übel verstehen würde, wenn man glaubte, daß er den Herrn Abt Fragvier, dessen Verdienste bekannt sind, nicht zum Mitgliede der Akademie haben wollte; da nichts dem Willen Seiner Majestät mehr zuwider seyn würde, welche so wohl bey dieser, als bey allen andern Gelegenheiten, nichts

mehr wünschen, als den Eifer der Akademie wieder zu erwecken, über gute Ordnung und Fleiß in der Arbeit zu halten.

Johann Sebastian Trüchet,

geb zu Lyon 1657, gest. 1729.

I.

Der Pater Sebastian, ein Carmeliter, hat sich durch sein großes Talent zu den mechanischen Künsten sehr berühmt gemacht. Der König von Engeland Carl II, hatte an den König Ludewig XIV zwo Repetiruhren geschickt, die ersten, die man in Frankreich sahe. Die englischen Künstler hatten, um die Ehre und den Profit allein zu behalten, sie mit so einem künstlichen Gehäuse bedeckt, daß man sie, ohne ein besonderes Geheimniß zu entdecken, nicht aufmachen konnte. Diese Uhren wurden wandelbar, und der königliche Uhrmacher Martineau, sollte sie wieder zurecht bringen; aber er konnte nichts daran thun, weil er sie nicht aufzumachen wußte. Er sagte dem Herrn Colbert, daß er, außer einem jungen Carmeliter, niemand wüßte, der im Stande wäre diese Uhren aufzumachen; und daß, wenn es diesem nicht gelingen sollte, man sich entschließen müsse, sie wieder nach Engeland zu schicken. Die Uhren wurden also dem P. Sebastian gegeben, der sie ohne Mühe auf-

aufmachte, und so gar wieder zurecht brachte, ohne zu wissen, daß sie dem Könige gehörten. Er war ein geschickter Uhrmacher, und durfte nur Gelegenheit finden, um seine Geschicklichkeit zu zeigen. Einige Zeit darnach ließ ihn Colbert zu einer bestimmten Stunde zu sich rufen, ohne ihm sagen zu lassen, was er bey ihm sollte. Der P. Sebastian erschrack, und gieng voll Furcht zu dem Minister. Er fand zwey Mitglieder der Akademie bey demselben, und der Minister lobte ihn der Uhren wegen, und sagte zugleich, wem sie gehörten. Er ermahnte ihn hierauf, sein Talent in den mechanischen Künsten anzuwenden, besonders die Hydraulic zu studiren, die zu den prächtigen Unternehmungen des Königs nöthig war, und verordnete, daß er unter der Aufsicht der beyden akademischen Mitglieder arbeiten sollte. Um ihn noch mehr zu ermuntern, und einem Minister anständiger zu handeln, gab er ihm eine Besoldung von 600 Livres. Der P. Sebastian war damals nicht älter als 19 Jahr, und diese Begegnung mußte ihn nothwendig sehr ermuntern, sich anzugreifen. Wenn es großen Männern an geschickten Leuten fehlt, so wissen sie dieselben entweder nicht zu brauchen, oder nicht zu finden.

II.

Da der P. Sebastian in so großem Rufe stand, kam ein schwedischer Edelmann, der Herr von Günterfield nach Paris, um gleichsam seine beyden Hände von ihm wieder zu fodern, die er

durch eine Canonenkugel verlohren hatte. Er wollte nemlich zwey künstliche Hände, mit beweglichen Fingern, die vermittelst eben so vieler Fäden an zwey Stücken Fleisch, die über dem Ellbogen noch da waren, befestigt werden sollten, gemacht haben. Eine so schwere Unternehmung, die, wenn sie glücklich ausgeführt ward, eine Art von Wunderwerk vorstellen konnte, schreckte den P. Sebastian gar nicht ab. Er legte so gar den Augen der Akademie verschiedene Stücke, die er darzu verfertigt hatte, vor, mit welchen er das von ihm verlangte Meisterstück zu Stande bringen wollte. Der Minister aber hatte seiner dazumal bey dem Canal zu Orleans nöthig, und unterbrach ihn in einer Arbeit, die er ohne Zweifel sehr ungern verließ. Er übergab indessen alles, was er dazu fertig hatte, den Händen eines geschickten Mechanikus, den er für fähig hielt, seinen Absichten gemäß das Werk zu Stande zu bringen. Herr Dûquet setzte die künstliche Hand in den Stand, daß der schwedische Officier damit den Hut vom Kopfe nehmen, und wieder darauf setzen konnte. Es konnte aber der Fremde sich nicht lange genug zu Paris aufhalten, und da er nach und nach sich schon daran gewöhnt hatte, ohne Hände zu leben, so entschloß er sich, auch künftig ohne dieselben zu seyn.

III.

Der Czaar Peter der große, beehrte den P. Sebastian mit einem Besuche, der drey Stunden dauer-

dauerte. Dieser Monarch, der in einer so dicken Barbarey, und mit so viel Genie gebohren war, der der Schöpfer eines neuen Volkes ward, konnte sich in dem Kabinet dieses geschickten Mannes an den Modellen zu Maschinen, die er entweder selbst erfunden, oder vollkommener gemacht hatte, an so viel Werken, die, wenn sie nicht alle gleich nützlich waren, sich wenigstens durch einen außerordentlichen Fleiß empfohlen, kaum satt sehen. Nachdem der Prinz sich lange umgesehen hatte, foderte er zu trinken, und befahl dem P. Sebastian, der sich entschuldigte, so viel er konnte, mit ihm zu trinken, und zwar aus eben dem Glase, wozu er ihm selber den Wein einschenkte. Er hätte, da er der unumschränkteste Monarch war, sich leicht bereden können, daß die gemeinen Menschen nicht eben von der Natur wären, als ein Kayser von Rußland. Man kann so gar glauben, daß der Czaar mit Vorsatz eine Gelegenheit herbey zog, wo er sich dem P. Sebastian gleichstellen konnte.

IV.

Der P. Sebastian ist es, der für Marly eine Maschine, große Bäume ganz fortzuschaffen, ohne sie zu beschädigen, erfunden hat; so daß binnen zween Tagen Marly seine Gestalt veränderte, und mit langen Alleen geziert war, die den Tag vorher angekommen waren.

V.

Die Achtung, in welcher der Pater Sebastian stand, veränderte ihn gar nicht, und der

Herzog von Orleans sagte, da er von ihm mit dem Könige sprach: Er ist so simpel als seine Maschinen.

Simon de Laloubere,

geb. zu Toulouse 1642, gest. 1729.

I.

Der Herr de la Laloubere verlohr seinen Vater sehr zeitig, er fand aber in seiner Mutter einen sichern und sehr eifrigen Wegweiser. Diese verdienstvolle Frau, die, wie es scheint, genug mit den Affairen zu thun hatte, die ihr Mann hinterließ, verlohr die Hofnung nicht, das Studiren eines jungen Menschen, der schon in der rhetorischen Classe war, zu regieren. Der junge Laloubere, dem diese Aufsicht ein wenig beschwerlich vorkam, schmeichelte sich wenigstens, daß sie nicht lange dauern würde. Er las damals schon die Gedichte des Homers im Griechischen, die ihn ganz einnahmen, und machte sich die boshafte Freude, ihr Morgens und Abends eine große Anzahl Verse herzusagen, überzeugt, daß eine für sie so ungewöhnliche Sprache ihre Geduld bald ermüden würde. Er irrete sich aber; die Aufmerksamkeit seiner Mutter nahm immer mehr und mehr zu, so daß er ihr endlich sein Erstaunen zu erkennen gab, und ihr aufrichtig seine Absicht

ge-

gestand. Sie antwortete darauf mit einem andern Geständnisse, das ihn nicht weniger in Verwunderung setzte, daß sie nemlich nach und nach ihr Ohr so zu der Harmonie der griechischen Verse gewöhnt habe, daß wenn er ihr keine aus Schuldigkeit vorsagte, sie ihn bisweilen aus Freundschaft darum bitten würde.

II.

Nachdem sich Laloubere bey dem Herrn de Pontchartrain, Generalcontrolleur der Finanzen, in Gunst gesetzt hatte, ward ihm eine Stelle in der französischen Akademie gegeben. Bey dieser Gelegenheit machte Lafontaine das Sinngedicht, das sich mit diesen Worten endigt:

Il en sera, quoiqu'on die;
C'est un impôt que Pontchartrain,
Veut mettre sur l'Academie.

„Er wird darzu gelangen, man mag sa„gen was man will; es ist ein Impost, „den Pontchartrain der Akademie auflegen „will.„

III.

Laloubere bekam in einem Alter von funfzig Jahren Lust, eine seiner Anverwandten zu heyrathen. Er entwarf selbst sein Portrait, übergab es seiner Geliebten, ohne sich zu nennen, bat für diesen Unbekannten um ihr Jawort, und erhielt es.

IV.

Man sagt, daß Laloubere, wenn er von einer Krankheit genesen, Gott besonders gedankt habe, daß er ihm den Genuß seiner Freunde noch länger schenken wolle. Einige unter ihnen machten ihm einst die Anmerkung, daß sie, ob er gleich alt und schwach sey, dennoch keine zitternden Hände an ihm gewahr würden, welches der gemeine Mann für eine Folge des Meyneides ansieht, und Lalcubere antwortete ihnen, daß er auch nie, selbst in der Liebe, falsch geschworen habe.

Michael Baron,

gest. 1729.

I.

Man erzählt vom Baron, daß ihm auf dem Jahrmarkte zu Bourges, wohin ihn sein Vater, einige Waaren einzukaufen, geschickt hatte, einige Stücke, die er in dieser Stadt auf dem Theater vorstellen sah, so wohl gefallen, daß er sich selbst bey der Bande, die daselbst spielte, angeboten habe. Er zog also erst einige Jahre mit in den Provinzen herum, bis er nach Paris kam, und daselbst Aufsehen machte. Er starb in ziemlich hohem Alter durch einen sonderbaren Zufall. Als er im Cid die Rolle des Dom Diegvo spielte, und den Degen, den ihm der Graf Gormas aus

der

der Hand schlägt, mit dem Fuße fortstieß, traf er unglücklicher Weise die Spitze desselben, und verwundete sich. Er achtete diese kleine Blessur zwar nicht; aber in einigen Tagen kam der Brand darzu. Man rieth ihm, sich das Bein ablösen zu lassen; aber er wollte lieber sterben, als diese Operation mit sich vornehmen lassen: **Ein Theaterkönig würde ausgepfiffen werden, wenn er mit einem hölzernen Beine aufgezogen käme,** gab er zur Antwort, und starb zween Tage darauf.

II.

Die Frau des Baron war die schönste Frau seiner Zeit. Man erzählt, daß, als sie einst der Königinn Mutter bey der Toilette aufwarten wollte, und die Königinn den Hofdamen sagte, daß die Frau des Baron käme, alle davon gelaufen wären.

III.

Als Racine seine Andromache wieder vorstellen ließ, und die Acteurs selbst darzu abrichtete, sagte er zum Baron, der die Rolle des Pyrrhus zu spielen hatte: Ihnen brauche ich keinen Unterricht zu geben; ihr Herz wird Ihnen mehr sagen, als meine Unterweisungen fassen könnten.

IV.

Man tadelte den Baron, daß er bisweilen, wenn er auf dem Theater stünde, dem Parterre den Rücken zukehrte. Dieses aber geschahe nur,

wenn

wenn er hinter sich laut reden hörte; er wandte sich so dann gegen die Personen, und declamirte ihnen seine Verse, die er zu sagen hatte, entgegen, bis sie stillschwiegen. Auf eben diese Weise machte er bisweilen einem vornehmen oder berühmten Manne ein Compliment, indem er eine der schönsten Stellen auslas, und wenn er sie hersagte, die Augen auf diesen Mann richtete.

V.

Baron machte sich einen sehr vortheilhaften Begriff von seiner Profession. Ich habe, sagte er, die alten und neuen Geschichten gelesen; ich finde, daß die Natur vortreffliche Männer in allen Arten häufig hervor gebracht hat; nur mit großen Comödianten scheint sie geizig gewesen zu seyn. Es hat nur einen Roscius und mich gegeben.

VI.

Die französischen Comödianten wollten den italiänischen wehren Französisch zu reden. Als Baron das Anliegen seiner Gesellschaft vorgetragen hatte, befahl der König dem Dominico, daß er nun auch reden sollte. Nachdem dieser Acteur einige seinem Character gemäße Posituren gemacht hatte, sagte er zum Könige: Welche Sprache befehlen Eure Majestät daß ich reden soll? Welche du willst, antwortete der König. Nun weiter verlange ich nichts, sagte Dominico, und dankte Seiner Majestät, meine Sache ist gewonnen. Der König lachte, daß man ihn so belauscht hatte:

Das

Das Wort ist gegeben, sagte er, ich kann es nicht wieder zurück nehmen.

VII.

Baron war schon fünf und siebzig Jahre alt, da er noch immer die Rolle des Rodrigo im Cid spielte; er legte diese Rolle nicht eher nieder, als da sich ein lautes Gelächter erhob, da er die beyden Verse hersagte:

Je suis jeune, il est vrai; mais aux ames bien nées
La valeur n'attend pas le nombre des années.

„Ich bin jung, es ist wahr; aber die Ta-
„pferkeit wartet in edelgebohrnen Seelen
„nicht auf die Anzahl der Jahre.„

Unter den Rollen, die er beständig behielt, war Antiochus in der Rodogune. Es gab Gelegenheit zum Scherz, als Mademoiselle Balincourt, die mit der Cleopatra anfieng, zu ihm und der Mademoiselle Dûclos, welche Rodogunen vorstellte, sagte: Kommt näher, meine Kinder. Baron war damals wenigstens achtzig Jahre alt.

VIII.

Baron behauptete, daß die Declamation so viel vermöchte, daß, wenn man muntere und selbst comische Gedanken mit einem zärtlichen und traurigen Tone hersagte, man die Seele eben so wohl zu

schmerz-

schmerzhaften Bewegungen, ja selbst zu Thränen bringen könnte. Man hat ihn mehr als einmal mit Erstaunen die Probe davon mit einem Liedchen machen sehen, das Moliere in seinem Menschenfeinde vorbringt.

Si le Roi m' avoit donné
Paris sa grande ville
Et qu' il me fallût quitter
L' amour de ma mie,
Je dirois au Roi Henry:
Reprenez votre Paris;
J' aime mieux ma mie au gai,
J' aime mieux ma mie.

„Wenn mir der König seine große Stadt „Paris geschenkt hätte, und ich mein „Schätzchen nicht mehr lieben sollte, so woll„te ich zum König Heinrich sagen: Nehmt „euer Paris wieder; ich will lieber mein „Schätzchen behalten.„

IX.

Der häufige Tabac, den Baron von Jugend auf geschnupft hatte, machte, daß er stark durch die Nase redete. La Brunere sagt demnach, wenn er ihn den größten Comödianten nennt der ie das Theater betreten, es fehle ihm nichts, als daß er durch den Mund reden sollte.

X.

Die Andrienne, ob sie gleich von dem Jesuiten dem P. Larüe ist, kam dennoch unter dem Namen

Namen des Baron heraus. Man kann bey diesem Stück merken, daß die Mademoiselle Dancourt, welche die Rolle der Andrienne machte, eine Art von Schlepprock erdachte, der sich zu dieser Rolle schickte, und noch heut zu Tage Mode ist. Diese Art von Kleidung wird noch bis diese Stunde eine Andrienne genannt.

Johann Baptista Heinrich dü Trousset de Valincour,

geb. zu Paris 1658, gest. 1730.

I.

Als der junge Graf von Toulouse aus den Kinderjahren trat, zog die Frau von Montespan den Racine, wegen des Hofmeisters, den man dem jungen Prinzen geben könnte, zu Rathe. Es sollte ein Mann von vorzüglichen Eigenschaften, und von berühmten Namen seyn. Racine glaubte dem Herrn dü Trousset bey dieser Gelegenheit einen großen Gefallen zu erweisen, und sagte zur Frau von Montespan: Ich schlage Ihnen einen Mann vor, dessen Name zwar nicht berühmt ist, der es aber zu seyn verdient; seine Werke, die er, ohne sich zu nennen, herausgegeben hat, sind von dem Publico mit Beyfall aufgenommen worden. Seine Werke waren: eine Critik über die Prin-

zessinn

zessinn von Clere; das Leben des Herzogs von Guise, und einige kleine sehr sinnreiche Stücke in Versen. Der Herr dû Trousset, der nach der Zeit Herr von Valincour hieß, ward wirklich angenommen.

II.

Racine, der den Herrn de Valincour einst auf die Gallerie zu Versaille gerannt kommen sahe, rief ihm entgegen: He! mein Herr, wo ist Feuer? der Herr de Valincour machte so starke Schritte, und that so eilfertig, als wenn Feuer in der Nähe wäre.

III.

Ein königlicher Schatzmeister, der dem Racine, Boileau und Valincour die Besoldung auszahlte, die sie als Geschichtschreiber des Königs erhielten, sagte: Wir haben von denen Herren noch keinen Buchstaben gesehen, als wenn sie die Quittungen unterschrieben haben.

IV.

Der Herr de Valincour, der durch die Feuersbrunst, die sein schönes Haus zu Saint-Cloud verzehrte, zugleich seine Bibliothek verlohren hatte, sagte zu denen, die ihn darüber trösten wollten: Ich müßte meine Bücher nicht viel genutzt haben, wenn ich nicht gelernt hätte ihrer zu entbehren.

Anto=

Antonius Houdart de la Motte,

geb. zu Paris 1672, gest. 1731.

I.

Es war ehemals gewöhnlich, daß die neuen Stücke ganz allein aufgeführt, und keine Nachcomödien darzu genommen wurden, als nach der achten oder zehnten Vorstellung, welches einige so aufnahmen, als ob das Stück nicht mehr Beyfall fände. Um diesem Urtheile zuvor zu kommen, ließ der Herr de la Motte gleich bey der ersten Vorstellung seines Romulus eine Nachcomödie darzu nehmen. Die andern Autoren, die alle diesen Gebrauch gern abgeschaft wissen wollten, folgten diesem Beyspiele; keiner aber hatte den Anfang machen wollen, um nicht gleich bey der ersten Vorstellung einen schlechten Begriff gegen sein Stück zu erregen.

II.

Ich erinnere mich, sagt de la Motte an einem Orte, daß ich eines Tages den Despreaux um die Ursache fragte, warum Homer seine Götter so närrisch und unverschämt vorstellte; er mochte sich nicht der abgedroschenen Entschuldigung bedienen, daß es Allegorien wären, und gestand mir vielmehr aufrichtig, was seine Meynung wäre, ob er sich gleich noch nie getrauet habe, sie öffentlich zu sagen.

Homer, sagte er, befürchtete, er möchte durch den tragischen Inhalt seiner Erzählungen ekelhaft werden; da er von Seiten des Menschen nichts als Schlachten und ausschweifende Leidenschaften zu malen hatte, so wollte er seiner Materie eine muntere Farbe, auf Unkosten der Götter selbst, anstreichen. Er läßt sie also lustige Zwischencomödien spielen, um den Leser eine Erhohlung unter den häufigen Schlachten zu geben, die ohne diese Intermezzen leicht ekelhaft werden könnten.

III.

Zu der Zeit, als man sich über den Vorzug der Alten und Neuern stritt, fand man mit Kohlen an dem Thore der Akademie die vier Verse geschrieben, die eine Parodie von denen sind, die ehemals Corneille auf den Cardinal Richelieu gemacht hat:

La Motte & la Dacier, avec un zèle égal,
Se battent pour Homere, & n'y gagneront rien:
L'une l'entend trop bien pour en dire du mal;
L'autre l'entend trop peu pour en dire du bien.

„La Motte und die Dacier schlagen sich
„mit gleichem Eifer um den Homer herum,
„und werden doch nichts damit gewinnen:
„die eine versteht ihn zu gut, um Böses von
„ihm zu sagen; der andere versteht ihn zu
„wenig, um Gutes von ihm zu sagen.„

IV. Als

IV.

Als in dem Streite über den Homer der Herr de la Motte einige Stellen dieses Autors tadelte, antwortete ihm die Dacier beständig in der Begeisterung: Ach! wenn Sie doch Griechisch verstünden! Es ist mir, antwortete ihr der Herr de la Motte hierauf ganz sinnreich, als wenn ich den Helden des Cervantes reden hörte, der, weil er als ein Ritter bewafnet einher gieng, lauter Zauberer sahe, wo sein Stallmeister nur Schaafe sahe.

V.

Sinngedicht des Rousseau, während den Streitigkeiten über den Homer.

Léger de queue & de ruse chargé
Maitre Renard se proposoit pour regle;
Léger d'etude, & d'orgueil engorgé,
Maitre Houdart se croit un petit aigle;
Oyez-le bien, vous toucherez au doigt
Que l'Iliade est un conte plus froid,
Que Cendrillon, Peau d'ane, ou Barbe bleue:
Maitre Houdart, peut-être on vous croiroit,
Mais par malheur-vous n'avez point de queue.

VI.

Die Fabeln des de la Motte hatten ungemeinen Beyfall erhalten, als er sie in den Versamm-

lungen der Akademie öffentlich vorgelesen hatte. Kaum aber waren sie gedruckt, als sie weiter keinen Bewunderer fanden, als den Abt de Pons, der beständig behauptete, daß das Publicum Unrecht hätte. Er kam eines Tages auf ein Caffeehaus voller Zorn wider einen kleinen Enkel, dem er zwey Fabeln auswendig zu lernen gegeben hatte, eine vom Lafontaine, die andere vom de la Motte. Das Kind, das nur sechs Jahr alt war, hatte die Fabel des Lafontaine bald gelernt, aber nie die Fabel vom de la Motte in den Kopf bringen können. Diese Erfahrung bekehrte den Abt de Pons nicht, sondern machte ihn nur auf den künftigen schlechten Geschmack seines Enkels ungehalten.

VII.

Sinngedicht.

Dans les Fables de la Fontaine
Tout est naïf, simple & sans fard;
On n' y voit ni travail ni peine,
Et le facile en fait tout l'art.
En un mot dans ce froid ouvrage,
Dépourvu d'esprit & de sel,
Chaque animal tient un langage
Trop conforme à son naturel.
Dans la Motte-Houdart au contraire,
Oisillions, quadrupede, homme, insecte, poisson
Tout prend un noble caractere,
Et s'exprime du même ton.

Enfin

Enfin par son sublime organe
Les animaux parlent si bien,
Que dans Houdart souvent un âne
Raïsonne en Académicien.

„In den Fabeln des Lafontaine ist alles „naif, simple und ungeschmückt; man sieht „ihnen weder Arbeit noch Mühe an, und „das Leichte ist das ganze Kunststück der= „selben. Mit einem Wort, in diesem fro- „stigen Werke, das ohne Geist und Salz „ist, führt iedes Thier eine seiner Natur zu „angemessene Sprache. In dem la Mot- „te-Houdart hingegen nimmt alles, Vögel, „Thiere, Menschen, Insecte, Fische, einen „erhabenen Character an, und spricht erha- „ben. Die Thiere reden, vermöge seiner „großen Kunst, so gut, daß bey dem Hou= „dart öfters ein Esel wie ein Akademiker „spricht.„

Ein anderes Sinngedicht.

Quand le Graveur Gilot & le Poëte Houdart,
Pour illustrer la Fable, auront mis tout leur art;
C'est une verité très-sure,
Que le Poëte Houdart & le pauvre Gilot,
En fait de vers & de gravure,
Nous feront regretter Lafontaine & Calot.

„Wenn der Kupferstecher Gilot und der „Poet Houdart alle ihre Kunst werden an-

„gewandt haben, um der Fabel einen Glanz
„zu geben, so ist nichts gewisser, als daß der
„Poet Houdart und der arme Gilot, der
„eine in Versen und der andere in Kupfer-
„stichen, machen werden, daß wir den La-
„fontaine und den Calot bedauern.„

VIII.

Man sprach bey dem Regenten von den neu-herausgekommenen Fabeln des de la Motte. Zwey oder drey Hofleute, Freunde des de la Motte, erhoben sie, ohne daß der Regent ein einziges Wort darzu sagte. Nach einem langen Stillschweigen endlich, offenbarte der Herzog seine Gedanken, und sagte: **Man muß gestehen, daß wir außer dem Rousseau keinen Poeten haben wie er seyn soll.**

IX.

Rousseau sagte: Die Oden des de la Motte sind sehr den Briefen ähnlich. Man könnte sagen, daß sie alle mit **Mein Herr** anfangen, und mit **gehorsamster Diener** endigen.

X.

Der Herr de la Faille, Verfasser der Jahrbücher von Toulouse, sagt, la Motte kräusele das Galimathias nicht genug.

XI. Grab-

XI.

Grabschrift des Herrn de la Motte.

Cy git, mieux vaut tard que jamais,
Le successeur de Desmarais.

„Hier liegt, besser spät als niemals, der
„Nachfolger des Desmarais.„

XII.

Man definirte den la Motte: **Gerechtigkeit und Richtigkeit**; Justice & justesse.

Johann Hardouin,
ein Jesuite,
geb. zu Quimper 1663, gest. 1732.

I.

Der P. Hardouin hegte sehr sonderbare Meynungen: Ich stehe nicht, sagte er, alle Morgen um vier Uhr auf, um das zu sagen, was andere gesagt haben.

II.

Nachdem der P. Hardouin sein System von den untergeschobenen Werken der Gelehrten bekannt gemacht hatte, trug ihm die Geistlichkeit in Frankreich die Besorgung einer neuen Ausgabe der Concilien auf. Der P. Lebrün vom Oratorio,

besuchte ihn, als er eben mit dieser wichtigen Sammlung beschäfftigt war, und sagte zu ihm: Wenn das wahr ist, was Sie neulich behauptet haben, so arbeiten Sie sehr vergebens, und werden der Welt eine Sammlung von Unwahrheiten und Betrügereyen vorlegen, die blos geschmiedet sind, um die Religion über den Haufen zu werfen. Der Jesuit schwieg einen Augenblick ganz still, und rief hernach, von einem gewissen Enthusiasmus ergriffen, aus: Nur Gott und ich kennen die Stärke des Einwurfs, den Sie mir hier machen.

III.

Huetius sagte vom Plinius des P. Hardouin, dieser Jesuit habe in fünf Jahren ein Werk vollendet, womit fünf der gelehrtesten Männer Ehre eingelegt haben würden, wenn sie es in funfzig Jahren zu Stande gebracht hätten.

IV.

Als der P. Hardouin behauptete, daß der Josephus, so wie wir ihn haben, ein Werk einiger Mönche aus dem dreyzehnten Jahrhunderte sey, sagte ein lustiger Kopf: Wir wollen es glauben, wenn uns wird bewiesen werden, daß die Jesuiten die Verfasser der Provincialbriefe sind.

V.

Huetius sagte auch, daß der P. Hardouin seit vierzig Jahren daran arbeite, seinen Ruhm über den Haufen zu werfen, ohne daß er es noch so weit habe bringen können.

VI. Der

VI.

Der P. Hardouin sprach von seinen Mitbrüdern mit sehr wenig Achtung, weil sie nicht seiner Meynung waren. In dem Collegio Ludewigs des Großen, sagte er, finde ich immer Leute zu denen ich reden, aber nicht mit welchen ich reden kann.

VII.

Ein Engeländer hat die Auslegungen, die der P. Hardouin von einigen Oden des Horaz gemacht, und auf Jesum Christum, auf die Jacobiner, auf die Begebenheiten der Kirche gedeutet hat, angenommen; er hat aber deßwegen nicht zugegeben, daß diese Oden im dreyzehnten Jahrhunderte gemacht wären. Er behauptet, daß die Poeten einen Weissagungsgeist gehabt haben.

VIII.

Man nannte den P. Hardouin den ewigen Vater der Narrenhäuser.

IX.

Hier ist die Grabschrift auf den P. Hardouin, die man dem Franciscus Atterbury, Erzbischof von Rochester, zuschreibt:

In expectatione judicii
Hic jacet
Hominum paradoxotates,
Natione Gallus, religione Romanus,
Orbis litterati portentum,

Venerandæ antiquitatis cultor & destructor,
Docte febricitans
Somnia & inaudita commenta vigilans edidit,
Scepticum pie egit,
Credulitate puer, audacia juvenis, deliciis senex.

Jacob Joseph Dügvet,

geb. zu Montbrison 1649. gest. 1733.

I.

Als der junge Dügvet noch in die Schule gieng, fiel ihm von ohngefehr die Astrea des Dürfee in die Hände. Dieser Roman, der sehr beliebt war, gefiel ihm, und er setzte sich vor, ob er gleich nur zwölf Jahr alt war, eine Geschichte in eben dem Geschmacke zu schreiben, von dem, was er etwan von einigen Familien zu Montbrison hatte erzehlen hören. Er führte sein Vorhaben in kurzer Zeit, und auf eine Art aus, die über sein Alter zu seyn schien. Er erzehlte es hierauf seiner Mutter, welche, nachdem sie sich ein Stück davon hatte vorlesen lassen, es so wenig billigte, daß sie vielmehr, als eine christliche Mutter, ganz betrübt zu ihm sagte: **Du würdest sehr unglücklich seyn, mein Sohn, wenn du die Talente, die dir Gott gegeben, so schlecht anwenden wolltest.** Der junge Autor hörte diese Vermahnung, richtete sich darnach, ohne zu murren, warf

warf seine Schrift ins Feuer, beschloß nie wieder einen Roman zu lesen, und legte sich hingegen mit allem Ernst auf die ernsthaften Wissenschaften.

Rene Aubert de Vertot,

geb. in der Landschaft Caux 1655, gest. 1735.

I.

Der Abt Vertot war anfänglich ein Capuciner. Er begab sich hernach noch in andere Orden, und vertauschte oft seine Pfründen. Man nannte dieses die Staatsveränderungen des Abts Vertot.

II.

Der Bischof zu Meaux, Bossuet, hatte kaum die Werke des Abts Vertot gelesen, als er zu dem Cardinal de Bouillon sagte, daß es eine Feder sey, die geschnitten wäre, um die Geschichte des Herrn von Türenne zu schreiben.

III.

Die Geschichte der Staatsveränderungen in Schweden, ward zu Stockholm selbst so hoch geschätzt, daß der Gesandte, der nach Frankreich geschickt ward, in seinen Instructionen zugleich den Befehl erhielt, mit dem Verfasser derselben Bekanntschaft zu machen, und ihn zu einer allgemeinen Geschichte von Schweden zu bereden. Dieser

Ge-

Gesandte, der den Abt Vertot zu Paris in den besten Gesellschaften und in der großen Welt zu finden glaubte, erstaunte, daß er ihn nirgends antraf, und fragte, wo er wäre. Da er nun hörte, daß es nur ein Pfarrer auf dem Dorfe sey, stattete er von seinem Auftrage Bericht ab, und zwar so, daß aus dem Project weiter nichts ward.

Johann Baptista Rousseau,

geb. zu Paris, gest. 1741.

I.

Rousseau schämte sich seiner Herkunft dermaßen, daß er nicht einmal den Namen seines Vaters führen wollte. Er ließ sich eine Zeitlang **Verniettes** nennen; und aus diesem erdichteten Namen, sagt Saurin, machten einige seiner Freunde das Anagramma: Tu te renies: **Du verläugnest dich.**

II.

Bey der ersten Vorstellung des Schmeichlers, wo, wie man sagt, Rousseau sich selber soll geschildert haben, ward sein Vater, der für sein Geld in die Comödie gegangen war, von dem Applaudissement, das sein Sohn erhielt, so gerührt, als man sich nur vorstellen kann. Er konnte seine Freude nicht bergen, und gab sich gegen die, die bey ihm saßen, als der Vater des Autors zu erkennen.

kennen. Als das Stück geendigt war, gieng der gute Mann, ganz außer sich, seinen Sohn zu umarmen. Er traf ihn am Ausgange des Theaters, redete voller Zärtlichkeit zu ihm, und schloß endlich mit den Worten: **Nun ich bin euer Vater. Ihr mein Vater?** rief Rousseau, und verließ ihn den Augenblick betrübt und mit Thränen stehen.

III.

Als Rousseau und la Motte sich wieder mit einander versöhnt hatten, fragte man den ersten, ob Gacon nicht mit in den Traktat würde eingeschlossen werden. Schöne Frage! sagte er; wenn die Generale zwoer feindlichen Armeen Friede mit einander machen, sind in diesem Frieden die Packknechte nicht mit begriffen?

IV.

Als Rousseau, der bekannten Couplets wegen, aus dem Reiche verbannet ward, suchte er einen Aufenthalt bey dem Grafen du Lüc de Vintimille, welcher französischer Ambassadeur in der Schweitz war. Da dieser Herr hernach zum Gevollmächtigten bey dem Friedenscongreß zu Baaden im J. 1714 ernennet ward, begleitete ihn Rousseau dahin. Eines Tages kam iemand zu dem Prinzen Eugen, und sagte, daß er bey dem Herrn du Lüc gewesen sey, allwo Rousseau sehr artige Verse hergesagt habe, die er fast in einem Augenblick gemacht hätte. Was! rief so gleich der Prinz aus, wir haben diesen großen Poeten hier? Er hat mir

Gele-

Gelegenheit gegeben, fuhr der Prinz fort, eine sehr richtige Anmerkung zu machen. Ich las einige Tage nach dem traurigen Vorfalle bey Denain seine Ode an das Glück; ich fand mein natürliches Bild in folgender Strophe:

Montrez-nous, Heros magnanimes
Votre vertu dans tout son jour;
Voyons comment vos coeurs sublimes
Du sort soûtiendront le retour.
Tant que la Fortune vous seconde,
Vous étes les Maitres du monde,
Votre gloire nous éblouit;
Mais au moindre revers funeste
Le masque tombe, l'homme reste,
Et le Heros s'évanoüit.

„Zeiget uns, ihr großmüthigen Helden, „eure Tugend in ihrem ganzen Lichte; laßt „sehen, wie sich euer Herz bey den Abwech„selungen des Glücks verhalten wird. So „lange euch das Glück wohl will, seyd ihr „die Herren der Welt, und euer Ruhm blen„det unsere Augen; aber bey der geringsten „unglücklichen Veränderung fällt die Mas„ke ab, der Mensch bleibt übrig, und der „Held verschwindet.„

Der Prinz Eugen bezeugte hierauf ein groß Verlangen den Rousseau zu sehen, der ihm so wohl gefiel, daß er ihn zu sich und mit nach Wien nahm.

V.

Rousseau war nur drey Jahr bey dem Prinzen Eugen. Der berüchtigte Graf von Bonneval und der Marquis von Prie hatten einen ziemlich heftigen Streit mit einander gehabt, und der Prinz wollte, daß ihm Rousseau, der ein Zeuge davon gewesen war, denselben erzählen sollte. Rousseau that es auf eine Art, die dem Marquis de Prie nicht viel Ehre machte. Da nun der Prinz diesem Marquis besonders wohl wollte, so verscherzte Rousseau, durch seine allzu große Aufrichtigkeit, die Gunst seines Beschützers, welcher ihn nach Brüssel gehen hieß, wo er eine Bedienung bekommen sollte, die er aber nie erhalten hat.

VI.

Rousseau, dem es verdroß, daß der Prinz Eugen ihm seine Gunst entzogen hatte, machte folgendes Sinngedicht:

Est-on Héros pour avoir mis en chaines
Un peuple ou deux? Tibere eut cet honneur.
Est-on Héros en signalant ses haines
Par la vangeance? Octave eut cet honneur.
Est-on Héros en regnant par la peur?
Séjan fit tout trembler jusqu' à son maître:
Mais de son ire éteindre le Salpêtre;
Sçavoir se veincre & réprimer les flots
De son orgueil: c'est ce que j'appelle être
Grand par soi-même; & voilà mon Héros.

„Ist

„Ist man ein Held, wenn man Völker „in Ketten gelegt hat? Tiberius hatte diese „Ehre. Ist man ein Held, wenn man sich „an denen rächt, die man haßt? Octavius „hatte diese Ehre. Ist man ein Held, „wenn man durch Furcht regiert? Vor dem „Sejan zitterte alles bis auf seinen Herrn. „Aber die Flamme seines Zorns auslöschen, „sich selbst bezwingen, und die Fluthen des „Stolzes aufhalten: das nenne ich groß „durch sich selber seyn; und das ist mein „Held.„

VII.

Im Jahr 1717 ließ der Herzog von Orleans als Regent von Frankreich, durch den Marquis de la Fare an den Rousseau schreiben, daß er wieder nach Paris kommen, und daselbst alle Sicherheit finden sollte. Rousseau aber bat, daß man die Sache, um welcher Willen er war vertrieben worden, zum zweytenmal untersuchen sollte; welches aber der Prinz nicht befehlen wollte.

VIII.

Der Herzog von Aremberg, der sich meistentheils zu Brüssel aufhielt, gab dem Rousseau eine Pension von funfzehn hundert Livres. Der Poet, der nach der Zeit Ursache zu haben glaubte, sich über seinen Wohlthäter zu beschweren, wollte das Geld nicht annehmen, als man es ihm brachte. Ich nahm es gern, sagte er zu dem Haushofmeister dieses Herrn, als ich mir schmeicheln durfte

ein Freund des Herzogs zu seyn. Jetzt aber, da ich es nicht mehr bin, will ich auch nichts mehr annehmen.

IX.

Als man zu Amsterdam die Satyren des Regnier druckte, wollte man sie dem Rousseau in einem sehr satyrischen Briefe zueignen. Der Poet, der davon durch den Abt von Vayrac benachrichtigt ward, schrieb an den Marquis de Fenelon, und bat ihn, diesen Brief zu unterdrücken. Dieser Minister antwortete, daß er seine Instructionen noch einmal durchgelesen, und nichts darinne gefunden hätte, was die Angelegenheiten des Parnassus und die Streitigkeiten zwischen Poeten und Schriftstellern beträfe; daß, da außerdem Rousseau kein Unterthan des Königs mehr sey, es auch seinem Minister nicht zukäme, sich in das zu mischen, was ihn anbeträfe.

X.

Der Graf du Lüc und der Herr von Senozan, sagt Dütillet, schrieben im Jahr 1738 an den Rousseau, daß er nach Paris kommen sollte, und daß sie das wider ihn ergangene Verbannungsurtheil aufzuheben gedächten. Rousseau kam dahin unter dem Namen Richer, den er aus Achtung gegen den Fabeldichter dieses Namens annahm. Er begab sich aber nach drey Monaten wieder weg, weil er sahe, daß nichts für ihn zu

hoffen war, und daß selbst die, die alles nach Wünsche zu endigen versprochen hatten, ihm nicht einmal einen Salvumconductum auf ein Jahr auswirken konnten, mit welchem die Zeit seiner Verbannung zu Ende gieng.

XI.

Während seines Aufenthalts zu Paris besuchte er den Herrn Rollin fast alle Tage, und wollte nicht von dannen gehen, als bis er ihm sein Testament vorgelesen hätte. Er lehnte in demselben mit den stärksten Ausdrücken die abscheulichen Couplets, die der Ursprung seines Unglücks waren, von sich ab, und schob sie auf Saurin. Rollin fiel ihm bey dieser Stelle ins Wort, und stellte ihm vor, daß es genug sey, wenn ihm sein Gewissen Zeugniß gäbe, daß er unschuldig sey; daß er sich aber einer schrecklichen Verläumdung, wenigstens einer Verwegenheit schuldig mache, wenn er sie einem andern namentlich aufbürden wollte, da er darüber keinen tüchtigen Beweiß anführen könnte. Der Poet konnte darauf nichts antworten, und Rollin sahe mit Vergnügen, daß er diese Stelle wegstrich.

XII.

Pyrrhon hat folgende Grabschrift auf den Rousseau gemacht:

Cy git l'illuſtre & malheureux Rouſſeau;
Le Brabant fut ſa tombe & Paris ſon berceau;
Voici l'abrégé de ſa vie,
Qui fut trop longue de moitié:
Il fut trente ans digne d'envie,
Et trente ans digne de pitié.

„Hier liegt der berühmte und unglückli-„che Rouſſeau; Paris war ſeine Wiege, „und in Brabant fand er ſein Grab. Man „ſehe hier ſein Leben, das um die Helfte zu „lang war, ins kurze gebracht: Dreyßig „Jahr war er würdig beneidet, und dreyßig „Jahr bedauert zu werden.„

Melchior de Polignac,

geb. zu Puy 1661, geſt. 1741.

I.

Der Herr de Polignac war erſt ſechs Monate auf der Welt, als er ſich ſchon einem großen Unglück ausgeſetzt befand. Er ward auf dem Lande erzogen, und ſeine Amme, die durch ihren erſten Fehltritt nicht klüger geworden war, begieng einen zweyten. Da ſie ihren Zuſtand nicht

lange verbergen konnte, und sich vor den Folgen fürchtete, entlief sie eines Tages gegen Abend, nachdem sie das Kind auf einen Misthaufen gelegt hatte, wo es eine ganze Nacht liegen blieb. Zum Glück war es in der schönen Jahreszeit, und man fand das Kind am folgenden Morgen, ohne daß ihm etwas wiederfahren war.

II.

Als der Abt von Polignac in dem Collegio zu Harcour die Philosophie studirte, fieng der Cartesianismus an die Universität zu theilen. Die jungen Professoren waren für, die alten wider ihn, und der Abt Polignac fiel den letztern in die Hände. Aber er studirte die Schriften seines Lehrmeisters nur, um sie zu widerlegen, und beschäfftigte sich hauptsächlich mit den Meynungen des Cartesius. Als er endlich, nachdem er den Cursum durch hatte, disputiren mußte, fand er sich im Stande, so wohl auf die alte als neue Philosophie zu antworten; und dieses that er zwey Tage nach einander. In der ersten Disputation vertheidigte er die Meynungen seines Lehrers, und in der zweyten seine eigenen. Dieß war das erstemal, daß die cartesianische Philosophie öffentlich erschien. Die Neuheit und der Name des Respondenten zogen viel Zuhörer in diese beyden Disputationen.

III. Als

III.

Als der Herzog von Chaulnes nach Rom geschickt ward, um mit dem Pabst Alexander VIII die Streitigkeiten zwischen Frankreich und dem vorigen Pabste beyzulegen, wollte er gern den Abt Polignac zum Gehülfen in dieser Negociation haben. Der neue Pabst beschwerte sich im Scherz über diesen Abt, daß er ein Verführer wäre. Er widerspricht mir niemals, sagte er, er scheint stets meiner Meynung zu seyn, und ich weiß nicht, wie er mich doch insgeheim in seine Meynung hinein zieht. Als nun die Streitigkeiten glücklich beygelegt, und die Vergleichsartickel schriftlich entworfen waren, überbrachte sie der Abt Polignac dem Könige, welcher nach einer langen Audienz sagte: Ich habe ietzt einem Menschen, und einem jungen Menschen Audienz gegeben, der mir beständig widersprochen, und beständig gefallen hat.

IV.

Der Abt Polignac, der es mit seiner Negociation am polnischen Hofe nicht hatte recht machen können, ward nach seiner Abtey Bonport verwiesen, und befand sich noch allda, als der Herzog von Anjou auf den spanischen Thron gerufen ward. Er schrieb an Ludewig XIV: **Sire, wenn die glücklichen Begebenheiten Eurer Majestät meinem Unglücke auch kein Ende machen, so machen sie doch daß ich es vergesse.**

V.

Als der Abt Polignac zu einem Auditor della Rota ernannt worden war, und der Cardinal de la Trimouille in einer Sache, die dem Könige sehr am Herzen lag, an den Pabst Clemens XI war geschickt worden, schrieb dieser an den Hof, daß er ohne den Beystand des Abts Polignac nichts auszurichten vermöge, als welcher alles von Seiner Heiligkeit erhalten könnte. Der Auditor della Rota hingegen stattete Bericht an den König ab, daß der glückliche Fortgang der Negociation einzig und allein dem Cardinal zuzuschreiben sey; und der König, der über ein so seltenes und edelmüthiges Verfahren der beyden Minister in Verwunderung gerieth, benachrichtigte mit Vergnügen den ganzen Hof davon.

VI.

Der Abt Polignac, den der Stolz verdroß, mit welchem ihn die Holländer bey den Conferenzen zu Gertraudenburg begegneten, sagte zu ihnen: **Meine Herren, Sie reden gerade wie Leute die nicht gewohnt sind zu überwinden.**

VII.

Da die holländischen Bevollmächtigten auf dem Friedenscongresse zu Utrecht sahen, daß durch die Vereinigung der beyden Höfe zu Versailles und

und London, ihre Sachen eine andere Gestalt bekommen, und daß man vor ihnen einige Artickel des Friedensschlusses geheim hielt, ließen sie den Ministern des Königs andeuten, daß sie sich fertig machen sollten, Holland zu verlassen. Der Abt Polignac, der den Stolz, womit sie ihm zu Gertraudenburg begegnet waren, noch nicht vergessen hatte, sagte zu ihnen: **Nein, meine Herren, wir gehen nicht von hier: wir wollen bey ihnen, über sie, und ohne sie tractiren.**

VIII.

Als bey der Erhebung Benedicts XIII im Jahr 1724 der Cardinal Polignac zum Gesandten des Königs in Rom erklärt ward, machte er daselbst ein Project, das seinem Geschmacke an den Antiquen gemäß war. Er wußte, daß während den bürgerlichen Kriegen, die die schönen Tage der Republik und das erste Jahrhundert des Reichs beunruhigten, die überwindende Parthey allemal die Bildsäulen und Tropheen der unterliegenden Parthey in die Tiber warf. Bisweilen zerschlug oder verstümmelte man sie vorher; aber meistentheils warf man sie ganz, wie sie waren, ins Wasser. Sie müssen also noch darinne liegen, sagte er, denn man hat sie wahrscheinlicher Weise nicht heraus gezogen, und der Fluß kann sie auch nicht mit sich fortgerissen haben. Er hatte demnach ein Mittel erdacht,

die Tiber abzuleiten, und in einem Raume von drey Viertel Meilen nachsuchen zu lassen. Man hätte noch ein wenig tiefer graben sollen, weil nothwendig diese Statüen von Erz oder Marmor tief gesunken waren. Wenn der Cardinal reich genug gewesen wäre, um diese Nachsuchung auf seine Kosten zu unternehmen, so hätte ihm der Pabst, der ihn sehr liebte, gewiß alle Erlaubniß darzu gegeben.

IX.

Obgleich der Cardinal ein Liebhaber witziger Einfälle war, und oft selbst dergleichen vorbrachte, so konnte er doch nicht leiden, daß man jemand an seiner Ehre angriff. Ein fremder Cavalier, der in englischen Diensten stand, und zu Rom unter französischem Schutze lebte, fieng eines Tages über der Tafel an sehr nachtheilig von der Religion und dem Könige Jacob zu sprechen. Der Cardinal sahe dabey sehr ernsthaft, und sagte in einem freundschaftlichen Tone zu ihm: **Ich habe Befehl, mein Herr, Ihre Person zu schützen; aber nicht Ihre Reden.**

X.

Man hatte in Frankreich mit den Experimenten des Neutons verschiedene Versuche gemacht, die aber alle nicht gelungen waren; woraus man schließen wollte, daß das System des gelehr-

gelehrten Engländers nicht Stich hielte. Der Cardinal Polignac, der niemals ein Neutonianer gewesen ist, sagte dennoch, daß man einen Satz, den Neuton behauptete, nicht so obenhin läugnen, sondern die Versuche oft wiederholen müsse, bis man überzeugt wäre, alles gehörig beobachtet zu haben. Er ließ Prismata aus Engeland kommen. Die Versuche wurden nun in seiner Gegenwart angestellt, und giengen glücklich von statten. Doch konnte er durch die Vereinigung der Sonnenstrahlen die weiße Farbe nicht hervorbringen; woraus er schloß, daß die weiße Farbe nicht aus dieser Vereinigung, sondern ohne Refraction aus ungebrochenen und gerade fortlaufenden Strahlen entstehe. Neuton, der sich über die wenige Genauigkeit, und selbst über die vorsetzliche Unachtsamkeit der französischen Naturforscher beschwert hatte, schrieb an den Cardinal, um sich wegen seines Verfahrens, woraus er so viel Aufrichtigkeit ersähe, zu bedanken.

XI.

Der Cardinal Polignac erzählte gern, was ihn zu Verfertigung seines Anti-Lucrez bewogen habe. Als er aus Polen zurück kam, hielt er sich einige Zeit in Holland auf. Er unterredete sich da öfters mit dem gelehrten Bayle, der damals im größten Rufe stand. Die Argumente des Epikur, des Lukrez und der Sceptiker, die seit

kurzem im kritischen Wörterbuche sehr weit waren getrieben worden, waren es vielleicht noch mehr in ihren Unterredungen. Der Abt Polignac faßte von der Zeit an den Vorsatz, sie zu widerlegen. Er bekam Zeit darzu, da er zweymal in seine Abtey verwiesen ward. Der Anti-Lucrez ist also die Frucht von den Widerwärtigkeiten seines Verfassers.

Carl Rollin,

geb. zu Paris 1661, gest. 1741.

I.

Rollin war schon unter die Meister des Messerschmidthandwerks aufgenommen, als ein Benedictiner, dem er öfters bey der Messe diente, einige Fähigkeiten zum Studiren bey ihm entdeckte. Dieser ehrliche Ordensbruder verschafte dem jungen Menschen eine Freystelle in einem Collegio, und ließ ihn studiren.

II.

Rollin hatte den Vortheil, daß er mit den beyden Söhnen des Herrn de Pelletier in eine Classe kam. Dieser Minister, der besser als iemand den Vortheil der Nacheiferung einsahe, suchte

suchte dieselbe immer weiter zu treiben. Wenn der junge Freyschüler Kayser war, welches sich oft zutrug, schickte er ihm eben das Geschenk, das er seinen Söhnen zu geben pflegte; und diese wurden darüber nicht eifersüchtig. Sie liebten ihn, und nahmen ihn in ihrem Wagen mit sich nach Hause. Sie ließen ihn bey seiner Mutter aussteigen, wenn er etwas bey ihr zu verrichten hatte, und warteten so gar auf ihn. Als diese gute Frau einst bemerkte, daß ihr Sohn ohne Umstände sich auf den obersten Platz setzte, wollte sie es ihm, als einen Mangel an Lebensart, verweisen; aber der Hofmeister antwortete, daß der Herr de Pelletier befohlen habe, daß man sich im Wagen nach eben der Ordnung als in der Classe setzen solle.

III.

Der berühmte Hersan, der die Gewohnheit hatte, den Eifer seiner Schüler in der rhetorischen Classe durch rühmliche Beywörter zu verdoppeln, sagte öffentlich, daß er keines fände, womit er den jungen Rollin genugsam unterscheiden könnte, und daß er bisweilen in der Versuchung wäre, ihn **göttlich** zu nennen. Er schickte fast alle, die etwas in Versen oder in Prosa von ihm verlangten, mit den Worten an denselben: **Gehet nur zu diesem, er wird es besser machen, als ich.**

IV.

Rollin zeigte als Professor der Rhetoric ein besonderes Talent, junge Leute zu bilden. Der Oberpräsident Portail, machte ihm bisweilen im Scherz den Vorwurf, daß er ihm zu viel aufgegeben habe, und Rollin gab ihm zur Antwort: Sie sollten sich auch, mein Herr, darüber noch beschweren; eben deßwegen, daß Sie gelernt haben viel zu arbeiten, haben Sie sich als Generaladvocat so hervor gethan, daß Sie nunmehro Oberpräsident sind. Sie haben mir ihr Glück zu danken.

V.

Nachdem der Herr de Vittement zur Erziehung der königlichen Kinder berufen ward, folgte ihm Rollin in der Direction des Collegii zu Beauvais. Diese Schule, die damals fast gänzlich unbekannt war, kam bald durch die Sorgfalt des neuen Vorstehers in die Höhe. Ein Mann aus einer Provinz, der ihn gar nicht kannte, brachte seinen Sohn dahin, um ihn bey ihm in Pension zu geben, indem er glaubte, daß dieses gar keine Schwierigkeit haben würde. Rollin aber bedauerte, daß er ihn nicht annehmen könnte, indem er nicht einen Daumen breit Platz übrig hätte, der nicht besetzt wäre, und um ihn davon zu überführen, ließ er ihn in allen Zimmern herum gehen. Der Vater, dem dieses

nicht

nicht angenehm zu hören war, sagte darauf zu ihm: Ich bin blos deßwegen nach Paris gekommen, und gehe morgen wieder fort: ich schicke Ihnen meinen Sohn mit einem Bette; ich habe nur diesen einzigen; legen Sie ihn auf den Hof, in den Keller, wenn es Ihnen beliebt; ich will ihn aber in Ihrem Collegio haben, und von dem Augenblicke an werde ich nicht den geringsten Kummer mehr haben. Er that, wie er gesagt hatte. Rollin sahe sich genöthigt, diesen jungen Menschen anzunehmen, und ihn in seinem eigenen Zimmer schlafen zu lassen, bis er ihm einen Platz geben konnte.

VI.

Da einst Rollin als Rector der Universität einer Disputation in dem Collegio des Grassins beywohnte, meldete man ihm, daß der Herr de la Hogvette, Erzbischof von Sens und Vorsteher dieses Collegii, in dem Hofe herkäme. Er schickte ihm so gleich entgegen, und ließ ihn bitten, daß er nur noch zwey Minuten in seiner Karosse warten sollte; worauf aber der Erzbischof nicht achtete, sondern gerades Weges in die Classe kam. Rollin schickte einen andern ab, der ihn empfangen, und so lange, als er könnte, aufhalten sollte, ehe er ihn an die Stühle brächte, wo Rollin als Rector den ersten Platz behauptete. Da er aber sahe, daß sich der Prälat nicht aufhalten ließ, rief er laut: Thesi finem impono.

Der

Der Erzbischof stieg hierauf wieder in seinen Wagen, und war sehr mißvergnügt über das Verfahren eines Mannes, der ihm Verbindlichkeit hatte. Rollin gieng den folgenden Tag zu ihm, fiel ihm zu Füßen, bat wegen des gestrigen Vorfalls um Vergebung, und sagte ihm, daß er als Rector der Universität so habe verfahren müssen, indem dieser allezeit den ersten Platz in den öffentlichen Schulversammlungen haben müßte. Der Erzbischof war mit dieser Entschuldigung zufrieden, und umarmte ihn.

VII.

Rollin vergaß nie sein erstes Handwerk. Er macht darauf in einem Sinngedichte die sinnreichste Anspielung. Er schickt einem seiner Freunde ein Messer zum Neujahrsgeschenke, und schreibt ihm dabey, daß, wenn ihm dieses mehr ein Geschenk des Vulkans als der Musen dünkte, er sich nicht wundern solle, weil er aus der Höhle der Cyclopen seinen Weg nach dem Parnaß genommen habe.

VIII.

Die Werke des Rollin sind in fremden Ländern eben so wohl aufgenommen worden als in Frankreich. Der Herzog von Cumberland und die Prinzessinnen seine Schwestern, ließen sich beständig die ersten Exemplare schicken. Sie strit-

stritten sich, wer sie am ersten würde gelesen haben, und wer die beste Rechenschaft davon geben würde. Der Prinz pflegte zu sagen: Ich weiß nicht wie es der Herr Rollin macht; allenthalben kommen mir die Reflexionen langweilig vor, und ich springe mit geraden Beinen darüber hinweg; in seinen Büchern hingegen gefallen sie mir ungemein, und ich verliere nicht ein Wort davon.

IX.

Der ietzige König von Preussen erwieß als Kronprinz dem Herrn Rollin die Ehre, daß er fleißig Briefe mit ihm wechselte. Als er nun den Thron bestieg, hatte er die Gnade, es ihm, so wie auch einigen andern Gelehrten vom ersten Range, zu melden. Herr Rollin antwortete ihm darauf, daß er künftig seine großen Beschäfftigungen in Erwägung ziehen, und nicht mehr sich die Ehre geben würde, an ihn zu schreiben, da er weiter keinen Rathgeber nöthig hätte, als seinen Ruhm.

X.

Rollin dachte von sich selbst so bescheiden, daß er nicht aufhörte zu erstaunen, daß er ein Autor geworden wäre; und anstatt Vortheile aus seinen Werken zu ziehen, deren erstaunender Abgang einen ieden andern reich gemacht hätte,

war

war er um nichts mehr in Verlegenheit, wenn er sie dem Verleger gab, als wie er ihn schadlos halten könnte, wenn sie nicht gut genug gehen sollten.

Johann Baptista Massillon,

geb. in Provence, gest. 1742.

I.

Als der Pater Massillon aus Provence ankam, fragte ihn der Pater Latour, General des Oratorii, was er von den Predigern hielte, die iezt den größten Zulauf hätten: Ich finde an ihnen, antwortete er, viel Witz und Geschicklichkeit; wenn ich aber predige, so werde ich gar nicht wie sie predigen. Er fand bey ihnen zu wenig Salbung, und zu viel Aufhebens über die äußerliche Sittsamkeit.

II.

Als der P. Massillon seine Anzugspredigt zu Versailles gehalten hatte, sagte Ludewig XIV diese merkwürdigen Worte zu ihm: Mein Pater, ich habe verschiedene große Redner in meiner Kapelle gehört; ich bin sehr mit ihnen zufrieden gewesen: So oft aber, als ich

euch

euch gehört habe, bin ich sehr unzufrieden mit mir selbst gewesen.

III.

Der P. Massillon erschien im J. 1704 zum zweytenmal am Hofe. Als ihm Ludewig XIV seiner großen Zufriedenheit in den gnädigsten Ausdrücken versichert hatte, setzte er hinzu: **Und ich will euch, mein Pater, künftig alle zwey Jahr einmal hören.**

IV.

Der berühmte Baron wollte gern den Pater Massillon hören. Er wunderte sich über das wahre, daß er allenthalben in seiner Action bemerkte, und sagte zu einem andern Acteur, der ihn begleitete: **Mein Freund, das ist ein Redner, und wir, wir sind nichts als Comödianten.**

V.

Als man den P. Massillon fragte, welches seine beste Predigt sey, antwortete er: **Die ist es, die ich am besten weiß.**

Franciscus Joseph de Beaupoil, Marquis von Saint-Aulere, gest. 1742.

I.

Als der Marquis von Saint-Aulere in die Akademie zu kommen suchte, setzte sich Despreaux gewaltig darwider, und antwortete denen, die ihm vorstellten, daß man einem Manne von seinem Stande etwas nachsehen müßte: **Ich mache ihm seinen Adelsbrief nicht streitig; aber ich widerspreche ihm seine Titel auf dem Parnaß.** Da nun ein Akademiker darauf antwortete, daß der Herr de Saint-Aulere auch seine Titel auf dem Parnaß habe, weil er sehr artige Verse gemacht hätte, so antwortete ihm Boileau: **Nun gut, mein Herr, weil Sie seine Verse loben, so erweisen Sie mir die Ehre, und verachten die meinigen.**

II.

Der Marquis von Saint-Aulere, der in der französischen Akademie dem Herzoge von Trimouille antwortete, als er an die Stelle des Marschalls d'Estrees aufgenommen ward, sagte: „Es „ist meine Pflicht, die ehrwürdige Asche mit

„Thrä-

„Thränen zu benetzen, die sie ietzt mit Blumen „bestreuet haben. Der Unterschied des Opfers, „das wir ihm bringen, stehet mit unserm unter„schiedenen Alter im Verhältnisse.„

III.

Die Herzoginn von Maine fand sehr viel Geschmack an dem Marquis von Saint-Aulere, und hatte ihn an den Hof gebracht. Man belustigte sich daselbst bisweilen mit den kleinen witzigen Spielen, wo man Fragen aneinander thut, die man auf eine sinnreiche Art beantworten muß. Eines Tages schlug die Prinzessinn das Spiel vor, wo ein ieder sein Geheimniß der Person sagen muß, welche erwählt wird, sich es sagen zu lassen. Sie wollte dieses selbst thun, und der Marquis von Saint-Aulere, an den die Reihe fast zuletzt kam, brachte das seinige unterdessen in Verse, welche er als ein 90jähriger Mann der Prinzessinn, ohne sie zu beleidigen, sagen zu können glaubte. Er ward auch sehr wohl damit aufgenommen, und verdiente es, der feinen und ausgesuchten Wendung wegen, die er seinen Gedanken gegeben hatte. Hier sind die Verse:

La divinité qui s'amuse
A me demander un secret,
Si j'etois Apollon ne seroit pas ma Muse;
Elle seroit Thétis, & le jour finiroit.

„Die Göttinn, die sich ein Vergnügen
„macht, mir mein Geheimniß abzufodern,
„sollte nicht, wenn ich Apollo wäre, meine
„Muse seyn; Thetis sollte sie seyn, und die
„Nacht müßte einbrechen.„

IV.

Der Marquis von Saint-Aulere schickte, da er nahe an hundert Jahren war, ein Gedicht an die Herzoginn von Maine, welches diese dem Cardinal Fleuri zuschickte. Der Cardinal schrieb an die Herzoginn zurück, daß die Versification so schön und fließend sey, daß sie den neuern Poeten zum Muster dienen könnte. Ihr Schäfer, fährt er fort, und so nennt er den Saint-Aulere, Ihr Schäfer lebe demnach, so lange er schon gelebt hat; und wenn Sie iemand Anwartschaft auf ihn geben, so bitte ich Eure Hoheit, einen Mann nicht zu vergessen, der Ihren Schäfer in Prosa auffodert, daß er nicht mehr Ehrfurcht gegen Sie haben, und mit mehrerer Ergebenheit seyn könne.

V.

Der Marquis von Saint-Aulere schickte dem Cardinal Fleuri den königlichen Befehl zu seiner Pension, und legte ein Rondeau bey, in welchem er ihm meldet, daß der König ihm diese Pension nicht länger als bis in sein hundert und zwanzigstes Jahr bezahlen wolle.

Carl Castel de Saint-Pierre,

geb. in der Normandie, gest. 1743.

I.

Der Abt Saint-Pierre studirte mit dem Herrn Varignon zugleich im Collegio zu Caen. Varignon nahm ihn zu sich, und versprach ihm, sein Glück zu machen. Der Abt hatte 1800 Livres im Vermögen, und verschrieb davon dem Varignon 300 Livres. Diese geringe Summe war viel, in Ansehung des Vermögens des Abts, und auch viel in Ansehung der Bedürfnisse des Herrn Varignon. Der eine war zuvor reich, und der andere ward reich dadurch, daß er seinen Freund noch mehr bereicherte.

II.

Der Abt Saint-Pierre sagte: Die einzige Sache, die ein Minister zum Besten seiner Familie thun kann, ist, daß er in seinem Testamente sagt: Wenn ich dem Könige und dem Staate einige Dienste geleistet habe, so bitte ich, daß Ihro Majestät meiner Familie einige Erkenntlichkeit dafür erweise.

III.

Der Abt Saint-Pierre las die Rede, die er bey der Aufnahme in die Akademie zu halten hatte,

erst dem Herrn von Fontenelle vor, welcher ihm gerade zu sagte, daß er eine gewisse Stelle sehr platt fände: Gut, antwortete der Abt, desto ähnlicher wird sie mir seyn; und ließ die Stelle unverändert.

IV.

Der Herr von Fontenelle schrieb im J. 1740 an den Cardinal Fleuri, um ihm zum neuen Jahr zu gratuliren. Er wünschte ihm Glück zu dem Frieden, den er zwischen den Türken und Christen gestiftet hatte, und bat ihn, als einen vortrefflichen Arzt der Krankheiten bey ganzen Nationen, das Fieber zu stillen, das in Europa sich bey den Spaniern und Engeländern einzuschleichen anfienge. Der Cardinal antwortete ihm in eben dem scherzhaften Tone, daß die Potentaten nur etwas von dem ewigen Friedenselixir des Abts Saint Pierre einnehmen dürften. Der Herr von Fontenelle zeigte diese Stelle dem Abte, welcher sich einbildete, daß der Cardinal sich seines Projects bedienen wollte, weßwegen er es ihm, nebst fünf Präliminararticklen, zuschickte. Der Cardinal antwortete ihm darauf: Sie haben noch einen vergessen; daß man nemlich eine Anzahl Missionarien ausschicken müsse, welche die Herzen und Gemüther der contrahirenden Fürsten darzu vorbereiteten.

V.

Ein gewisser Minister nannte die Projecte des Abts Saint-Pierre: **Träume eines ehrlichen Mannes.**

VI.

Wenn der Abt Saint-Pierre Frauenzimmer sehr artig von nichts sprechen hörte, sagte er: **Ach! warum sprechen sie nicht lieber von meinen Büchern.**

Peter Franciscus Güyot Desfontaines,

geb. zu Rouen 1685, gest. 1745.

I.

Als der Abt Desfontaines sich gegen eine obrigkeitliche Person, die nicht die vortheilhaftesten Begriffe von ihm hatte, rechtfertigen wollte, antwortete diese: Wenn man auf alle Angeklagte hören wollte, so würde niemand Schuld haben. Wenn man auf alle Ankläger hören wollte, gab der Abt zur Antwort, so würde niemand unschuldig seyn.

II.

Der Abt Desfontaines gestand bisweilen, daß er ein Spötter sey. Wenn er von dem Briefe des Abts Cotin seine Meynung sagt, so spricht er: Es sind artige Dinge darinne; ich bin der Mann, der davon urtheilen kann, indem ich mich rühmen darf, daß ich mich ein wenig darauf verstehe, nach dem Sprichworte:

Marchand d'oignon se connoit en ciboule.

„Wer mit Zwiebeln handelt, versteht sich „auch auf den Knoblauch.„

III.

Man hat vorgegeben, daß die Erbitterung des Abts Desfontaines gegen die Akademie daher käme, daß diese die Vertheidigung des Racine nicht habe annehmen wollen, die dieser Kunstrichter gegen einige grammatische Anmerkungen des Abts Olivet aufgesetzt hatte.

IV.

Als der Abt Prevot die Uebersetzung der Briefe des Cicero an seine Freunde heraus gab, schickte er dem Abt Desfontaines ein Exemplar, der ihm zurück schrieb: Ich schätze ihre Uebersetzung hoch; ich werde daraus einen Auszug machen, wie es sich gehört; Sie werden mir vergeben, wenn ich einige kritische Anmerkungen dabey mache. Algier würde für Hunger umkommen, wenn es mit der ganzen Welt Friede hielte.

V. Der

V.

Der Abt Olivet sagt bey Gelegenheit der Streitigkeiten, die er mit dem Desfontaines hatte, sehr wohl: Ich erstaune, daß der Abt Desfontaines mir so zuwider ist; wir kommen doch einander gar nicht in den Weg: ich arbeite, um denen Todten Ehre zu erweisen; und er, um die Lebendigen herunter zu machen.

VI.

Der Abt Olivet, sagt Desfontaines, lobt bald, bald tadelt er, nicht allein eben denselben Schriftsteller, sondern auch eben dasselbe Werk; so daß nach zehn Jahren, in denen er sich beschäfftigt, uns die Alten zu schildern, er nichts weiter gethan, als daß er sich selbst geschildert hat.

Ende des zweyten Theils.

Verzeichniß

der in beyden Theilen vorkommenden Schriftsteller.

Die römische Zahl zeiget den Theil an.

Abeille II. 271
d'Ablancourt I. 158
Alexander II. 314
Amyot I. 41
Arnauld II. 66
d'Aubignac I. 238
d'Aubigne I. 73
d'Aucour II. 74

Baillet II. 197
Balzac I. 112
Baron II. 330
Basnage II. 303
Bautrü I. 162
Bayle II. 202
Beaupoil II. 370
Benserade II. 25
Bergerac I. 121
Bois-Robert I. 145
Bossuet II. 193
Bouhours II. 168
Bourdaloue II. 189
Boursault II. 158
Boyer II. 126
Brebeuf I. 144
Brueys II. 304
Budäus I. 1
Büssi (Rabütin) II. 59

Calprenede I. 156
Campistron II. 308
Camus I. 105
Cartesius I. 94
Casaubonus I. 49
Cassander II. 89
Chapelain I. 224
Chapelle I. 273
Chatelet I. 76
Chaulieu II. 285
Choisi II. 315
le Cointe I. 253
Colletet I. 258
Corneille (Peter) I. 261
= = (Thomas) II. 214
Cotin I. 254
Cujacius I. 36

Dacier (Andreas) II. 296
= = (Anna) II. 279
Dancourt II. 313

Danes I. 22
Dangeau II. 276
Desbarreaux I. 234
Descartes I. 94
Desfontaines II. 375
Deshoulieres II. 63
Desmarets I. 236
Desportes I. 43
Despreaux II. 228
Dorat I. 54
Dûcange II. 17
Dûchatel I. 5
Dûgvet II. 346
Dûfreny II. 312
Dûmoulin I. 13
Dûperrier II. 38
Dûperron I. 58

Etoile I. 102

Faber (le Fevre) I. 187
de la Fayette II. 56
Fenelon II. 266
Fleschier II. 225
Fragvier II. 322
Füretiere II. 11

Gassendi I. 123
Godeau I. 189
Gombauld I. 168

Hardouin II. 343
d'Herbelot II. 93
Huetius II. 290

Jodelle I. 19

Lafontaine II. 77
Lafosse II. 211
Lainez II. 220
Laloubere II. 328
Launoi I. 246
Lefevre (Anna) II. 279
Lelong II. 294
Longverüe II. 300
Lully I. 281

Mabillon II. 209
Malebranche II. 262
Malezieux II. 321
Malherbe I. 65
de Marca I. 154
Marolles I. 243
Marot I. 3
Mascaron II. 173
Massieu II. 302
Massillon II. 368
Maucroix II. 207
Maynard I. 80
Menage II. 40
Menetrier II. 195
Mezerai I. 256
le Moine I. 184
Moliere I. 193
Monnoye II. 278
Montagne I. 38
Morin I. 129
de la Motte II. 337
Muretus I. 28

Nicole II. 90

Palaprat II. 286

Pascal

Pascal	I. 150	Saint=Amand	I. 139
Pasquier	I. 50	Saint=Evremond	II. 180
Patrû	I. 250	Saint=Pierre	II. 373
le Pays	II. 23	de Sallo	I. 175
Pechantre	II. 212	Salmasius	I. 111
Peirescius	I. 79	Santeuil	II. 101
Pelisson	II. 47	Sarrasin	I. 117
Perrault	II. 176	Sauveur	II. 270
Perron	I. 58	Scaliger	I. 44
Petau	I. 103	Scarron	I. 131
Peyrere	I. 243	Scuderi (George)	I. 169
Pibrac	I. 62	= = (Magdal.)	II. 150
Poisson	II. 20	de Segrais	II. 165
Polignac	II. 355	Sevigne	II. 94
Posiel	I. 23	Simon	II. 257
Pradon	II. 114	Sirmond	I. 100
		Sorbiere	I. 183
Quillet	I. 141	Sorlin	I. 136
Quinaut	II. 3	de la Sûze (Frau)	I. 222
Rabelais	I. 8	Thuanus	I. 53
Racan	I. 177	Tristan	I. 120
Racine	II. 127	dû Trousset	II. 335
Ramus	I. 51	Trûchet	II. 324
Rapin	I. 280		
Regnard	II. 217	Vaillant	II. 199
Regnier	I. 47	de Valois (Heinrich)	I. 242
Renaudot	II. 275	Varillas	II. 98
Riupeirous	II. 201	Vaugelas	I. 91
Rollin	II. 362	le Vayer	I. 185
Ronsard	I. 31	Vertot	II. 347
Rotrou	I. 89	Viaud	I. 61
Rousseau	II. 348	de Villedieu (Frau)	I. 256
dû Ryer	I. 126	Voitûre	I. 84

Nach=

Nachricht.

Indem der zweyte Theil der Anecdoten gedruckt ward, kam dem Verleger ein anderes französisches Werk in die Hände, das mit diesem viel Aehnlichkeit und Zusammenhang hat. Der Titel desselben ist: Querelles litteraires, ou Mémoires pour servir à l'Histoire des Révolutions de la Rèpublique des Lettres, depuis Homere jusqu'à nos jours. Es gefiel dem Verleger, die Uebersetzung dieses Werks als eine Fortsetzung der Anecdoten drucken zu lassen, und mit den versprochenen selbst gesammleten Anecdoten zu warten, bis die vier Theile der gelehrten Streitigkeiten hinter einander heraus wären. Die Freunde gelehrter Merkwürdigkeiten werden in diesem neuen Werke gewiß eben so viel angenehmes und sonderbares finden, als in den vorhergegangenen Anecdoten. Vieles, was in den Anecdoten nur kurz berührt

rührt ward, wird in dem folgenden Werke ausführlicher erzählt werden. Man erſpart ſich die Mühe, hier einen ordentlichen Auszug davon zu geben, weil der erſte Theil in wenig Wochen fertig ſeyn, und die Vorrede zu demſelben den Plan des ganzen Werks enthalten wird. Auf ähnliche Art wird man, wenn die Ueberſetzung zu Ende ſeyn wird, dieſes Werk mit ein oder ein paar Theilen Anecdoten, verſprochener maßen, und dann mit Erzählung der Streitigkeiten anderer Gelehrten fortſetzen.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Raynal, Guillaume Thomas François, / Irail, Simon Augustin, / Hiller, Johann Adam,

Anecdoten zur Lebensgeschichte berühmter französischer, deutscher, italienischer, holländischer und anderer Gelehrten

Bd.: Zweyter Theil

Leipzig 1762

Biogr.c. 10-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10069569-2
VD18 80354904-ddd